PINDARS

ZWEITE OLYMPISCHE ODE

METRISCH ÜBERSETZT

VON

WILHELM VON HUMBOLDT

BERLIN

GEDRUCKT BEI J. F. UNGER

MDCCXCII

…THECA
REGIA
…NSIS.

(Ein Abdruck für Freunde.)

AN THERON AUS AGRIGENT DER IM WAGENRENNEN DEN PREIS ERHALTEN HATTE.

1. Strophe.

Leierbeherschende Hymnen,
wen der Götter, wen der Heroen,
wen der sterblichen Menschen singt ihr?
Heilig dem Zeus ist Pisa,
und den Olympischen Wettkampf
hat von des Krieges Beute
Herakles' Macht gegründet.
Theron preiset, o Saiten,
und sein sieg-erringendes
Viergespann!
Ihn, den gerechten Gastfreund,
Akragas Stüze,
seiner hochverherrlichten Väter
Blume, ihn, den Städteerhalter! —

1. Antistrophe.

Vieles erduldend im Herzen,
bauten sie die heilige Stadt am
Flusse, waren Sikeliens Auge.
Und es umkränzte sie mit
glüklichen Tagen das Schiksal,
Herrschaft und Wonne gattend
mit ächter Tugenden Glanz.
Rhea's Sohn, o Kronion,
über die Olympische
Veste, die
Blüthe der Spiele, und Al-
pheos' Gestade
waltend, gieb, erfreut vom Gesange,
huldreich noch die Herrschaft der Väter

1. Epode.

ihren künftigen Enkeln. = Was einmal ge-
schehn ist, davon, sei es gerecht,
sei es nicht, vermag selbst
die Zeit, die Allerzeugerin,
nicht mehr den Ausgang zu wandeln.

Aber Vergessenheit führt glückliches Schiksal herbei,
und in der Fülle treflicher Freuden
stirbt besiegt dahin das zürnende Unglük,

2. Strophe.

wenn der Unsterblichen Wille
Segen sendet. Also bei Kadmos'
herrlichthronenden Töchtern. Viel zwar
duldeten sie, doch sank die
iammererregende Trauer
hin vor der schönren Freude.
Getödtet von des Blitzes
Donner, lebt in dem Kreis der
Götter die schönlokkige
Semele.
Ewig nun liebt sie Pallas,
ewig und herzlich
Vater Zeus, und inniger liebt sie
noch, der Sohn, der Epheuumkränzte!

2. Antist.

Auch in des Meeres Tiefen —
geht die Sage — unter den Töchtern

Nereus', gaben die Götter nimmer
alternde Jugend Ino'n
ewige Dauer hindurch. — So
siehet der Menschen keiner
des Todes Ende voraus;
weiſs nicht, ob er nur Einen
heitern Tag — das freundliche
Sonnenkind —
sicher und harmlos ende.
Andre und andre
Ströme, Freude rollend und Mühe,
tragen ewig wechselnd die Menschen. —

2. Ep.

Also auch das Geschik, das der Vater be-
glükte Tage lange geschüzt!
Denn es führte, neben
dem Gottverliehnen Heile, auch,
wieder gewandelten Sinns, ein
Unglük herbei, da des Sohns schiksalgeleitete Hand,
Laïos in der Enge des Pfades
tödtend, Pythons alten Ausspruch volbrachte.

3. St.

Aber es sah's der Erinne
Späherblik, und unter einander
tilgt sich wechselnd der Stamm der Krieger!
Nach Polyneikes' Sturze
blieb nur Thersander zurück, ge-
ehrt in der Jugend Kämpfen,
und in den Schlachten des Kriegs,
ein Adrastischer Sprößling,
seines Hauses schüzender
Retter. Von
seinem Geschlechte stammet
Aenesidemos'
Sohn; ihn, ziemt es, mit des Gesanges
Preise, mit der Leier zu feiern! —

3. Antist.

Denn den Olympischen Preis em-
pfieng er; und in Python, im Isthmos
reichte ihm und dem gleicherhabnen
Bruder des Glükkes Schwester-
anmuth die Blume des Lohns der

zwölfmal umflognen Rennbahn.
Des Siegs Erreichung befreit,
wer, des Kampfes versuchend,
rang, von Sorgen. Reichthum, von
Tugend um-
kränzet, gewährt bei iedem
Wanken des Schiksals
sichre Hülfe; führet zu höhrer
ernsterfüllter Ansicht der Dinge:

3. Ep.

ist ein funkelnd Gestirn, ist der Sterblichen
Wahrheitsflamme. Wer ihn besizt,
kennt die Zukunft, weiſs, daſs
der Abgeschiednen Frevelsinn
sicher die Büſsung erfährt. Denn
was in Kronions Gebiet frevelt das Menschengeschlecht,
richtet im Reich der Schatten unwandel-
bar Nothwendigkeit mit grausem Geseze.

4. St.

Aber stets leuchtende Sonne
Tages, ewig leuchtende Nachts ge-

nieſsend, pflükken die Guten, fern von
Arbeit, ein leichtes Leben;
nimmer durchfurchend die Erde,
nimmer des Meeres Fluten —
getrieben vom Bedürfniſs —
mit der Stärke der Hände.
Thränenlos entfliehen die
Tage, wem
Frömmigkeit hold war, bei der
Götter Gepriesnen.
Marter, nie von Augen geschauet,
schöpft indeſs der büſsende Frevler. —

4. Antist.

Wer nun mit Kühnheit gewagt, hier
dreimal, dreimal drunten verweilend,
frei von Unrecht, und rein das Herz zu
halten, volbringt Zeus' Weg zu
Kronos' erhabener Veste;
da, wo des Meeres Lüfte
der Sel'gen Insel umwehn:
da, wo goldene Blumen

leuchten; — hier entsprossen dem
Boden, dort
glänzenden Bäumen, dort er-
zeugt von des Wassers
Flut — in schöngewundner Geflechte
Kranz die Arme diesen umschlingend. —

4. Ep.

So befiehlt's Rhadamanthens gerechte Ent-
scheidung, welcher ewig bereit
Vater Kronos beisizt,
dem Gatten Rhea's, deren Thron
höher, als alle, emporstralt.
Ihnen zur Seite wird hier Peleus und Kadmos geehrt;
und auch Achillen führte, Kronions
Herz mit Bitten lenkend, hieher die Mutter:

5. St.

ihn, der den Hektor, einst Troia's
feste, nie erschütterte Säule,
stürzte, Kyknos dem Tode gab, und
Memnon, den Sohn der Eos. =
Viele gefiederte Pfeile,

ruhend versteckt im Köcher,
trägt meine Schulter noch. Ver-
ständ'gen tönen sie. Denn beim
Volk bedarf ich Deutung. Dem
Weisen giebt
vielfache Kunde die Na-
tur; doch der Schüler
Haufe krächzt mit gierig geschwäz'ger
Zunge, gleich den Raben, Kronions

5. Antist.

göttlichem Vogel entgegen.
Auf! Begeistrung, spanne den Bogen
jezt zum Ziele! Und wen trift, abge-
schnellet vom freundlich holden
Sinn, dein hochfliegend Geschofs? Zielst
nicht du auf Akragas hin?
Durchglüht von unentweihter
Wahrheit, sprech' ich es schwörend
aus: es hat nie eine der
Städte, Jahr-
hunderte durch, solch einen

Helden erzeugt, so
gegen Freunde edelgesinnten
Herzens, so freigebiger Hand, als

5. Ep.

Theron. Aber wahnsinniger Menschen Bethörung kämpft entgegen dem Preis:
Wider Recht erhebt sie
die Stimme, will mit Schande die
Feier der Edlen verhüllen.
Aber den Sand am Gestad' fliehet die messende Zahl;
Und wieviel Theron rund um sich her der
Freuden streute, wer vermag es zu sagen?

Rom

von

Wilhelm von Humboldt

Berlin 1806

In Commission bei Haude und Spener

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An

Frau von Wollzogen

gebohrne von Lengefeld

R o m.

Tibris, der du rollst die stolzen Wogen,
Denkst du wohl noch jener grauen Zeit,
Wo noch nicht, gewägt auf luft'gen Bogen,
Stand des Capitoles Herrlichkeit,
Roma's Name, noch von Nacht umzogen,
Nicht des Nachruhms Stimme war geweiht? —
Kehrt einst Nacht, die wieder ihn verschlinget?
Strahlt ein Tag, wo keinem Ohr er klinget? —

Nein! so lang' auf seinen Felsensäulen
Ragt das schmale, meerumflofsne Land,
Das der Götter Ahnherrn einst sah weilen,
Gründen goldne Reich' an seinem Strand —
Mag dahin das Rad der Zeit auch eilen —
Wird die Siebenhügelstadt genannt.
Ewig hiefs sie in der Vorwelt Munde,
Ewig tönt der Nachwelt ihre Kunde.

Wenn der Tiefe Flut in wüstem Schwalle
Sich empört' auch auf vom Meeresgrund,
Die jetzt schlummern, die Vulkane, alle,
Flammen spieen aus umdampftem Schlund,
Auf das Land mit unerhörtem Falle
Beide stürzten in vereintem Bund,
Dafs, wo jetzt den Ulm umschlingt die Rebe,
Leicht zerrissen, Well' an Welle bebe;

Staunend würde doch der Schiffer lauschen,
Rufen: „Freunde, zieht die Segel ein!
„Höret Ihr die Welle stolzer rauschen?
„Seht, auf wogt sie vom Romul'schen Hain.
„Erd' und Meer kann wohl sein Loos vertauschen,
„Doch vertilgt nie Römername seyn.
„Todt Gebilde nicht ist's, was ihn träget,
„In der Menschen Brust ist er gepräget."

Als Aeneas zu Evanders Hütte,
Wälzend, kam, des grofsen Krieges Last,
Und in seiner Opfertische Mitte
Nun der Held empfing den neuen Gast,
Wankten schon durch Trümmer ihre Schritte,
Die die grause Hand der Zeit erfafst.
„Phryger, schaue diese öden Reste,
„Hier stand Janus, dort Saturnus Veste!"

Also sprach Arkadiens Greis und stillte
Seines Freundes Sehnsucht, ahndungslos,
Welcher Werke Pracht noch Nacht umhüllte,
Welche Zinnen, wunderhehr und grofs,
Da, wo ihm die frohe Heerde brüllte,
Einst entstiegen dunkler Zukunft Schoofs.
Ach! die da noch nicht das Licht getrunken,
Liegen wieder jetzt in Schutt gesunken!

Und wann einst in später Jahre Rollen
Seinen Schritt hieher der Waller lenkt,
Wird vielleicht er Trümmern Wehmuth zollen,
Wo sich jetzt die Menschenwelle drängt,
Wann herab den heil'gen, gnadenvollen
Segen mild der Fürst der Priester senkt.
Der sich jetzt des nahen Aethers freuet,
Jener Dom, liegt dann in Staub zerstreuet.

Stadt der Trümmer! Zufluchtsort der Frommen!
Bild nur scheinst du der Vergangenheit;
Pilger deine Bürger, nur gekommen,
Anzustaunen deine Herrlichkeit;
Denn vor allen Städten hat genommen
Dich zum Thron die allgewalt'ge Zeit.
Dafs du seyst des Weltenlaufes Spiegel,
Krönte Zeus mit Herrschaft deine Hügel.

Oft sah ich von Aventinus Spitze,
Wo sich engt der Pfad von Ostia her,
Tiber, unter Cacus altem Sitze,
Hin dich rollen zum Tyrrhenermeer.
Wie, geschmelzt an Hohenofens Hitze,
Erz sich wälzet, langsam; gelb und schwer,
Rollst du ernst und feierlich die Wellen,
Die das Herz mit tiefer Wehmuth schwellen.

Starr verfolgt die Woge, wie sie gleitet,
Fest gebannt der thränumwölkte Blick,
Und wann sie zur fernsten Fern' ihn leitet,
Kehrt mit gleicher Sehnsucht er zurück.
Dieser Wogen finstres Rollen deutet
Wohl des Menschen innerstes Geschick.
Wenn den Busen Freud' und Kummer engen,
Ist es mehr, als dunkles Wogendrängen?

Schnell vorüber rauscht der Freud' Entzücken,
Langgehegt wird Schmerz und Kummer mild,
Wann es fern die Jahr' und fern entrücken,
Schwankt erbleichend das geliebte Bild.
Ew'ger Wechsel taumelt vor den Blicken,
Und eh Lösung tief die Sehnsucht stillt,
Schlingt das Grab die streitenden Gefühle,
Dumpf und still, wie Sommermittagsschwüle.

So von Oed' und Kummer trüb' umschwebet,
Blicken, wie durch zarten Trauerflor,
Roms Gefild', und einsam klagend strebet
Trümmer dicht an Trümmer nur empor.
Gräber, von der Vorzeit Hauch durchbebet,
Schweigend ewig dem erschrocknen Ohr,
Hingestreut in wechselnden Gestalten,
Feiern Orcus dunkler Mächte Walten.

Denn bis wo des Meeres Woge schwillet,
Vom Gebirg her am Sabinerland,
Das mit tiefem Blau die Luft umquillet,
Wo der Sonne glühend heifsen Brand
Sparsam schattiges Gehölz umhüllet,
Herrschet der Zerstöhrung grause Hand.
Wehmuth hat ihr Reich hier aufgeschlagen;
Wehmuth flüstern tausend stumme Klagen.

Doch wie, wem des Lebens Kraft versieget
Von der Liebe heifsem Wonnekufs,
Schlürfet inniger stets angeschmieget,
Ihrer Flammen tödtenden Ergufs;
So in sehnsuchtsvoll Erstarren wieget
Dieser Himmelsfluren Zaubergrufs.
Segnen mufs der Mensch, auch wann er kranket,
Doch den Epheu, der ihn fest umranket.

Stets an Alba's ernster Scheitel hängen
Möchte zauberisch gebannt der Blick,
Wo einst Latium mit Festgesängen
Flehte von dem Donnrer Sieg und Glück,
Zu Soracte's lichten Höhn sich drängen,
Kehren über Tiburs Hain zurück;
All die tiefen, schweifenden Verlangen
Halten in dem engen Raum gefangen.

Denn in dieses engen Raumes Schranken
Ruht der Umfang einer halben Welt,
Wie in Einem flüchtigen Gedanken
Oft ein Menschenleben dar sich stellt.
Ferner Völker stolze Throne sanken
Hier, an Roma's Felsenmacht zerschellt,
Und mit Blüthen, fremder Zon' entpflücket,
Stand sie da, die Herrscherstirn geschmücket.

Wie von Helios zu Selenens Glanze,
Kehrt zwar von der Heldin blut'gem Schwert
Und der schlachtenfroh gebäumten Lanze
Gern der Geist zu der, die, gramverzehrt,
Mit der Locken wildzerrauftem Kranze
Sitzet an dem umgestürzten Heerd,
Deren Schmuck, mit Tigerhand entführet,
Nun der Stolzen hohe Mauern zieret.

Arme Hellas! traure nicht bekümmert!
Hebe froh den gottdurchströmten Sinn!
Wenn in heilger Tempel Halle schimmert
Waltend deine Nebenbuhlerin,
Wenn mit Mavors Städte sie zertrümmert,
Wurde dir ein höherer Gewinn;
Du nur sangst im Götterreihn der Musen,
Du nur herrschest in der Menschen Busen.

An Ilissos sanftgewundnem Strande
Wo Platanen wehrten Helios Strahl,
Führten lieblicher gewobne Bande
Durch des Erdenlebens dunkles Thal.
In der Dichtung magischem Gewande
Stand die Weisheit bei der Freude Mahl,
Und, begeisterter empor zu flammen,
Schmolz mit Freundschaft Liebe fest zusammen.

Wann der Perser wilde Schaaren drohten,
Glühte jedem Griechen hoch der Muth,
Und, von allen Küsten her entboten,
Spendeten der Freiheit sie ihr Blut.
Ueberdeckt mit Trümmern und mit Todten,
Ausgespieen von des Meeres Wuth,
Können Salamis Gestade zeugen,
Ob dem Joche sich Hellenen beugen.

Doch wann sie des Friedens Opfer weihten,
Rosteten die Waffen unberührt;
Knechtschaftsfesseln einer Welt bereiten,
Ist nicht, was Hellenenbrust verführt;
Für des Vaterlandes Götter streiten;
Aber, wann der Freiheit Kranz sie ziert,
Froh den Reigen um die Freien schliefsen,
Und der Hohen Gegenwart geniefsen.

Ihren Geist — der Erd' und Himmel füllet,
Flüstert in dem gottgeweihten Hain,
In des Meeres dunkler Woge schwillet,
Furchtbar starrt im nackten Felsgestein,
Zart der Schönheit Wellenform entquillet —
Schlürfen mit geweihten Sinnen ein:
Tief die Brust in alles Leben tauchen,
Und es bildend wieder von sich hauchen.

Aus dem Nichts da sprangen die Gestalten,
Die umsonst die Hand der Zeit bezwang,
Deren überirdisch Götterwalten
Jetzt noch füllt den Sinn mit Himmelsdrang,
Die der Schönheit Urform rein entfalten,
Rhythmisch, wie der Sphären Feierklang,
Und sich, wie sie frei den Aether schlürfen,
Huldreich fügen menschlichem Bedürfen.

Da entströmeten der Hymnen Töne,
Wann in Elis und des Isthmos Flur,
Eifernd ob des Sieges Kranz sie kröne?
Flog zum Ziel der Flammenräder Spur.
„Eins sind Götter, eins der Menschen Söhne,
„Aber beiden Eine Mutter nur.
„Werden jene vom Olymp getragen,
„Können auf zu ihnen wir doch ragen!"

So vom Hauch der Schönheit überthauet,
So ergriffen von der Gröſse Macht,
Drang der Geist von Morgenroth umgrauet,
Tiefer in des Menschenschicksals Nacht.
Keiner hat es je so klar geschauet. —
Wie der Zorn der Eumeniden wacht,
Wie das Leben irrt, ein Traum am Tage,
Ewig tönt's des Chores Wechselklage.

Klagt Euch selber; denn kaum flücht'ge Spuren
Liefs von Euch zurück Barbarenwuth.
Argos trauert und Mykene's Fluren,
Oed' ist Aulis strudelreiche Flut;
Der Zerstöhrung wilde Stürme fuhren
Da, wo Götter menschlich einst geruht.
Wie der Leier Tön' in Luft verhallen,
Mufs des Lebens zartste Blüthe fallen.

Nicht gegeben ward es Euch, zu gründen,
Was durch grauer Zeiten Alter lebt.
Der selbst, dessen kühnem Ueberwinden
Dienstbar Indus Ufer einst gebebt,
Konnte Welten wohl mit Ruhm entzünden;
Doch es sank, was er mit Müh' erstrebt.
Wie der Gott im Zweigespann der Tiger,
Zog dahin, und schwand der trunkne Sieger.

Wer empor ein fest Gebäu will führen,
Trotzend Zeit und Schicksal unverwandt,
Mufs das Ird'sche muthig zu berühren
Nimmer scheun mit arbeitkühner Hand,
Und des innern Busens Kräfte spüren
Näher mit der Erde Staub verwandt;
Wie die Eiche tief die Wurzeln senket,
Wann am Aether sie die Zweige tränket.

Zwar, sie schöpfend von des Himmels Zinnen,
Gofs ins Bild, das starrte, kalt und taub,
Jene Gluthen die uns noch durchrinnen,
Kühn Prometheus; doch der Stoff war Staub.
Nun in jedem menschlichen Beginnen
Wird des Himmels Frucht der Erde Raub.
Was entflammt den freigeschwungnen Kräften,
Mufs sich an die Nacht des Bodens heften.

Ewig hätt' Homeros uns geschwiegen,
Hätte Rom nicht unterjocht die Welt;
Nimmer wär' aus Grabesnacht gestiegen,
Der die Seele fest im Leiden hält,
Da die Glieder Schlangen ihm umschmiegen,
Und der Knaben Tod den Busen schwellt,
Liefs nicht Titus einst von Siegestrümmern
Seine weiten, goldnen Hallen schimmern.

Wie empor, den Himmel tragend, strebet
Atlas, eine allgewalt'ge Wehr.
Dicht von Wolken ist sein Haupt umschwebet,
Und die Wurzel birgt das dunkle Meer.
So von dort, wo Dichtung Fabeln webet,
Ragt zu uns Roms mächtig Schicksal her.
Was von Thatenkunde wir vernahmen,
Wölbet sich um ihren stolzen Namen.

Nicht ein frei Geschenk aus Göttergüte,
Ward der Thron der Welt des Römers Loos:
Wie stets neu ein zürnend Haupt erblühte
Lerne's Drachen aus der Wunde Schoofs,
Hob die Oftbesiegte sich, und sprühte
Neue Flammen auf den Sieger los,
Bis ihr letztes Blut er nun vergossen,
Und sich Janus hohe Pforten schlossen.

Stark der Arbeit Riesenlast zu wägen,
Schritt Quirinus Volk den Ringerpfad;
Schnöd verschmähend, Ruh nach Kampf zu pflegen,
Erntend ewig neuer Siege Saat;
Von des Ruhmes lichtbestrahlten Wegen
Achtend nichts, als Herrscher-Wort und That;
Gern vergeuderisch mit Blut und Schweifse,
Wenn es nur der Welten Richter heifse.

Denn des Rechtes eherne Gesetze
Hielt es den erschrocknen Völkern vor;
Daſs Gewalt den Schwachen nicht verletze,
Der zum Schirm es flehend sich erkohr,
Und zum Sieg der Rache Schwert es wetze,
Lieh es dem Bedrängten gern sein Ohr.
So von einem Meeresstrand zum andern
Lieſs es seine blut'gen Schaaren wandern.

Doch eh kühn sie waget ferne Züge,
Uebt daheim erst Roma Schlachtenmuth;
Denn daſs, kaum gebohren, sie erliege,
Zischt um sie der Nachbarvölker Wuth;
Doch die Hände streckt sie aus der Wiege,
Und erwürget liegt der Nattern Brut.
Bändigend Ausonien ihrem Worte,
Steht sie an der Weltbeherrschung Pforte.

Und das Meer lacht ihren stolzen Füſsen,
Und es reizt sie, sich ihm zu vertraun.
„Mag den Uebermuth Carthago büſsen,
„Und Circeji's Wald die Fluten schaun!"
Ruft sie, und mit lauten Siegesgrüſsen
Senden ihre Flotten Todesgraun.
Zwischen Schiff und Schiffen kühne Brücken
Schlagen sie sich auf der Woge Rücken.

Und der Kampf nun auf den schwachen Brettern
Tobt', als wütet' er auf Felsengrund;
Vor des Römerschwertes Flammenwettern
Sinkt der Pöne in der Wellen Schlund,
Und von seinen Siegern, wie von Rettern,
Bettelt er des Friedens schmähl'gen Bund.
Von dem schönen, dreigezackten Lande
Muſs er fliehn zu seinem öden Strande.

Aus der Heimath ist sie nun geschritten,
Morgendlich, gleich schön geschmückter Braut,
Muth und Stärke hat sie sich erstritten,
Dafs vor keinem Kampf sie mehr ergraut.
Zwar noch blut'gen Regen auf sie schütten
Ungewitter, denen Nacht entthaut;
Doch sie harret aus, die Wolken fliehen,
Und es sinkt die Welt zu ihren Knieen.

Und nach jedem schwer bestandnen Streite
Heftet, noch vom Kampfgewühle heifs,
An der Götter Tempel sie die Beute,
Des vergofsnen Blutes theuren Preis.
Mit den Gränzen dehnt sich in die Weite
Auch der Stadt, der Einz'gen, heil'ger Kreis;
Denn zum Heerd des Reichs ist sie geweihet,
Wo sich ew'ger Flamme Vesta freuet.

Um den Siebengürtel dieser Hügel,
Deren Stirn die hohen Zinnen trägt,
Schwingt der Sieg die goldumstrahlten Flügel,
Treu dem Kreise, der ihn einzig hegt.
Ew'ger Herrschaft unverletztes Siegel
Hat hier nieder das Geschick gelegt.
Wohl verpflanzen läſst sich Muth und Tugend,
Aber nicht des Glückes Götterjugend.

Als einst von der Gallier Siegerhänden
Rom, verbrannt, in Graus und Schutte lag,
Und den neuen Aufbau zu vollenden,
Es an Muth dem müden Volk gebrach,
Wollten sie sich feig nach Veji wenden:
Doch Camill, der kühne Retter, sprach:
„Von der Väter Heerde wollt ihr fliehen?
„In die Stadt besiegter Götter ziehen?

„So, Quiriten, traget ihr nur Liebe
„Zum Gebälk, von Menschenhand erbaut?
„So umfaſst ihr nicht mit inn'germ Triebe
„Dieser Muttererde süſsen Laut?
„Nein! wenn auch nur jene Hütte bliebe,
„Die den groſsen Gründer einst geschaut,
„Möcht' an's Herz ich diese Oede drücken,
„Lieber, als den alten Sitz verrücken.

„Oft mit Thränen netzte meine Wangen,
„Als ich weilt' in Ardea verbannt,
„Hier nach diesen Fluren tief Verlangen,
„Nach des Tibers altgewohntem Strand,
„Nach dem Himmel, von dem hold umfangen,
„Mir der ersten Jugend Blüthe schwand.
„Daſs nicht Sehnsucht trübe unsre Freuden,
„Laſst uns nie vom süſsen Boden scheiden!

„Und wer wird den Göttern Opfer bringen,
„Deren Dienst von unsern Vätern stammt?
„Deine Schilde wer, Gradivus, schwingen,
„Wann kein Bürgerheerd mehr wirthlich flammt,
„Und wo jetzt der Freiheit Kräfte ringen,
„Ist zur Wüste dann der Markt verdammt?
„Vesta's Lohe wer zu löschen wagen?
„Wer auf Feindes Heerd sie frevelnd tragen?

„Fest noch steht die hohe Burg gegründet,
„Aller Götter Häuser unversehrt.
„Wem die Brust das Vaterland entzündet,
„Dem bleibt kein Beginnen je verwehrt.
„Für die oft in Schlachtenreih' verbundet,
„Ihr gekämpft mit blutgefärbtem Schwert,
„Diese wüsten Mauern, o Quiriten,
„Laſst auf's neue Trotz den Zeiten bieten."

Und sie wankten zweifelnd hin und wieder,
Da zieht übers Forum Kriegerschaar,
Und begeistert schallt es durch die Glieder:
„Hier zu bleiben, frommt uns, immerdar!
„Senket hier der Adler stolz Gefieder!"
Und als tönte Götterstimme klar,
Hört vom Markt man und des Rathes Stufen:
„Hier zu bleiben, frommt uns!" alle rufen.

Und seitdem mit aller Götter Gnaden
Ward die Herrscherin der Welt beschenkt;
Schauend von des weiten Aethers Pfaden
Gröfs'res nichts, worauf den Strahl er senkt,
Ist's, als ob, in Glanze sie zu baden,
Phöbus seine Flammenrosse lenkt.
Wo nur Hauch der Menschlichkeit je wehte,
Sehnt die Brust sich nach der Stadt der Städte.

Denn als hin das erste war gesunken,
Blüht' in ihr empor ein neues Reich.
Die durch Blut und Kampf schritt siegestrunken,
Herrscht nun sonder Schwert- und Lanzenstreich;
Liebe weckt in ihr die Himmelsfunken;
Statt des Lorbeers, grünt der Palme Zweig.
Tod und Knechtschaft hat sie sonst entsendet,
Segnend jetzt die Welt sich zugewendet.

Zwar auch dieses Glanzes Strahlen bleichen.
Was die Erde Großses je gesehn,
Sinkt einst vor des Schicksals mächtgen Streichen,
Fortgewirbelt in des Poles Drehn.
Selbst die Sonne mufs am Abend weichen,
Neu am Morgen glühend zu erstehn.
Doch der Geist, der tief verborgen weilet,
Wird von keiner Flucht der Zeit ereilet.

Und zu ihm, der, licht entflammt dem Himmel,
Um die Wange dieser Hügel schwebt,
Fliehet freudig aus dem Weltgetümmel,
Wem Betrachtung still die Seele hebt.
Balsam ist der Schatten Nachtgewimmel,
Wann den Busen Ahndung bang durchbebt.
Aus dem Leben in die Wüste schweifen
Mufs, wer kühn will Göttliches ergreifen.

So viel Saiten tief im Busen schwingen,
Wann der Welten Einklang rührt das Herz;
So viel Töne allgewaltig dringen
Auf von diesem Boden himmelwärts.
Grabestrümmer, öd' und wüst, durchklingen
Bang die Brust mit sehnsuchtsvollem Schmerz.
Gröfse ruht auf Mauern und Gefilden;
Schönheit flammt aus himmlischen Gebilden.

Wann, von ihrem Lichte, Ihr, umflossen,
Göttersöhne, die Ihr, ewig jung,
Stehet bei den wildgebäumten Rossen,
Hebt die Brust zu übersel'gem Schwung;
Wie dann in einander mild ergossen,
Strömen Wehmuth und Bewunderung,
Bis der Geist, von Ahndungsblitz gerühret,
In dem Loos der Menschheit sich verlieret.

Denn es soll vergehn des Menschen Treiben;
Ewig währet nur, was leblos starrt.
Nichts soll von der langen Vorzeit bleiben,
Was nicht lebend trägt die Gegenwart;
Kraft an Kraft sich funkensprühend reiben,
Hauch beleben Hauch, nach Geisterart;
Der selbst, von dem alles Leben stammet,
Ist nur ewig, weil stets neu er flammet.

Darum sonder bitt'rer Klag' Entsenden,
Senken edle Trümmer hier das Haupt,
Als verziehn sie den Barbarenhänden,
Die der Pracht der Jugend sie beraubt,
Sanft noch lächelnd in den öden Wänden,
Von des Epheus dichtem Schmuck umlaubt:
Wie der Saat, die bald der Sommer bleichet,
Still im Herbst des Halmes Aehre weichet.

Niedern Dienst dem neuen Wohner leihet
Hoher Säulen schöngeformter Knauf.
Achtlos, ob er Werk der Kunst entweihet,
Stützt er häusliches Geräth darauf.
Soll, der sich des Augenblickes freuet,
Greifen in der Zeiten raschen Lauf?
Blüthen, die aus ihrem Schooße sprießen,
Mögen, welkend, hin mit ihnen fließen.

Großes ewig muß der Mensch erzeugen,
Weil zum Himmel auf sein Wesen strebt;
Doch das Große muß der Zeit sich beugen,
Der im Busen wieder Größ'res webt,
Schlingen so sich hin ein Götterreigen,
In dem Schönes Schöneres belebt.
Nur ein Leben aus dem Tod' entfalten
Ist der Menschheit schmerzumwölktes Walten.

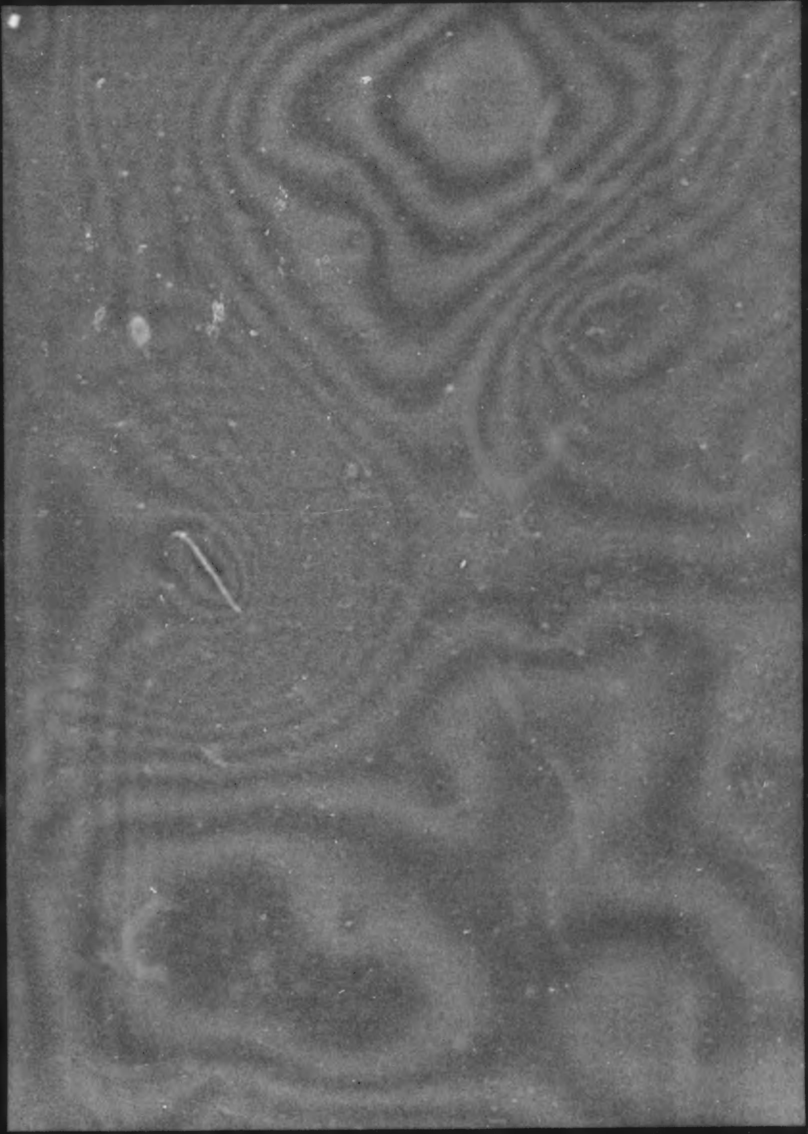
Der des Menschen Busen heiß durchglühet,
Hält die Welten auch im ew'gen Gleis,
Und die Funken, die er flammend sprühet,
Fasset keiner Ewigkeiten Kreis.
Neues auch aus seinem Schooß erblühet,
Ohne daß er ahndungsvoll es weiß.
Er auch kennt nur ewig neu Entwinden,
Ringt, im Größ'ren wieder sich zu finden.

Denn das Neue doch ist heimisch wieder,
Stammt aus gleich verborgnem Urquell her.
Drum, wer lenken will des Geists Gefieder
Um der Erde Rand, der Sterne Heer,
Steige nur zum eignen Busen nieder;
Schwelle, wie der Ströme Flut das Meer,
Ihn mit aller Schöpfung reichem Leben,
So um Einen lichten Punkt zu schweben.

Denn, ein Abglanz göttlicher Gedanken,
Reifset, theilend keines Ird'schen Loos,
Aus der Alltagsbilder irrem Wanken
Plötzlich, still verklärt, Gestalt sich los.
Gröfse, die nicht Wandel kennt, noch Schranken,
Ruht in ihrer Züge tiefem Schoofs;
Was dem Geist entflieht, als reine Wahrheit,
Strahlt aus ihr in hoher Sinnenklarheit.

So erwuchsen, durch der Gottheit Segen,
Diese Hügel in der Horen Tanz;
Was die Brust kann Großes je bewegen,
Hängt an ihrer Gipfel heit'rem Glanz,
Um die sich der Menschheit Loose legen,
Wie um Heldenstirn ein Lorbeerkranz.
Welcher Laut hat menschlich je geschallet,
Den die Vorzeit hier nicht wiederhallet?

Ihren Tönen laß mich, Freundin, lauschen!
Mag, was leicht, wie Windeshauch, verweht,
Immerhin sein Wechselloos vertauschen;
Was das ernste Schicksal will, besteht.
Laß den Augenblick vorüberrauschen!
Nur das Meer, dess Fluten, glanzbesät,
An der Menschheit tiefe Wurzeln schlagen,
Ist es werth, den müden Geist zu tragen.



Ueber den Dualis.

Von

WILHELM von HUMBOLDT.

Gelesen in der Akademie der Wissenschaften am 26. April 1827.

Berlin.
Gedruckt in der Druckerei der Königlichen Akademie
der Wissenschaften.

1828.

Ex quo intelligimus, quantum dualis numerus, una et simplici compage solidatus, ad rerum valeat perfectionem.

LACTANTIUS *de opificio dei.*

Ueber den Dualis.

Unter den mannigfaltigen Wegen, welche das vergleichende Sprachstudium einzuschlagen hat, um die Aufgabe zu lösen, wie sich die allgemeine menschliche Sprache in den besondren Sprachen der verschiedenen Nationen offenbart? ist einer der am richtigsten zum Ziele führenden unstreitig der, die Betrachtung eines einzelnen Sprachtheils durch alle bekannte Sprachen des Erdbodens hindurch zu verfolgen. Es kann dies entweder in Hinsicht auf die Begriffsbezeichnung mit einzelnen Wörtern oder Wörterklassen, oder in Hinsicht auf die Redefügung mit einer grammatischen Form geschehen. Beides ist auch vielfältig versucht worden, doch hat man gewöhnlich nur zufällig eine gewisse Anzahl von Sprachen an einander gereiht, und das hier durchaus nicht gleichgültige Streben nach Vollständigkeit unberücksichtigt gelassen.

Übersieht man die Art, wie eine grammatische Form, da ich, meinem gegenwärtigen Zwecke gemäfs, bei diesen stehen bleibe, in den verschiedenen Sprachen behandelt, hervorgehoben oder unbeachtet gelassen, eigenthümlich gemodelt, in Verbindung mit andren gebracht, geradezu oder durch Umwege ausgedruckt wird, so wirft diese Nebeneinanderstellung sehr oft ein ganz neues Licht zugleich auf die Natur dieser Form, und die Beschaffenheit der einzelnen, in Betrachtung gezogenen Sprachen. Es läfst sich alsdann

der besondre Charakter, welchen eine solche Form in den verschiedenen Sprachen annimmt, mit demjenigen vergleichen, welchen die übrigen grammatischen Formen in den nämlichen Sprachen an sich tragen, und somit der ganze grammatische Charakter dieser letzteren, so wie ihre grammatische Consequenz, beurtheilen. In Absicht der Form selbst aber steht nunmehr der von ihr wirklich gemachte Gebrauch demjenigen gegenüber, der sich aus ihrem bloſsen Begriff ableiten läſst, was vor der einseitigen Systemssucht bewahrt, in die man nothwendig verfällt, wenn man die Gesetze der wirklich vorhandenen Sprachen nach bloſsen Begriffen bestimmen will. Gerade dadurch, daſs die hier empfohlne Verfahrungsweise auf möglichst vollständige Aufsuchung der Thatsachen dringt, hiermit aber die Ableitung aus bloſsen Begriffen nothwendig verbinden muſs, um Einheit in die Mannigfaltigkeit zu bringen, und den richtigen Standpunkt zur Betrachtung und Beurtheilung der einzelnen Verschiedenheiten zu gewinnen, baut sie der Gefahr vor, welche sonst dem vergleichenden Sprachstudium gleich verderblich von der einseitigen Einschlagung des historischen, wie des philosophischen Weges droht. Keiner, der sich mit diesem Studium beschäftigt, und den Neigung und Talent vorzugsweise zu einem beider Wege einladen, darf vergessen, daſs die Sprache, aus der Tiefe des Geistes, den Gesetzen des Denkens, und dem Ganzen der menschlichen Organisation hervorgehend, aber in die Wirklichkeit in vereinzelter Individualität übertretend, und in einzelne Erscheinungen vertheilt auf sich zurückwirkend, die durch richtige Methodik geleitete, vereinte Anwendung des reinen Denkens und der streng geschichtlichen Untersuchung fordert.

Ein zweiter wichtiger Nutzen durch alle Sprachen durchgeführter Beschreibungen grammatischer Formen liegt in der Vergleichung der verschiedenen Behandlung derselben mit dem Cultur- und selbst dem Sprachzustande der Nation. Ob ein gewisser Ausbildungsgrad einer Sprache einen gewissen Culturzustand voraussetzt oder hervorbringt; ob gewisse Eigenthümlichkeiten Afrikanischer und Amerikanischer Sprachen nur aus dem den Völkern, die sie reden, im Ganzen gemeinsamen Zustande mangelnder Civilisation herrühren, oder andre, erst aufzusuchende Ursachen haben? sind Fragen von der gröſsesten Wichtigkeit. Ihre Beantwortung knüpft das vergleichende Sprachstudium an die philosophische Geschichte des Menschengeschlechts an, und zeigt demselben einen über dasselbe hinaus lie-

genden höheren Zweck. Denn das Sprachstudium mufs zwar allein um sein selbst willen bearbeitet werden. Aber es trägt darum doch eben so wenig als irgend ein andrer einzelner Theil wissenschaftlicher Untersuchung seinen letzten Zweck in sich selbst, sondern ordnet sich mit allen andren dem höchsten und allgemeinen Zweck des Gesammtstrebens des menschlichen Geistes unter, dem Zweck, dafs die Menschheit sich klar werde über sich selbst und ihr Verhältnifs zu allem Sichtbaren und Unsichtbaren um und über sich.

Ich glaube nicht, dafs die oben erwähnten Fragen, auch durch sehr vollständiges und genaues Sprachstudium jemals werden vollständig beantwortet werden können. Die Zeit hat sowohl von den Sprachen, als den Zuständen der Nationen, zuviel unsrer Kenntnifs entzogen, und die übriggebliebenen Bruchstücke lassen kein entscheidendes Urtheil zu. Allein schon meine bisherige Erfahrung hat mich vielfältig belehrt, dafs die ununterbrochen auf jene Fragen gerichtete Aufmerksamkeit sehr schätzbare einzelne Aufklärungen gewährt, und auf jeden Fall Irrthümern vorbaut und Vorurtheile zerstört ([1]). Es ist aber hierbei nicht blofs auf den häuslichen und gesellschaftlichen Zustand der Nationen, sondern ganz vorzüglich auf die Schicksale zu sehen, welche ihre Sprache erfahren hat, so weit sich

([1]) Hr. **Schmitthenner** (Ursprachlehre S. 20.) sagt: „Ohne nun eine ausführliche Darstellung, dafs die Sprachen Amerikas und Afrikas um so unvollkommener und von einander abweichender seyn müssen, je weniger sich die sie sprechenden Völker aus der Dummheit des Naturlebens zu dem Lichte der Vernunft, und aus der Zerstreuung der Rohheit zu der Einheit der Bildung erhoben haben, der Mühe werth zu halten, gehen wir u. s. f.'' Ich weifs nicht, ob viele einen so verwerfenden und die Untersuchung von vorn herein abschneidenden Ausspruch zu unterschreiben geneigt seyn möchten. Ich kann nicht anders, als eine ganz entgegengesetzte Meinung hegen. Ich will mich hier nicht auf den merkwürdigen Bau mehrerer Afrikanischen und Amerikanischen Sprachen berufen. Es mag nicht jeder Sprachforscher Neigung zu einem solchen Studium in sich fühlen, doch wird gewifs jeder, der sich auch nur oberflächlich mit denselben beschaftigt hat, zugestehen, dafs ihre Kenntnifs von der höchsten Wichtigkeit für das Sprachstudium ist. Allein der Culturzustand jener Völkerschaften, namentlich der Amerikanischen, ist, und gerade in Beziehung auf den Gedankenausdruck, gar nicht duchgängig so, wie er in jener Stelle geschildert wird. Von den Nord-Amerikanischen Nationen geben die Berichte über ihre Volksversammlungen und die mitgetheilten Reden einiger ihrer Häuptlinge einen ganz andren Begriff. Viele Stellen derselben sind von wahrhaft rührender Beredsamkeit; und stehen auch diese Stämme mit den Einwohnern der Vereinigten Staaten in enger Verbindung, so ist doch das Gepräge der reinen und ursprünglichen Eigenthümlichkeit in ihren

dieselben aus ihrem Baue ergründen lassen, oder geschichtlich bekannt sind. So hängt z. B. die feine und vollständige grammatische Ausbildung der jetzt fast zu bloſsen Volksmundarten gewordenen Lettischen Sprachen gar nicht mit dem Culturzustande der Völker, die sie reden, sondern nur mit der treueren Aufbewahrung der Überreste einer ursprünglichen und ehemals hoch ausgebildeten Sprache zusammen.

Endlich dürfte es nicht leicht ein besseres Mittel als die Betrachtung derselben grammatischen Form in einer groſsen Anzahl von Sprachen geben, um zu einer vollständigeren Beantwortung der Frage zu gelangen, welcher Grad von Ähnlichkeit des grammatischen Baues zu Schlüssen auf die Verwandtschaft der Sprachen berechtigt? Es ist eine eigne Erscheinung, daſs das Sprachstudium zu keinem andren Zwecke so vielfältig benutzt worden ist, ja daſs sehr viele noch jetzt den Nutzen desselben fast nur darauf zu beschränken pflegen, und daſs es doch bisher noch an gehörig gesicherten Grundsätzen zur Beurtheilung der Verwandtschaft der Sprachen und des Grades derselben fehlt. Meiner Überzeugung nach, reicht die bisher gewöhnlich befolgte Methode wohl hin, sehr nahe mit einander übereinstimmende Sprachen zu erkennen, so wie, obgleich dies schon viel gröſsere Behutsamkeit erfordert, die gänzliche Geschiedenheit andrer auszusprechen.

Ausdrücken unverkennbar. Sie sträuben sich allerdings, die Freiheit ihrer Wälder und Gebirge mit der Arbeit des Ackerbaus und der Beschränkung in Häuser und Dörfer zu vertauschen; allein sie bewahren in ihrem herumstreifenden Leben eine einfache, wahrheitliebende, oft groſsartige und edelmüthige Gesinnung. Man sehe Morse's *Report to the Secretary of war of the United States on Indian affairs*. p. 71. App. p. 5. 21. 53. 121. 141. 242. Die Sprachen von Menschen, die ihrem Ausdruck diese Klarheit, Stärke und Lebendigkeit zu geben verstehen, können der Aufmerksamkeit der Sprachforscher nicht unwerth seyn. Von einigen Süd-Amerikanischen Stämmen giebt Vieles Zeugniſs, was in Gilij's *Saggio di storia Americana* über ihre Sagen und Erzählungen verstreut ist. Wären aber auch alle heutigen Amerikanischen Eingebornen zu einem Zustand absoluter Rohheit und dumpfen Naturlebens, wie es gewiſs nicht der Fall ist, herabgewürdigt, so läſst sich doch auf keine Weise behaupten, daſs es immer ebenso gewesen sey. Der blühende Zustand des Mexicanischen und Peruanischen Reichs ist bekannt, und daſs mehrere Völker in Amerika einen höheren Grad der Ausbildung erlangt hatten, zeigen die Spuren alter Cultur, die man zufallig von den Muiscas und Panos aufgefunden hat (A. v. Humboldt. *Monumens des peuples de l'Amérique*, p. 20. 72-74. 128. 241. 246. 248. 265. 297.). Sollte man es nun nicht der Mühe werth halten, zu untersuchen, ob die uns gegenwärtig bekannten Amerikanischen Sprachen das Gepräge jener Cultur oder der heutigen angeblichen Rohheit an sich tragen?

Allein in der Mitte zwischen diesen beiden Äufsersten, also gerade da, wo die Lösung der Aufgabe am nöthigsten wäre, scheinen mir die Grundsätze noch dergestalt zu schwanken, dafs es unmöglich ist, sich ihrer Anwendung irgend mit Vertrauen hinzugeben. Nichts wäre zugleich für die Sprachkunde und die Geschichte so wichtig, als die Feststellung dieser Grundsätze. Sie ist aber mit grofsen Schwierigkeiten verbunden, und erfordert Vorarbeiten nach mehreren Richtungen hin. Zuerst müssen noch viel mehr Sprachen, und einige genauer, als bis jetzt geschehen, zergliedert werden. Um auch nur zwei Wörter mit Erfolg mit einander grammatisch vergleichen zu können, ist es nothwendig, erst jedes für sich in der Sprache, welcher es angehört, zur Vergleichung genau vorzubereiten. So lange man blofs, wie jetzt so oft der Fall ist, der allgemeinen Ähnlichkeit des Klanges folgt, ohne die Lautgesetze der Sprachen selbst und ihre Analogie aufzusuchen, läuft man unvermeidlich die doppelte Gefahr, dieselben Wörter für verschiedne, und verschiedne für dieselben zu erklären, der gröberen, aber noch immer nicht seltenen Fälle nicht zu gedenken, dafs die verglichenen Wörter nicht in ihrer Grundform aufgenommen, sondern grammatische Zusätze und Beugungen daran übersehen werden ([1]).

Hierauf mufs sich die Untersuchung zu den Veränderungen der Sprachen im Laufe der Jahrhunderte wenden, um zu erkennen, welche Eigenthümlichkeiten blofs in diesen ihre Erklärung finden. Nach der Bearbeitung der einzelnen Sprachen, welche erst einen reinen und brauchbaren Stoff darbietet, ist die Vergleichung derjenigen, deren Zusammenhang wirklich historisch erwiesen ist, in der genauen Abstufung ihres Verwandtschaftsgrades nothwendig, um nach diesen Analogieen die noch unbekannten beurtheilen zu können. Endlich aber dürfte die hier versuchte Verfolgung einzelner grammatischer Formen durch alle bekannten Sprachen hindurch grofsen Nutzen gewähren. Denn nur auf diese Weise läfst sich prüfen, wie die in solchen einzelnen Punkten einander ähnlichen Sprachen sich gegen einander in andren verhalten, und wie sehr oder wenig tief der Einflufs einzelner Formen in das Ganze des Sprachbaues eingreift. Dafs ferner, aufser

---

([1]) Eine grofse Anzahl eben so nachahmungswerther, als schwer nachzuahmender, auf genaue und vollständige Zergliederung gegründeter Wörtervergleichungen finden sich in den neuesten Boppischen, Grimmischen und A. W. v. Schlegelschen Schriften.

diesen, die Sprachen angehenden Vorarbeiten, ganz vorzüglich, auch das aus der Geschichte zu schöpfende Studium der Art erforderlich ist, wie die Nationen sich verzweigen, vermischen und verbinden, versteht sich von selbst ([1]). Nur durch die Verbindung dieser vielfachen Untersuchungen, wird es möglich seyn, Grundsätze aufzustellen, um das in den Sprachen wirklich geschichtlich aus der einen in die andre Übergegangne zu erkennen. Jedes weniger sorgfältige Verfahren läſst immer die Gefahr übrig, das wirklich der Verwandtschaft Angehörende mit den durch die Zeit bewirkten Umwandlungen oder mit demjenigen zu vermischen, was, unabhängig von einander, bloſs aus ähnlichen Ursachen an verschiedenen Orten und in verschiedenen Zeiten in ganz von einander getrennten Sprachen ähnlich entsteht. Es folgt schon aus dem hier Gesagten von selbst, daſs bei jeder solchen Untersuchung das grammatische Studium die Grundlage ausmachen muſs. Es leistet dabei einen doppelten Nutzen, einen mittelbaren, indem es die Wörter zur Vergleichung vorbereitet, und einen unmittelbaren, indem es die Übereinstimmung oder Verschiedenheit des grammatischen Baues prüft. Aus der letzteren Arbeit allein ergiebt sich mit Bestimmtheit, was durch bloſse Wörtervergleichungen nie gleich klar wird, ob die verglichenen Sprachen wirklich Eines Stammes sind, oder ob sie bloſs Wörter mit einander ausgetauscht haben. Man erlangt daher nur auf diesem Wege einen bestimmten Begriff von derjenigen besondren Völkertrennung und Verbindung, welchen bestimmte Verwandtschaftsgrade der Mundarten entsprechen. Doch muſs man bei allen diesen Untersuchungen den Begriff der Verwandtschaft nur als geschichtlichen Zusammenhang nehmen, nicht aber etwa auf den buchstäblichen Sinn des Wortes zu viel Gewicht legen. Dies letztere führt, aus Gründen, die es hier zu weitläuftig seyn würde zu erörtern, in mehrfache Irrthümer ([2]).

Es scheint mir hiermit, wie mit so vielen andren Punkten, zu stehen, daſs man sich nämlich noch lange Zeit hindurch wird auf einzelne Untersuchungen beschränken müssen, ehe es möglich seyn wird, etwas Allgemeines

---

([1]) Wie vortrefflich historische Untersuchungen dieser Art die Sprachenkunde aufzuhellen im Stande sind, beweisen vorzüglich Klaproth's *Tableaux historiques de l'Asie.*

([2]) Hierauf hat schon Klaproth (*Asia Polyglotta* S. 43.) sehr richtig aufmerksam gemacht.

festzustellen. Indeſs ist allerdings auch schon jetzt, nur in wohl bestimmten Schranken, Allgemeines nothwendig, nämlich einmal in demjenigen Theile, den das Sprachstudium allerdings auch besitzt, der allein aus Ideen geschöpft werden kann, und dann, weil es nothwendig ist, von Zeit zu Zeit zu übersehen, wie weit man, nach dem gegenwärtigen Zustande der einzelnen Untersuchung, in dem Anbau des Ganzen der Wissenschaft vorgeschritten ist. Nur zwei Dinge dürfen nie und auf keine Weise zugelassen werden, die Herleitung aus Begriffen in ein ihr nicht angehörendes Gebiet hinüberzuführen, und allgemeine Folgerungen aus unvollständiger Beobachtung zu ziehen.

Wenn die vollständige Beschreibung einzelner grammatischer Formen den hier geschilderten verschiedenartigen Nutzen gewähren kann, so folgt auch von selbst daraus, daſs dieselbe nach eben diesen verschiedenen Gesichtspunkten hin unternommen werden muſs. Schon darum glaubte ich mir diese einleitenden Betrachtungen erlauben zu müssen, die sonst wohl hätten als eine Abschweifung von meinem Gegenstande erscheinen können.

Daſs meine Wahl bei dem gegenwärtigen Versuch gerade auf den **Dualis** gefallen ist, würde, wenn es einer Rechtfertigung bedürfte, dieselbe schon darin finden, daſs unter allen grammatischen Formen sich diese vielleicht am füglichsten von dem übrigen grammatischen Bau, als minder tief in ihn eingreifend, aussondern läſst. Dies, und daſs er sich nicht in einer zu groſsen Anzahl von Sprachen findet, macht seine Behandlung in der hier befolgten Methode leichter. Denn obgleich, meiner Überzeugung nach, die Beschreibung einzelner grammatischer Formen an allen, ohne Ausnahme, versucht werden kann, so sind einige, wie z. B. das Pronomen und das Verbum, das letztere auch in seinem allgemeinsten Begriff, so in den ganzen grammatischen Bau verwachsen, daſs ihre Schilderung gewissermaſsen die der ganzen Grammatik selbst ist. Hierdurch vermehrt sich natürlich die Schwierigkeit.

Zu der Wahl des Dualis ladet aber auch auſserdem noch ein, daſs das Daseyn dieser merkwürdigen Sprachform sich ebensowohl aus dem natürlichen Gefühl des uncultivirten Menschen, als aus dem feinen Sprachsinn des höchst gebildeten erklären läſst. Wirklich findet sie sich auf der einen Seite bei uncultivirten Nationen, den Grönländern, Neu-Seeländern u. s. f., da auf der andren im Griechischen gerade der am sorgfältigsten bearbeitete Dialekt, der Attische, sie beibehalten hat.

Wenn man mehrere Sprachen in Rücksicht auf dieselbe grammatische Form mit einander vergleicht, so mufs man, glaube ich, die Formen auf der niedrigsten Stufe der grammatischen Abtheilung dazu auswählen, ohne ängstlich zu besorgen, dadurch das eng Zusammengehörende von einander zu reifsen. Man umfafst auf diese Weise einen kleineren Umfang, und kann besser in das ganz Einzelne eingehen. Ich habe daher den *Dualis*, nicht den *Numerus* überhaupt gewählt, ob ich gleich auf den mit dem Dualis so eng zusammenhangenden Pluralis immer werde zugleich Rücksicht nehmen müssen. Dennoch wird der Pluralis immer eine eigne Ausführung erfordern.

Erster Abschnitt.

Von der Natur des Dualis im Allgemeinen.

Ich halte es für zweckmäfsig, zuerst den räumlichen Umfang anzugeben, in welchem der Dualis in den verschiedenen Sprachgebieten des Erdbodens angetroffen wird (1).

Die Geographie fordert bei der Anwendung auf verschiedene Gegenstände verschiedene Abtheilungen, und in der Sprachenkunde lassen sich Asien, Europa und Nord-Afrika nicht füglich von einander trennen.

Nehmen wir nun diesen Theil der alten Welt zusammen, so finden wir den Dualis hauptsächlich an drei Punkten, von deren zweien er sich weit und nach verschiedenen Richtungen hin ausgebreitet hat:

in den ursprünglichen Sitzen der Semitischen Sprachen,
in Indien,
in dem Sprachstamme, der auf der Halbinsel Malacca, in den Philippinen und den Südsee-Inseln bisher für den gleichen gehalten wird.

In den Semitischen Sprachen herrscht der Dualis vorzüglich in der Arabischen, und hat am wenigsten Spuren zurückgelassen in den Aramäischen. Mit dem Arabischen ist er auf Nord-Afrika übergegangen, allein in Europa blofs nach Malta gekommen, und nicht einmal mit den aus ihm entnommenen Wörtern in die Türkische Sprache eingedrungen (2).

Das Sanskrit hat den Dualis zunächst, doch sehr wenig, dem Pali, und gar nicht dem Prâkrit mitgetheilt, aus dem Sanskrit aber, oder vielmehr aus der gleichen Quelle mit ihm, hat ihn Europa erhalten in der Griechischen Sprache, den Germanischen, Slavischen und der Littauischen, in allen diesen in verschiedener Ausdehnung und Erhaltung nach Mundarten und Zeiten, wie in der Folge näher bestimmt werden wird.

---

(1) Es liegt in der Natur der Sache, dafs die hier versuchte Aufzählung der Sprachen, welche den Dualis besitzen, nicht vollständig seyn kann. Es schien mir aber dennoch nothwendig, sie als eine durch weitere Forschungen zu ergänzende, hier mitzutheilen.

(2) Nur gewisse einmal hergebrachte Formeln, wie *die beiden alten und heiligen Städte* (Jerusalem und Mekka) machen hiervon eine Ausnahme. P. Amédée Jaubert's *Elémens de la grammaire Turke*. p. 19. §. 46.

Unter den übrigen Europäischen Sprachen finde ich ihn blofs in der Lappländischen. Es ist aber merkwürdig, dafs in der verwandten Finnischen und Esthnischen, so wie in der Ungarischen, keine Spur davon angemerkt wird. Der Dualis stammt also in Europa hauptsächlich aus dem Alt-Indischen.

Man spricht zwar auch von einem Dualis in der Sprache von Wales und der Nieder-Bretagne, der sogenannten Kymrischen ([1]). Er besteht jedoch nur darin, dafs man den Benennungen der doppelten Gliedmafsen die Zahl *zwei*, deren Femininum im Bas-Bretonschen in dieser Verbindung seine Endsylbe verliert, vorsetzt. Da dies beständig und regelmäfsig zu geschehen scheint, das Wort dabei im Singular bleibt, und der Plural eintritt, so wie es auf andre Begriffe (z. B. Tischfufs) übergetragen wird, so liegt hierin allerdings ein Gefühl des Dualis, und die Erscheinung verdient hier angemerkt zu werden. Aber in die Zahl der Sprachen, die wirklich einen Dualis besitzen, läfst sich darum die Kymrische nicht aufnehmen. Neuere, jedoch noch nicht vollendete Untersuchungen machen es mir übrigens wahrscheinlich, dafs auch diese und die Gaelische Sprache in ihrem grammatischen Bau mit dem Sanskrit zusammenhangen.

Ähnlich, wie mit Europa, ist es mit Afrika. Es kennt den Dualis blofs im Arabischen. Das Koptische hat ihn nicht, und eben so wenig finde ich ihn in einer der zahlreichen übrigen Afrikanischen Sprachen, so reich auch einige, z. B. die Bundische, an grammatischen Formen sind.

In der alten Welt bleibt also Asien der eigentliche Sitz des Dualis.

In den, aus demselben Stamm, als das Sanskrit, hervorgegangenen Asiatischen Sprachen, kommt der Dualis nicht vor. Nur die Malabarische soll hiervon eine Ausnahme machen ([2]). Überhaupt ist es eine merkwürdige Erscheinung, dafs der kunstreiche und vollendete Bau der Sanskrit-Grammatik, aufser dem Sanskrit und Pali selbst, gänzlich nach Europa übergewandert ist, die übrigen, mit dem Sanskrit zusammenhangenden Asiatischen Sprachen aber viel weniger davon bewahrt haben. Es erklärt

---

([1]) W. Owen's *dictionary of the Welsh language*. Vol. I. p. 36. *Gramm. Celto-Bretonne par* Legonidec, p. 42. Owen erwähnt nur des Vorsetzens der Zahl *zwei*, nicht der beiden andren, für die Dualform allein entscheidenden Umstände. Man mufs dies aber nur auf Rechnung seiner Ungenauigkeit, nicht auf die der Sprache setzen.

([2]) Adelung's Mithridates I, 211.

sich dies zwar durch die eben so scharfsinnige, als richtige Annahme (1), dafs die hier gemeinten Europäischen Sprachen gleich ursprünglich, als das Sanskrit selbst, sind, da jene Asiatischen Sprachen aus dem Sanskrit, und zwar gröfstentheils durch Vermischung mit andren, ihren Ursprung haben, und mithin das bei solchen Übergängen und Umwälzungen allgemeine Schicksal des Unterganges der grammatischen Formen getheilt haben. Auch in Europa findet sich der reichere grammatische Bau vorzüglich nur in abgestorbenen Sprachen, und jene Asiatischen können nicht mit diesen, sondern müfsten eher mit unsren heutigen verglichen werden. Indefs ist auch so der Vorzug in treuerer Aufbewahrung des ursprünglichen Sprachcharakters sichtbar auf Seiten Europas, und es giebt kein Beispiel in Asien, dafs sich so viel von dem frühesten Indischen Sprachbau so lebendig und rein im Munde eines ganzen Volkstamms erhalten habe, wie in Europa bei den Littauern und Letten. Dagegen ist es sehr auffallend, dafs derjenige Theil der Sanskrit-Grammatik, den man genöthigt ist, den künstlichsten und schwierigsten, aber für die allgemeinen Sprachzwecke entbehrlichsten zu nennen, die Buchstabenveränderung, jene empfindliche Reizbarkeit der Laute, mit welcher fast jeder sich sogleich verändert, wie er in andre Berührungen tritt, in den Europäisch-Sanskritischen, auch den frühesten Sprachen immer wenig geherrscht zu haben scheint, da er in mehrere der Asiatisch-Sanskritischen, man weifs nicht, ob man sagen soll, übergegangen, oder dem ursprünglichen Lautsystem aller dieser Völker so eigenthümlich gewesen ist, dafs er sich, ungeachtet aller Sprachumwälzungen, niemals verloren hat.

Der Zend-Sprache ist der Dualis nicht fremd. Da aber auch sie unstreitig den Sanskritischen beizuzählen ist (2), so wird hierdurch in dem oben erwähnten dreifachen Sitz des Dualis in Asien nichts geändert (3).

Bleiben wir nun hier noch einen Augenblick stehen, so sehen wir, dafs in Europa, Afrika und dem Festlande von Asien, das Malaiische

---

(1) Bopp's *analytical comparison of the Sanskrit* etc. *languages* in den *Annals of the Oriental literature*. p. 1 u. f. und in der Recension von Grimm's Gramm. in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik 1827. S. 251 u. f.

(2) Dies scheint auch Hrn. Bopp's Meinung. *Annals* etc. p. 2.

(3) Ueber den vergeblichen Versuch, den Dualis in die Armenische Sprache einzuführen, sehe man Cirbied's *grammaire de la langue Arménienne* p. 37.

Sprachgebiet ausgenommen, der Dualis hauptsächlich blofs in todten Sprachen gefunden wird, lebend nur noch:

in EUROPA, im Maltesisch-Arabischen, im Littauischen, Lappländischen und einigen Volksmundarten, bei dem Landvolk in einigen Districten des Königreichs Polen ([1]), auf den Faröer Inseln, in Norwegen, und einigen Gegenden Schwedens und Deutschlands, doch hier ohne mehr vom Volke verstanden zu werden, blofs im Gebrauch als Plural ([2]);

in AFRICA, im Neu-Arabischen;

in dem beschriebenen Theil von ASIEN, in demselben und im Malabarischen.

Da nur die Sprachen der alten Welt eine Literatur besitzen, so kann man ihn für die Büchersprache (das Arabische ausgenommen) als abgestorben ansehen.

Im Osten Asiens (dem dritten Punkt seiner Heimath) findet sich der Dualis, jedoch nur in schwacher Spur, im Malaiischen, mehr entwickelt in der Tagalischen und der ihr nahe verwandten Pampangischen Sprache auf den Philippinen, endlich in sonst, so viel mir bekannt ist, nirgends vorkommenden Abstufungen, auf Neu-Seeland, den Gesellschafts- und Freundschafts-Inseln. Die Mundarten der übrigen Südsee-Inseln sind leider noch nicht grammatisch gehörig bekannt. Es ist aber sehr wahrscheinlich, dafs sie, namentlich in diesem Punkte, alle mit einander übereinkommen. Die Frage, ob und wie alle diese Sprachen von der Malaiischen bis zur Tahitischen zusammenhangen? werde ich an einem andren Orte ausführlich untersuchen. Hier nehme ich dieselben nur wegen ihrer ähnlichen Behandlung des Dualis zusammen. Gänzlich vom Malaiischen Sprachstamm verschieden scheinen die Sprachen der Eingebornen von Neu-Holland und Neu-Süd-Wales. Aber die der um den See Macquarie herumwohnenden besitzt den Dualis ([3]),

---

([1]) Nach der mündlichen Versicherung des Hrn. Prof. Puharska, durch dessen wissenschaftliche Sendung die Polnische Regierung ein höchst seltnes Beispiel edlen Eifers für die vaterländische Sprache und das Sprachstudium überhaupt giebt.

([2]) Grimm's Gramm. I. p. 814. No. 35.

([3]) In diesem Dialect hat der Missionar L. E. Threlkeld (ohne Bemerkung des Jahres) in Sydney in Neu-Süd-Wales gedruckte, nach den grammatischen Formen geordnete

und es ist daher wahrscheinlich, dafs er sich auch in andren Australischen Mundarten findet.

In den Amerikanischen Sprachen erscheint diese Mehrheitsform selten, aber an verschiedenen Punkten fast durch die ganze Länge des ungeheuern Welttheils; nämlich im höchsten Norden in der Grönländischen Sprache; in sehr beschränkter Form in der Totonakischen in dem Theile Neu-Spaniens, in dem Veracruz liegt, ferner in der Sprache der Chaimas, welche den meisten Völkerstämmen der Provinz Neu-Andalusien gemeinschaftlich ist; so wie am rechten Orenoko-Ufer, im Süd-Osten der Mission der Encamarada, in der Tamanakischen Sprache; in sehr schwachen Spuren in der Qquichuischen, der ehemaligen allgemeinen Sprache des Peruanischen Reichs; endlich sehr ausgebildet in der Araukanischen Sprache in Chili. Auch die Cherokees im Nord-Westen von Georgien und den angränzenden Gegenden sollen einen Dualis in ihrer Sprache besitzen (1).

Man sieht aus dieser kurzen Darstellung, dafs die Anzahl der Stamm-Sprachen, welche den Dualis in sich aufgenommen haben, sehr klein, dagegen das Gebiet, in welchem derselbe, vorzüglich in älterer Zeit, Geltung gefunden hat, sehr grofs ist, weil er gerade den weitverbreitetsten Sprachstämmen, dem Sanskritischen und dem Semitischen angehört. Ich mufs jedoch hier noch einmal wiederholen, dafs die eben gemachte Aufzählung nicht als vollständig ausgegeben werden kann. Ohne nur das zu erwähnen, was sich jedem Anspruch auf Vollständigkeit im vergleichenden Sprachstudium entgegenstellt, dafs uns bei weitem nicht alle Sprachen des Erdbodens bekannt sind, so giebt es auch von sehr vielen im Allgemeinen bekannten, noch keine grammatischen Hülfsmittel. Von andren sind diese nicht so genau, dafs man sich mit Sicherheit darauf verlassen könnte, dafs vorzüglich eine seltener vorkommende Form, wie die des Dualis, nicht darin könnte unbeachtet geblieben seyn. Endlich ist es sehr schwierig, und setzt oft eine

---

Gespräche unter folgendem Titel herausgegeben: *Specimens of a dialect of the Aborigines of New South-Wales being the first attempt to form their speech into a written language.* 4. Man sehe den Dualis p. 8.

(1) Es beruht dies nur auf einer abgerissenen Nachricht, die Hr. Du Ponceau zu der neuen Ausgabe von Eliot's *grammar of the Massachusetts Indian language* p. XX. giebt, und in der er sich selbst nur ungewifs ausdrückt.

sehr tiefe Kenntniſs einer Sprache voraus, die Spuren von Formen darin zu entdecken, die sich nicht mehr lebendig in derselben erhalten haben. Arbeiten der gegenwärtigen Art können und müssen daher immer Zuwächse erhalten, und ich habe mich im Vorigen bei verneinenden Behauptungen nur darum bestimmter ausgedruckt, um beständige einschränkende Einschiebsel zu vermeiden. Auf der andren Seite versteht es sich von selbst, daſs ich nichts verabsäumt habe, um wenigstens die, unter den gegebenen Umständen, mögliche Vollständigksit und Genauigkeit zu erreichen, und ich bin so glücklich gewesen, hier auch für Auſser-Europäische Sprachen eine bedeutende Menge von Hülfsmitteln benutzen zu können. Nur sehr selten habe ich mich genöthigt gesehen, bei der Benutzung so allgemeiner Werke, als der Mithridates und neuerlich Balbi's Atlas ist, stehen zu bleiben. Auch wird gewiſs jeder genaue Sprachforscher vermeiden, sich auf diese Schriften, so unverkennbar ihr Werth in andrer Rücksicht ist, und so unentbehrlich namentlich der Mithridates für das vergleichende Sprachstudium bleibt, bei Beurtheilung des grammatischen Baues einzelner Sprachen zu stützen, ohne auf die ursprünglichen Quellen zurückzugehen.

Prüft man nunmehr die verschiedene Art, auf welche die hier aufgezählten Sprachen den Dualis behandeln, so lassen sich dieselben im Ganzen, und einzelne Abstufungen ungerechnet, füglich in folgende drei Classen abtheilen.

Einige dieser Sprachen nehmen die Ansicht des Dualis von der redenden und angeredeten Person, dem Ich und dem Du her. In diesen haftet derselbe am Pronomen, geht nur so weit in die übrige Sprache mit über, als sich der Einfluſs des Pronomen erstreckt, ja beschränkt sich bisweilen allein auf das Pronomen der ersten Person in der Mehrheit, auf den Begriff des Wir.

Andre Sprachen schöpfen diese Sprachform aus der Erscheinung der paarweis in der Natur vorkommenden Gegenstände, der Augen, der Ohren und aller doppelten Gliedmaſsen des Körpers, der beiden groſsen Gestirne u. s. f. In diesen reicht dieselbe alsdann nicht über diese Begriffe, oder wenigstens nicht über das Nomen hinaus.

Bei andren Völkerstämmen endlich durchdringt der Dualis die ganze Sprache, und erscheint in allen Redetheilen, in welchen er Geltung erhal-

ten kann. Es ist daher bei diesen keine besondre Gattung, sondern der allgemeine Begriff der Zweiheit, von dem er ausgeht.

Es versteht sich von selbst, dafs Sprachen auch Spuren von mehr als einer dieser Auffassungsweisen, ja von allen zugleich an sich tragen können. Wichtiger ist es zu bemerken, dafs in ursprünglich der dritten Classe angehörenden Sprachstämmen es sich auch findet, dafs einzelne Sprachen, entweder überhaupt oder im Laufe der Zeit den Dualis nur in der Beschränkung der beiden ersten Classen beibehalten. Sie werden aber in diesem Fall dennoch billig, wie ich auch hier thun werde, der dritten beigesellt. So zeigt sich in den oben angeführten Deutschen Volksmundarten der Dualis nur noch an den beiden ersten Personen des Pronomen, und im Syrischen, aufser der Zahl Zwei selbst, blofs an dem Namen Ägypten, das man sich, wie man hieraus sieht, immer als Ober- und Nieder-Ägypten zu denken gewöhnt hatte (1).

Die von mir untersuchten Sprachen vertheilen sich nun folgendergestalt in die so eben aufgezählten Classen.

Zur ersten, wo der Dualis seinen Sitz im Pronomen hat, gehören
die oben genannten Sprachen des östlichen Asiens, der Philippinen und Südsee-Inseln,
die Chaymische und
die Tamanakische;
zu der zweiten, wo er vom Nomen ausgeht, blofs
die Totonakische, und
so weit ihr ein Dualis zugeschrieben werden kann, die Qquichuische.

---

(1) Vater's Handbuch der Hebräischen u. s. f. Grammatik S. 121. Auch im Hebräischen ist der Name Aegyptens Mizraim (Gesenius Wörterbuch v. *mazor*) ein Dualis. Diesen aber auf Ober- und Unter-Aegypten zu deuten, wird man einen Augenblick dadurch irre gemacht, dafs das obere, südliche einen eignen Namen, Patros (Gesenius h. v.), führt. Auch leitet Gesenius (Lehrgebäude S. 539. §. 2.) den Dualis in Mizraim von der, freilich aber nicht auf das Delta passenden, Zweitheilung durch den Nil ab. Allein späteren Mittheilungen nach, neigt sich Gesenius jetzt zu meiner Meinung hin, dafs die Theilung in Ober- und Unter-Aegypten der Grund der Namenform ist, und ich werde, wenn ich auf den Hebräischen Dualis komme, weitläuftiger ausführen, wie scharfsinnig er alle obige Benennungen, mit Unterscheidung der Zeit ihres Gebrauchs, in Uebereinstimmung bringt.

zu der dritten, wo sich der Dualis über die ganze Sprache verbreitet,
die Sanskritischen ([1]),
die Semitischen,
die Grönländische,
die Araukanische,
und obgleich in geringerer Vollständigkeit, die Lappländische.

Man erkennt in dieser absichtlich kurz zusammengedrängten Übersicht, dafs der Dualis in der Wirklichkeit der bekannten Sprachen ungefähr in eben der Verschiedenheit des Begriffs und des Umfanges auftritt, die man ihm hätte nach reiner Ideen-Zergliederung anweisen können. Ich habe es aber vorgezogen, diese seine verschiedenen Arten auf dem Wege der Beobachtung aufzusuchen, um der Gefahr zu entgehen, sie den Sprachen aus Begriffen aufzudringen. Doch wird es jetzt nothwendig seyn, die Natur dieser Sprachform auch unabhängig von der Kenntnifs wirklicher Sprachen aus allgemeinen Ideen zu entwickeln.

Eine, doch vielleicht noch nicht ganz ungewöhnliche, allein durchaus irrige Ansicht ist es, wenn man den Dualis blofs als einen zufällig für die Zahl *zwei* eingeführten, beschränkten Pluralis ansieht, und dadurch die Frage rechtfertigt, warum nicht auch irgend eine andre beliebige Zahl ihre eigne Mehrheitsform besitze? Es kommt in dem Gebiete der Sprachen allerdings ein solcher beschränkter Plural vor, der, wenn er sich auf zwei Gegenstände bezieht, die Zweiheit blofs als kleine Zahl behandelt, allein dieser ist, auch in diesem Fall, auf keine Weise mit dem wahren Dualis zu verwechseln.

In der Sprache der Abiponen, eines Volksstammes in Paraguay, giebt es einen doppelten Plural, einen engeren für zwei und mehrere, aber immer wenige, und einen weiteren für viele Gegenstände ([2]). Der erstere scheint eigentlich dem zu entsprechen, was wir Plural nennen. Seine Bildung

---

([1]) Dieser Ausdruck dürfte sich für die mit dem Sanskrit zusammenhangenden Sprachen, die man neuerlich auch Indo-Germanische genannt hat, nicht blofs durch seine Kürze, sondern auch durch seine innere Angemessenheit empfehlen, da Sanskritische Sprachen, der Bedeutung des Worts nach, Sprachen kunstreichen und zierlichen Baues sind.

([2]) Dobrizhoffer's *historia de Abiponibus* Tom. 2. p. 166-168.

geschieht durch Suffixa, die an die Stelle der Singularendung treten, oder durch beugungsartige Abänderungen dieser, und ist, obgleich man sie nur an einer Reihe mitgetheilter Beispiele beurtheilen kann, sehr mannigfaltig. Der weitere Plural kennt blofs die Endung *ripi*. Dafs in dieser der Begriff der Vielheit liegt, geht daraus hervor, dafs man, sobald dieser Begriff in der Rede durch ein eignes Wort bezeichnet ist, die Endung *ripi* wegläfst, und das Substantivum in den engeren Plural setzt. Dafs aber *ripi* allein gebraucht würde, finde ich nicht, und es ist so sehr zur Endung geworden, dafs es weder dem Singular noch dem engeren Plural geradezu angeheftet wird, sondern durch eine eigne Veränderung der Wortendung eine besondere Bildung eingeht. Wenigstens ist dies in folgenden Beispielen der Fall:

Singularis.	Engerer Plur.	Weiterer Plur.
choale, Mensch.	*choalèc* oder *choaleèna.*	*choaliripi.*
ahöpegak, Pferd.	*ahöpega.*	*ahöpegeripi* (¹).

Die der Abiponischen sehr nahe verwandte Sprache der Mokobi (²) in der Provinz Chaco besitzt diesen doppelten Plural nicht, bildet aber den Plural aller nicht auf *i* ausgehenden Wörter durch Anheftung des Wortes *ipi*, ohne dafs dieses, wie es wenigstens nach den Beispielen scheint, etwas an der Endung des Hauptwortes ändert; *choalè*, Mensch, *choalè-ipi*, die M. In dieser Sprache ist *ipi* wirklich das Wort: *viel*, und es bleibt nun ungewifs, ob das Abiponische hinzugefügte *r* ein Bildungsbuchstabe, oder die Weglassung eine Eigenthümlichkeit der Mokobischen Mundart ist?

Die Tahitische Sprache, welche den Dualis am Nomen nicht unterscheidet, kennt auch diesen weiteren und engeren Plural, bezeichnet ihn aber blofs durch eigne, vor das Substantivum gestellte, und nur ihrer ursprünglichen Bedeutung nach, noch nicht erklärte Wörter, die man nur uneigentlich grammatische Formen nennen könnte (³).

(¹) Dobrizhoffer schreibt *joale* und *ahepegak*, will aber mit *j* den Spanischen Laut dieses Buchstabens und mit *e* den Umlaut *ö* ausdrücken.

(²) Handschriftliche mir vom Abate Hervas mitgetheilte, nach Papieren des Abate Don Raimondo de Termaier verfafste Grammatik der Mokobischen Sprache, §. 3.

(³) *A Grammar of the Tahitian dialect of the Polynesian language. Tahiti.* 1823. p. 9. 10.

Am bestimmtesten besitzt Mehrheitsformen für verschiedene Zahlen die Arabische Sprache, nämlich den Dualis für zwei, den beschränkten Plural für 3 bis 9, den Vielheits-Plural und den Plural-Plural, in welchem von dem Plural einiger Wörter durch regelmäfsige Flexion ein neuer gebildet wird, für 10 und mehr oder eine unbestimmte Anzahl. Selbst für die Bezeichnung der Einheit, bedient sich das Arabische, nämlich bei Substantiven, in deren Natur es liegt, wie bei Thier- und Fruchtgattungen, eine Vielheit unter sich zu begreifen, einer besondern Charakteristik, welche der Singularis in andren Sprachen nicht kennt, und macht von diesem einen Plural ([1]). Diese Ansicht, den Gattungsbegriff gewissermafsen als aufser der Kategorie des Numerus liegend zu betrachten, und von ihm durch Beugung Singularis und Pluralis zu unterscheiden, ist unleugbar eine sehr philosophische, deren Entbehrung andre Sprachen zu andren Hülfsmitteln zwingt. Da aber diese Arabischen Pluralformen nicht, wie die Abiponische, je können mit dem Dualis verwechselt werden, so gehört ihre ausführliche Betrachtung nicht hierher.

Der so eben als irrig angeführten Vorstellung des Dualis, die sich auf den Begriff der blofsen Zahl *zwei*, als einer der vielen in der Zahlreihe fortlaufenden beschränkt, steht diejenige entgegen, die sich auf den Begriff der *Zweiheit* gründet, und den Dualis wenigstens vorzugsweise der Gattung von Fällen zueignet, welche auf diesen Begriff zu kommen Veranlassung geben. Nach dieser Vorstellung ist der Dualis gleichsam ein Collectiv-Singularis der Zahl *zwei*, da der Pluralis nur gelegentlich, nicht aber seinem ursprünglichen Begriff nach, die Vielheit wieder zur Einheit zurückführt. Der Dualis theilt daher als Mehrheitsform und als Bezeichnung eines geschlossenen Ganzen zugleich die Plural- und Singular-Natur. Dafs er empirisch in den wirklichen Sprachen dem Plural näher steht, beweist, dafs die ersten dieser beiden Beziehungen den natürlichen Sinn der Nationen mehr anspricht, allein sein sinnvoll geistiger Gebrauch wird immer die letztere eines Collectiv-Singulars festhalten. Auch läfst sich in allen Sprachen diese, als die Grundlage des Dualis, nachweisen, wenn gleich alle im nachherigen Gebrauch allerdings die hier getrennte, richtige und irrige Vorstellung von ihm

---

([1]) Silvestre de Sacy's *Grammaire Arabe* Tom. I. §. 702. 704. 710., womit auch Oberleitner (*fundamenta linguae Arabicae* p. 224.) verglichen zu werden verdient.

mit einander vermischen, und ihn ebensogut zum Ausdruck von **zwei**, als der **Zweiheit**, machen.

Alle grammatische Verschiedenheit der Sprachen ist, meiner Ansicht nach, eine dreifache, und man erhält keinen vollständigen Begriff des Baues einer einzelnen, ohne ihn nach dieser dreifachen Verschiedenheit in Betrachtung zu ziehen. Die Sprachen sind nämlich grammatisch verschieden:

a) zuerst in der Auffassung der grammatischen Formen nach ihrem Begriff,

b) dann in der Art der technischen Mittel ihrer Bezeichnung,

c) endlich in den wirklichen, zur Bezeichnung dienenden Lauten.

Im gegenwärtigen Augenblick haben wir es nur mit dem ersten dieser drei Punkte zu thun, die beiden andren können erst bei Betrachtung der einzelnen Sprachen in Absicht des Dualis in Erwägung kommen.

Durch den zweiten und dritten dieser Punkte, vorzüglich durch den letzten, erlangt eine Sprache erst ihre grammatische Individualität, und die Ähnlichkeit mehrerer in diesem ist das sicherste Kennzeichen ihrer Verwandtschaft. Aber der erste bestimmt ihren Organismus, und ist vorzüglich wichtig, nicht bloſs als hauptsächlich einwirkend auf den Geist und die Denkart der Nation, sondern auch als der sicherste Prüfstein desjenigen Sprachsinnes in ihr, den man in jeder als das eigentlich schaffende und umbildende Princip der Sprache ansehen muſs.

Dächte man sich das vergleichende Sprachstudium in einiger Vollendung, so müſste die verschiedene Art, wie die Grammatik und ihre Formen in den Sprachen genommen werden, (denn dies ist es, was ich unter Auffassung dem Begriff nach verstehe) an den einzelnen grammatischen Formen, wie hier am Dualis, dann an den einzelnen Sprachen, in jeder im Zusammenhange erforscht, und endlich diese doppelte Arbeit dazu benutzt werden, einen Abriſs der menschlichen Sprache, als ein Allgemeines gedacht, in ihrem Umfange, der Nothwendigkeit ihrer Gesetze und Annahmen, und der Möglichkeit ihrer Zulassungen zu entwerfen.

Die zunächst liegende, aber beschränkteste Ansicht der Sprache ist die, sie als ein bloſses Verständigungsmittel zu betrachten. Auch in dieser Hinsicht indeſs ist der Dualis nicht gänzlich überflüssig; er trägt in der That bisweilen zum besseren und eindringenderen Verständniſs bei, wie es der Ort seyn wird, bei seinem Gebrauche im Griechischen zu zeigen. Diese

Fälle kommen aber wohl nur im Gebiete des Styls zum Vorschein, und wenn die sprachenbildenden Völker, wie es glücklicherweise nicht der Fall ist, bloſs das gegenseitige Verständniſs zum Zweck hätten, so wäre ein eigner Zweiheitsplural gewiſs für überflüssig gehalten worden. Wenden doch mehrere Völker nicht einmal die in ihren Sprachen wirklich vorhandenen Pluralformen da an, wo die gemeinte Mehrheit aus andren Umständen hervorgeht, aus einer hinzugefügten Zahl (1), einem Anzahlsadverbium, aus dem Verbum, wenn die Mehrheitsbezeichnung beim Nomen, oder dem Nomen, wenn sie beim Verbum weggelassen wird, u. s. f.

Die Sprache ist aber durchaus kein bloſses Verständigungsmittel, sondern der Abdruck des Geistes und der Weltansicht der Redenden; die Geselligkeit ist das unentbehrliche Hülfsmittel zu ihrer Entfaltung, aber bei weitem nicht der einzige Zweck, auf den sie hinarbeitet, der vielmehr seinen Endpunkt doch in dem Einzelnen findet, insofern der Einzelne von der Menschheit getrennt werden kann. Was also aus der Auſsenwelt und dem Innern des Geistes in den grammatischen Bau der Sprachen überzugehen vermag, kann darin aufgenommen, angewendet und ausgebildet werden,

---

(1) Auf dieselbe Weise scheint Adelung (Wörterbuch. v. Mann S. 349. u. a. a. O.) es zu nehmen, wenn man im Deutschen einige Wörter mit Zahlen im Singular verbindet, und *sechs Loth*, *zehn Mann* u. s. w. sagt. Zum Theil ist dies auch ganz richtig; einige dieser Redensarten sind sogar nur in der gemeinen, nicht in der edleren Sprechart geduldet, und in allen herrscht der zufällige Eigensinn des Sprachgebrauchs, da man z. B. *zehn Pfund*, aber nie *zehn Elle* sagt. Gerade da aber, wo dieser Sprachgebrauch sich am meisten festgesetzt hat, bei *Mann*, liegt, meinem Gefühl nach, eine schöne, von Adelung nicht herausgehobene Feinheit in dem Ausdruck. Der Singular soll hier andeuten, daſs die angezeigte Zahl als ein geschlossenes Ganzes angesehen wird; darum wird das Wort aus der unbestimmten Mehrheit des Pluralis herausgerissen. Dies ist vorzüglich in der distributiven Redensart *vier Mann hoch* sichtbar, wo jede vier zusammenstehende Männer als Eine Reihe gelten sollen. Ich glaubte dies bemerken zu müssen, da dieser anomale Singular, wie der Dualis, eigentlich ein collectiver, ein Plural-Singular, ist, und diese Redensarten einen Beweis abgeben, wie die Sprachen, in Ermangelung richtiger Formen, unrichtige, aber im Augenblick des jedesmaligen Gebrauchs charakteristische, zu Erreichung ihres Zwecks anwenden. Dem Ausdruck zehn Fuſs liegt wohl etwas Andres, nemlich die Unterscheidung des eigentlichen und des übergetragenen Begriffs von Fuſs zum Grunde, obgleich man zu diesem Behuf auch einen doppelten Plural *Fuſse* und *Fuſse* unterscheidet. Eine ähnliche, mit diesen Fallen zu vergleichende Verwechslung des Numerus kommt im Hebräischen vor (Gesenius Lehrgebaude S. 538.). Ueber das Kymrische s. oben S. 10.

und wird es wirklich, nach Mafsgabe der Lebendigkeit und Feinheit des Sprachsinns und der Eigenthümlichkeit seiner Ansicht.

Hier aber zeigt sich sogleich eine auffallende Verschiedenheit. Die Sprache trägt Spuren an sich, dafs bei ihrer Bildung vorzugsweise aus der sinnlichen Weltanschauung geschöpft worden ist, oder aus dem Innern der Gedanken, wo jene Weltanschauung schon durch die Arbeit des Geistes gegangen war. So haben einige Sprachen zu Pronomina der dritten Person Ausdrücke, welche das Individuum in ganz bestimmter Lage, als stehend, liegend, sitzend u. s. f. bezeichnen, besitzen also viele besondre Pronomina und ermangeln eines allgemeinen; andre vermannigfachen die dritte Person nach der Nähe zu den redenden Personen, oder ihrer Entfernung von denselben; andre endlich kennen zugleich ein reines Er, den blofsen Gegensatz des Ich und des Du, als unter Einer Kategorie zusammengefafst. Die erste dieser Ansichten ist ganz sinnlich; die zweite bezieht sich schon auf eine reine Form der Sinnlichkeit, den Raum; die letzte beruht auf Abstraction und logischer Begriffstheilung, wenn auch sehr oft erst der Gebrauch gestempelt haben mag, was vielleicht einen ganz andren Ursprung hatte. Es bedarf überhaupt kaum der Bemerkung, dafs diese drei verschiedenen Ansichten nicht als in der Zeit fortschreitende Stufen anzusehen sind. Alle können sich in mehr oder minder sichtbaren Spuren in Einer und ebenderselben Sprache neben einander befinden ([1]).

Der Begriff der Zweiheit nun gehört dem doppelten Gebiet des Sichtbaren und Unsichtbaren an, und indem er sich lebendig und anregend der sinnlichen Anschauung und der äufseren Beobachtung darstellt, ist er zugleich vorwaltend in den Gesetzen des Denkens, dem Streben der Empfindung, und dem in seinen tiefsten Gründen unerforschbaren Organismus des Menschengeschlechts und der Natur.

([1]) In der Abiponischen Sprache z. B. giebt es sechs verschiedene durch beide Geschlechter durchgehende Wörter, um das Pron. 3. Pers. selbständig auszudrücken. Alle endigen mit der Sylbe *ha*, diese kommt aber allein nie vor, und ist auch schwerlich die Bezeichnung des er, da sie, wenn man mit diesem sechsfachen Pronomen, wie man kann, den Begriff *allein* verbindet, gänzlich verschwindet. Für das Besitzpronomen hingegen giebt es eine einfache Bezeichnung, die jedoch oft ausgelassen wird, so dafs alsdann der Mangel der Besitzbezeichnung zur Anzeige des Possessivum 3. Pers. wird. Dobrizhoffer l. c. T. 2. p. 168-170.

Zunächst hebt sich, um von der leichtesten und oberflächlichsten Beobachtung auszugehen, eine Gruppe von zwei Gegenständen zwischen einem einzelnen und einer Gruppe von mehreren von selbst, als im Augenblick übersehbar und geschlossen, heraus. Dann geht die Wahrnehmung und die Empfindung der Zweiheit in den Menschen in der Theilung der beiden Geschlechter und in allen sich auf dieselbe beziehenden Begriffen und Gefühlen über. Sie begleitet ihn ferner in der Bildung seines und der thierischen Körper in zwei gleiche Hälften und mit paarweise vorhandenen Gliedmafsen und Sinnenwerkzeugen. Endlich stellen sich gerade einige der mächtigsten und gröfsesten Erscheinungen in der Natur, die auch den Naturmenschen in jedem Augenblick umgeben, als Zweiheiten dar, oder werden als solche aufgefafst, die beiden grofsen, die Zeit bestimmenden Gestirne, Tag und Nacht, die Erde und der sie überwölbende Himmel, das feste Land und das Gewässer u. s. f. Was sich der Anschauung so überall gegenwärtig zeigt, das trägt der lebendige Sinn natürlich und ausdrucksvoll durch eine ihm besonders gewidmete Form in die Sprache über.

In dem unsichtbaren Organismus des Geistes, den Gesetzen des Denkens, der Classification seiner Kategorien aber wurzelt der Begriff der Zweiheit noch auf eine viel tiefere und ursprünglichere Weise: in dem Satz und Gegensatz, dem Setzen und Aufheben, dem Seyn und Nichtseyn, dem Ich und der Welt. Auch wo sich die Begriffe drei- und mehrfach theilen, entspringt das dritte Glied aus einer ursprünglichen Dichotomie, oder wird im Denken gern auf die Grundlage einer solchen zurückgebracht.

Der Ursprung und das Ende alles getheilten Seyns ist Einheit. Daher mag es stammen, dafs die erste und einfachste Theilung, wo sich das Ganze nur trennt, um sich gleich wieder, als gegliedert, zusammenzuschliefsen, in der Natur die vorherrschende, und dem Menschen für den Gedanken die lichtvollste, für die Empfindung die erfreulichste ist.

Besonders entscheidend für die Sprache ist es, dafs die Zweiheit in ihr eine wichtigere Stelle, als irgendwo sonst, einnimmt. Alles Sprechen ruht auf der Wechselrede, in der, auch unter Mehreren, der Redende die Angeredeten immer sich als Einheit gegenüberstellt. Der Mensch spricht, sogar in Gedanken, nur mit einem Andren, oder mit sich, wie mit einem Andren, und zieht danach die Kreise seiner geistigen Verwandtschaft, sondert die, wie er, Redenden von den anders Redenden ab. Diese, das

Menschengeschlecht, in zwei Classen, Einheimische und Fremde, theilende Absonderung ist die Grundlage aller ursprünglichen geselligen Verbindung.

Es hätte schon können oben bemerkt werden, dafs die in der Natur äufserlich erscheinende Zweiheit oberflächlicher und in innigerer Durchdringung des Gedanken und des Gefühls aufgefafst werden kann. Es wird genug seyn, nur an einiges Einzelne in dieser Beziehung zu erinnern. Wie tief die bilaterale Symmetrie der Menschen- und Thierkörper in die Phantasie und das Gefühl eingeht, und zu einer der Hauptquellen der Architektonik der Kunst wird, ist neuerlich von A. W. v. Schlegel auf eine überraschend treffende und höchst geistvolle Weise gezeigt worden (1). Der in seiner allgemeinsten und geistigsten Gestaltung aufgefafste Geschlechtsunterschied führt das Bewufstseyn einer, nur durch gegenseitige Ergänzung zu heilenden Einseitigkeit durch alle Beziehungen des menschlichen Denkens und Empfindens hindurch.

Ich erwähne aber mit Absicht dieser zwiefachen, oberflächlicheren und tieferen, sinnlicheren und geistigeren Auffassung erst hier, da sie vorzüglich da eintritt, wo die Sprache auf der Zweiheit der Wechselrede ruht. Es ist im Vorigen nur die ganz empirische Erscheinung hiervon angedeutet worden. Es liegt aber in dem ursprünglichen Wesen der Sprache ein unabänderlicher Dualismus, und die Möglichkeit des Sprechens selbst wird durch Anrede und Erwiederung bedingt. Schon das Denken ist wesentlich von Neigung zu gesellschaftlichem Daseyn begleitet, und der Mensch sehnt sich, abgesehen von allen körperlichen und Empfindungsbeziehungen, auch zum Behuf seines blofsen Denkens, nach einem dem Ich entsprechenden Du; der Begriff scheint ihm erst seine Bestimmtheit und Gewifsheit durch das Zurückstrahlen aus einer fremden Denkkraft zu erreichen. Er wird erzeugt, indem er sich aus der bewegten Masse des Vorstellens losreifst, und dem Subject gegenüber, zum Object bildet. Die Objectivität erscheint aber noch vollendeter, wenn diese Spaltung nicht in dem Subject allein vorgeht, sondern der Vorstellende den Gedanken wirklich aufser sich erblickt, was nur in einem andren, gleich ihm vorstellenden und denkenden Wesen möglich ist. Zwischen Denkkraft und Denkkraft aber giebt es keine andre Vermittlerin, als die Sprache.

---

(1) Indische Bibliothek B. 2, S. 458.

Das Wort an sich selbst ist kein Gegenstand, vielmehr den Gegenständen gegenüber, etwas Subjectives; dennoch soll es im Geiste des Denkenden zum Object, von ihm erzeugt und auf ihn zurückwirkend werden. Es bleibt zwischen dem Wort und seinem Gegenstande eine so befremdende Kluft; das Wort gleicht, allein im Einzelnen geboren, so sehr einem bloſsen Scheinobject; die Sprache kann auch nicht vom Einzelnen, sie kann nur gesellschaftlich, nur, indem an einen gewagten Versuch ein neuer sich anknüpft, zur Wirklichkeit gebracht werden. Das Wort muſs also Wesenheit, die Sprache Erweiterung in einem Hörenden und Erwiedernden gewinnen. Diesen Urtypus aller Sprachen druckt das Pronomen durch die Unterscheidung der zweiten Person von der dritten aus. Ich und Er sind wirklich verschiedene Gegenstände, und mit ihnen ist eigentlich Alles erschöpft, denn sie heiſsen mit andren Worten Ich und Nicht-ich. Du aber ist ein dem Ich gegenübergestelltes Er. Indem Ich und Er auf innerer und äuſserer Wahrnehmung beruhen, liegt in dem Du Spontaneität der Wahl. Es ist auch ein Nicht-ich, aber nicht wie das Er, in der Sphäre aller Wesen, sondern in einer andren, in der eines durch Einwirkung gemeinsamen Handelns. In dem Er selbst liegt nun dadurch, auſser dem Nicht-ich, auch ein Nicht-du, und es ist nicht bloſs einem von ihnen, sondern beiden entgegengesetzt. Hierauf deutet auch der oben angeführte Umstand hin, daſs in vielen Sprachen die Bezeichnung und die grammatische Bildung des Pronomen der dritten Person in ihrem ganzen Wesen von den beiden ersten Personen abweicht, der Begriff desselben bald nicht rein, bald nicht in allen Beugungsfällen der Declination vorhanden ist.

Erst durch die, vermittelst der Sprache bewirkte Verbindung eines Andren mit dem Ich entstehen nun alle, den ganzen Menschen anregenden, tieferen und edleren Gefühle, welche in Freundschaft, Liebe und jeder geistigen Gemeinschaft die Verbindung zwischen Zweien zu der höchsten und innigsten machen.

Ob, was den Menschen innerlich und äuſserlich bewegt, in die Sprache übergeht, hängt von der Lebendigkeit seines Sprachsinnes ab, mit welcher er die Sprache zum Spiegel seiner Welt macht. In welchem Grade der Tiefe der Auffassung dies geschieht, liegt in der mehr oder minder reinen und zarten Stimmung des Geistes und der Einbildungskraft, in welcher

Mensch, auch ehe er noch zum klaren Bewufstseyn seiner selbst gelangt, unwillkührlich auf seine Sprache einwirkt.

Der Begriff der Zweiheit, als der einer Zahl, also einer der reinen Anschauungen des Geistes, besitzt aber auch die glückliche Gleichartigkeit mit der Sprache, welche ihn vorzugsweise geschickt macht, in sie überzugehen. Denn nicht Alles, wie mächtig es auch sonst den Menschen anrege, ist hierzu gleich fähig. So giebt es nicht leicht einen mehr in die Augen fallenden Unterschied unter den Wesen, als den zwischen Lebendigen und Leblosen. Mehrere, vorzüglich Amerikanische Sprachen, gründen daher auf ihn auch grammatische Unterschiede, und vernachlässigen dagegen den des Geschlechts. Da aber die blofse Beschaffenheit, mit Leben begabt zu seyn, nichts in sich fafst, das sich innig in die Form der Sprache verschmelzen liefse, so bleiben die auf sie gegründeten grammatischen Unterschiede, wie ein fremdartiger Stoff, in der Sprache liegen, und zeugen von einer nicht vollkommen durchgedrungenen Herrschaft des Sprachsinns. Der Dualis dagegen schliefst sich nicht nur an eine der Sprache schlechterdings nothwendige Form, den Numerus, an, sondern begründet sich, wie oben gezeigt worden, auch im Pronomen eine eigene Stellung. Er bedarf daher nur in der Sprache eingeführt zu werden, um sich in ihr einheimisch zu fühlen.

Indefs kann es auch bei ihm, und giebt es in der That in verschiedenen Sprachen einen nicht zu vernachlässigenden Unterschied. Es waltet nemlich in der Bildung der Sprachen, aufser dem schaffenden Sprachsinn selbst, auch die überhaupt, was sie lebendig berührt, in die Sprache hinüberzutragen geschäftige Einbildungskraft. Hierin ist der Sprachsinn nicht immer das herrschende Princip, allein er sollte es seyn, und die Vollendung ihres Baues schreibt den Sprachen das unabänderliche Gesetz vor, dafs Alles, was in denselben hinübergezogen wird, seine ursprüngliche Form ablegend, die der Sprache annehme. Nur so gelingt die Verwandlung der Welt in Sprache, und vollendet sich das Symbolisiren der Sprache auch vermittelst ihres grammatischen Baues.

Zu einem Beispiel kann das Genus der Wörter dienen. Jede Sprache, welche dasselbe in sich aufnimmt, steht, meines Erachtens, schon der reinen Sprachform um einen Schritt näher, als eine, die sich mit dem Begriff

des Lebendigen und Leblosen, obgleich dieser die Grundlage des Genus ist, begnügt. Allein der Sprachsinn zeigt nur dann seine Herrschaft, wenn das Geschlecht der Wesen wirklich zu einem Geschlecht der Wörter gemacht ist, wenn es kein Wort giebt, das nicht, nach den mannigfaltigen Ansichten der sprachbildenden Phantasie, einem der drei Geschlechter zugetheilt wird. Wenn man dies unphilosophisch nannte, verkannte man den wahrhaft philosophischen Sinn der Sprache. Alle Sprachen, die nur die natürlichen Geschlechter bezeichnen, und kein metaphorisch bezeichnetes Genus anerkennen, beweisen, daſs sie entweder ursprünglich, oder in der Epoche, wo sie diesen Unterschied der Wörter nicht mehr beachteten, oder über ihn in Verwirrung gerathend, Masculinum und Neutrum zusammenwarfen, nicht von der reinen Sprachform energisch durchdrungen waren, nicht die feine und zarte Deutung verstanden, welche die Sprache den Gegenständen der Wirklichkeit leiht.

Auch bei dem Dualis kommt es daher darauf an, ob er nur als empirische Wahrnehmung der paarweis in der Natur vorhandenen Gegenstände, in das Nomen, und als Gefühl der Aneignung und Abstoſsung von Menschen und Stämmen, in das Pronomen, und mit diesem gelegentlich in das Verbum übergegangen, oder ob er, wirklich in die allgemeine Form der Sprache verschmolzen, wahrhaft mit ihr Eins geworden ist. Als ein Kennzeichen hierfür kann allerdings seine durchgängige Aufnahme in alle Theile der Sprache gelten, doch für sich kann dieser Umstand allein nicht entscheidend seyn.

Daſs der Dualis sich schön in die Angemessenheit der Redefügung einpaſst, indem er die gegenseitigen Beziehungen der Wörter auf einander vermehrt, auch für sich den lebendigen Eindruck der Sprache erhöht und in der philosophischen Erörterung der Schärfe und Kürze der Verständigung zu Hülfe kommt, dürfte wohl schwerlich bezweifelt werden. Er hat darin dasjenige voraus, wodurch sich jede grammatische Form in der Schärfe und Lebendigkeit der Wirkung vor einer Umschreibung durch Worte unterscheidet. Man vergleiche nur die Stellen Griechischer und Römischer Dichter, wo von den, auch als Nachbarsterne in die Augen fallenden Tyndariden, oder sonst von Brüderpaaren die Rede ist. Wieviel lebendiger und ausdrucksvoller stellen die einfachen Dualendungen

κρατερόφρονε γείνατο παῖδε oder:
μινυνθαδίω δὲ γενέσθην

bei Homer die Zwillingsnatur dar, als die Ovidische Umschreibung es thut,

et gemini, nondum coelestia sidera, fratres,
ambo conspicui, nive candidioribus ambo
vectabantur equis.

Es vermindert diesen Eindruck nicht, dafs in der ersten der angeführten und andren ähnlichen Homerischen Stellen gleich auf den Dualis der Pluralis folgt. Wenn das Bild einmal mit dem Dual eingeführt ist, wird auch der Plural nicht anders gefühlt. Es ist vielmehr eine schöne Freiheit der Griechischen Sprache, dafs sie sich das Recht nicht entziehen läfst, den Plural auch als gemeinschaftliche Mehrheitsform zu gebrauchen, wenn sie nur, da wo es der Nachdruck erfordert, den Vorzug der eignen Bezeichnung der Zweiheit behält. Dies aber weitläuftiger auszuführen, und zu erforschen, ob auch bei den vorzüglichsten Griechischen Schriftstellern durchgängig ein so feines und richtiges Gefühl für den Dualis herrscht, wird es erst am Ende dieser Abhandlung bei der besondren Betrachtung des Griechischen Dualis möglich seyn.

Nach allem bis hierher Gesagten scheint es mir nicht nothwendig, noch diejenigen zu widerlegen, welche den Dualis einen Luxus und Auswuchs der Sprachen nennen. Die Ansicht der Sprache, welche dieselbe mit dem ganzen und vollen Menschen und dem Tiefsten in ihm in Verbindung setzt, kann dahin nicht führen, und mit dieser allein haben wir es hier zu thun. Ich beschliefse daher hier den allgemeinen Theil dieser Untersuchungen, und werde in den folgenden zu der Betrachtung der einzelnen Sprachen nach den weiter oben (¹) in Absicht der Behandlung des Dualis abgetheilten drei Classen übergehen.

(¹) S. 14-16.

WILHELM VON HUMBOLDT'S

BRIEFE

AN

F. G. WELCKER

HERAUSGEGEBEN

VON

R. HAYM.

BERLIN.
VERLAG VON RUDOLPH GAERTNER.
1859.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Als ein junger Mann von zweiundzwanzig Jahren war F. G. Welcker im Herbst 1806 von Giessen, wo er am Gymnasium eine Lehrstelle bekleidete und überdies an der Universität alttestamentarische Vorlesungen gehalten hatte, nach Rom gekommen. Es war auf einen halbjährigen Aufenthalt abgesehn: auf so lange lautete sein Urlaub, während dessen ihn ein Bruder am Gymnasium vertreten sollte. Eben diesen Bruder indess raffte alsbald ein hitziges Fieber dahin, und früher als Welcker selbst war die Trauerbotschaft nach Rom gelangt. Der Vater, Pfarrer in Oberofleiden im Hessischen, hatte den Brief an W. v. Humboldt geschickt, der als preussischer Minister-Resident in Rom zugleich Geschäftsträger für Darmstadt war, und so wurde die Mittheilung der Todesnachricht der erste Anlass zu dem Verhältniss, von welchem die nachfolgenden Briefe Zeugniss ablegen. Das Schreiben liegt uns vor, in welchem Humboldt dem Vater meldet, dass er sich seines Auftrags entledigt habe. Es drückt unter Erinnerung an den kürzlichen Tod eines eignen Kindes innige Theilnahme an dem fremden Verluste aus; es lässt zugleich errathen, in wie freundlicher Weise der junge Ankömmling in dem Humboldt'schen Hause aufgenommen und seitdem unter den Besuchern bei dem abendlichen Theetisch behandelt wurde.

Bald sollte sich ein noch näheres Verhältniss ergeben. Nach wenigen Monaten nämlich verliess Dr. Sickler, der als Hauslehrer bei Humboldt war, plötzlich das Haus, und schon am folgenden Morgen wurde Welcker durch Zoega der Antrag überbracht, auf vier Wochen zu Humboldt zu ziehen, um mit ihm den Unterricht der Kinder zu theilen. Was nur als eine vorläufige Aushülfe gemeint war, wurde zu einem dauernden Arrangement. Humboldt selbst bat nach einiger Zeit die Darmstädtische Regierung

um Verlängerung des Urlaubs für Welcker: bereitwillig und auf unbestimmte Zeit wurde derselbe ertheilt; erst im Frühjahr 1808 kehrte Letzterer, durch die inzwischen eingetretenen Verhältnisse am Gymnasium bewogen, nach Giessen zurück.

Nicht bloss den tüchtigsten Lehrer für seinen Sohn, sondern einen Freund hatte Humboldt mit dem Abschiede Welcker's aus Rom verloren. Wie „freundschaftlich und froh“ die Familie mit dem jungen Manne lebe, spricht ein Humboldt'sches Schreiben vom 16. December 1807 an Riemer in Weimar aus, welcher jetzt um einen neuen Hauslehrer befragt wurde. Die Erinnerung an dieses römische Zusammensein hielt für's Leben vor. Ununterbrochen dauerte die Verbindung Welcker's mit der Familie fort. Es fehlte nicht an gelegentlichem Wiedersehn: vor Allem aber blieb man in brieflichem Verkehr. War es in der früheren Zeit, so lange Humboldt in mannichfach wechselnden Lagen von Geschäften überhäuft war, vorzugsweise Frau von Humboldt, welche den Freund fortwährend von dem Befinden und Geschick der Ihrigen in Kenntniss erhielt, und über gemeinschaftliche Freunde und Bekannte, über Reisen, Kunstsachen u. s. w. Mittheilungen machte, so wurde seit dem Jahre 1821 der Briefwechsel auch von ihm regelmässiger, und mit eingehender Ausführlichkeit, namentlich über wissenschaftliche Gegenstände, geführt, — bis nach dem Tode beider Gatten die Tochter Caroline in treuer Anhänglichkeit das Verhältniss fortsetzte.

Wir sind nun so glücklich, im Folgenden die Briefe Humboldt's an Welcker veröffentlichen zu dürfen, und unser einziges Verdienst, — um dies gleich vorweg zu bemerken — besteht darin, dass wir zu dieser Veröffentlichung den Anstoss gegeben haben. Der hochverehrte Mann, in dem unser Vaterland einen seiner vorzüglichsten und liebenswürdigsten Gelehrten schätzt, bewahrte jene Briefe als einen persönlichen Besitz, den bei eignen Lebzeiten einem grösseren Publicum mitzutheilen aus allen Gründen ihm fern lag. Dieselbe, von aller Absichtlichkeit freie, von allem Persönlichen absehende Denkweise aber, die ganz von selbst diese Zurückhaltung mit sich brachte, bestimmte ihn auch leicht und augenblicklich der Vorstellung Raum zu geben, dass es eine Verpflichtung gegen die Manen des grossen Staatsmanns und Forschers sei, der Nation nichts vorzuenthalten, was einen Beitrag

zu dessen Charakteristik abgeben könne. Der in diesem Sinne an ihn gerichteten Bitte folgte die Gewährung auf dem Fusse. Leicht verständigte man sich über die Grundsätze, die bei der Veröffentlichung zu befolgen seien. Es fand sich nichts, was aus persönlichen Rücksichten auszulassen gewesen wäre; hatte doch Humboldt selbst, bei Gelegenheit der Beschlagnahme der Welcker'schen Papiere im Jahre 1819, keinerlei Arg über die damit verbundene Enthüllung seiner Privatbriefe. Wie es mit dem ganz Zufälligen und Gleichgültigen zu halten sei, konnte gleichfalls im Geiste des Briefstellers selbst entschieden werden. Humboldt fand, dass in dem Göthe-Schiller'schen Briefwechsel einige Ueberflüssigkeiten hätten weggeschnitten werden können, aber doch bekannte er ein andermal wieder, zu denen zu gehören, die auch das Bedeutungslose nicht fortwünschten; und nur die Befangenheit des persönlichen Antheils war Schuld, wenn er bei seinen eignen, mit Schiller gewechselten Briefen nach einem kritisch strengeren Princip verfuhr. Die richtige Methode war daher gewiss die, im Zweifelsfalle lieber der geschriebenen Worte als des vergänglichen Papiers zu schonen, und andrerseits, auch von dem Nebensächlichen jedenfalls so viel stehen zu lassen, dass in diesem selbst eine Bürgschaft für die Entbehrlichkeit des Weggelassenen enthalten sei. Von selbst verstand es sich, dass der übrige Text mit der gewissenhaftesten Treue wiedergegeben werden musste. Das durch persönliche oder Zeitbeziehungen einem grösseren Leserkreise voraussichtlich Unverständliche mochte endlich durch Anmerkungen erläutert werden. Auch in dieser Hinsicht jedoch war dem Herausgeber die Mitwirkung des Herrn Welcker unentbehrlich. Diesem sind die Leser für die interessanten biographischen und literarischen Notizen verpflichtet, die mit der grössten Bereitwilligkeit uns zur Verfügung gestellt wurden und die nun, meist unverändert wiedergegeben, dazu dienen werden, der lebendigen brieflichen Mittheilung noch mehr den Reiz des Lebens zu verleihen. Auch so freilich werden Andre mit uns bedauern, dass statt eines Briefwechsels nur Briefe mitgetheilt werden konnten. Allein nur von Einem der Welcker'schen Briefe hatte der Absender eine Abschrift zurückbehalten. Diesen Einen an seiner Stelle einzureihen war um so mehr geboten, da erst dadurch eine besonders eingehende, gewisse letzte Grundsätze der Alterthumsforschung berührende wissenschaftliche Discus-

sion in ihrem ganzen Zusammenhang, nach ihrem Für und Wider übersehen werden konnte.

Worin wir die Hauptbedeutung der nachfolgenden Blätter erblicken, haben wir oben bereits angedeutet. Indem sie hin und wieder auf eine ganze literarische Epoche ein Licht werfen, so sind sie doch bei Weitem mehr eine neue Selbstdarstellung Humboldt's. Am natürlichsten wird man sie als ein Seitenstück zu den Briefen an F. A. Wolf betrachten dürfen: nur dass wir hier nicht einen lernbegierigen und verehrenden Schüler reden hören, der vor dem Meister auch da noch Respect hat, wo er gegen den Menschen Geduld und Schonung übt, sondern überall vielmehr den wohlwollenden und gütigen Freund, der mit gleicher Theilnahme den Lebensgang wie die wissenschaftliche Thätigkeit des Andern begleitet. Leicht empfinden wir diesem das dankbare Gefühl nach, womit es ihn erfüllen musste, wenn er sah, wie ihm von dem älteren, an Welterfahrung überlegenen, höhergestellten Manne das immer gleiche Wohlwollen, die immer gleiche Offenheit entgegengebracht wurde. Auch ganz abgesehen indess von dieser persönlichen Beziehung, treten uns fast alle auch sonsther bekannten Züge des Mannes von Neuem aus diesen Briefen entgegen. Man hat die Freude, wie wenn man ein neues ähnliches Portrait eines lieben Bekannten mit andern auch ähnlichen vergleicht, wobei es doch nicht leicht an irgend einem Aperçü fehlt, das man sich wundert nicht schon früher gehabt zu haben. Da bestätigt sich jene ideale Höhe der sittlichen Anschauung, die über allen Gegensatz der Empfindungen hinaus zu sein scheint und aus welcher der wunderbare Mann für das Verhältniss zu Andern die schöne Toleranz, Milde und Humanität, für sich selbst die Freiheit entnimmt, das Leben ästhetischer zu behandeln als es im Ganzen erlaubt. Da begegnet uns wieder, in scheinbarem Contrast damit, jene umständliche Feinheit, jene bis zum Peinlichen gewissenhafte Sauberkeit, mit welcher praktische Verhältnisse fast wie theoretische Probleme entwirrt oder zurechtgerückt werden. Da drängt sich recht schlagend endlich die durchgehende Einheit des wissenschaftlichen und des sittlichen, des intellectuellen und des moralischen Charakters unsers Briefstellers auf. Hin und wieder wird uns doch auch in specielle Lebensverhältnisse ein Einblick gewährt, der uns bisher gerade so noch nicht zu Theil geworden. Es fehlt nicht an Winken über die Auffassung Humboldt's von seiner amtlichen Wirksamkeit

und den Wechseln derselben, nicht an Zeugnissen für die hohe Bedeutung, die sein eheliches Verhältniss für ihn hatte. Nur natürlich ist es, dass aus Briefen an den Lehrer seiner Kinder die Sorge deutlicher wird, mit der ihn ununterbrochen die Angelegenheit ihrer Erziehung erfüllte, und ein anmuthigstes Bild ist es, wenn wir ihn selbst, in Rom, die Tochter im Homer unterrichten oder ihr einen Cursus in der alten Geschichte ertheilen sehen — ein Bild, dem sich in unsrer Phantasie ungesucht ein andres entgegenstellt: Stein, in der Verbannung zu Prag seiner Tochter die Thatsachen der französischen Revolution mit ihrer abschreckenden Moral vor Augen führend!

Den Mittelpunkt indess dieser Briefe bildet die Theilnahme ihres Verfassers an den philologischen und mythologischen Studien Welcker's: am hellsten leuchtet aus ihnen die wissenschaftliche Physiognomie Humboldt's hervor. Mit sicherem Urtheil charakterisirt er die Leistungen Creuzer's, begleitet er die der alten Religionsgeschichte gewidmete Thätigkeit Welcker's. Durch seine ganze Geistesart erscheint er hier als der berufenste Richter, Rathgeber und Warner. Es ist die Stimme des zartesten und zugleich unbestechlichsten wissenschaftlichen Gewissens, die wir zu vernehmen glauben. Sein Geist hat eine natürliche Wahlverwandschaft zu diesen Fragen, die — ähnlich denen über die Natur und Geschichte der Sprache — bis in die geheimsten Gründe der Menschennatur und in die vorgeschichtliche Epoche des Völkerlebens zurückleiten. Auf der andern Seite sind auf diesem Gebiete Wagnisse der Combination und Anticipationen der Ahndung erforderlich, vor denen der helle und wachsame Verstand, die stets gerüstete skeptische Dialektik des Mannes zurückscheut. So nachdrücklich er daher seine Liebe für diese Untersuchungen, so reichlich er seine Achtung vor den Gaben eines Mannes wie Creuzer bekennt, so bestimmt weiss er, dass er, „wenn er selbst dergleichen bearbeitete, Forderungen machen würde, die vermuthlich das Wesen der Sache selbst zerstörten." Nur um so geeigneter ist er, den kritischen Kanon aufzustellen, den jene Forschung niemals aus dem Gesicht verlieren dürfe. Es hat uns immer geschienen, dass in der Geistesanlage dieses Mannes das kritische Genie Lessing's mit der genialen Gewissenhaftigkeit Kant's verbunden sei. Den Abenteuern der historischen Forschung, wie sie auf dem Boden der Romantik erwuchs, stellt er sich so ent-

gegen, wie Lessing sich ihnen entgegengestellt haben würde, wenn er, durch Kant geschult, sie erlebt hätte. Er steht mit seinem Urtheil ebenso hoch über der Einseitigkeit und dem hartköpfigen Rationalismus der Voss und Hermann, wie Lessing seiner Zeit über jenen theologischen Aufklärern stand, die „das Kind mit dem Bade ausschütteten." Er misst die mythologischen Constructionen mit demselben Maassstabe, welchen Kant an die Constructionen der Metaphysik anlegte. Der Grundzug seiner kritischen Ausstellungen ist kein andrer als der, welcher durch den Laokoon wie durch die Vernunftkritik hindurchgeht. Die unverbrüchlichste Gewissenhaftigkeit, die schlichteste Wahrheitsliebe bildet den Ausgangspunkt: — er „meint es mit jeder Untersuchung ehrlich." Daher bei ihm, wie bei jenen Männern, der Protest gegen das Verwirren dessen, was auseinander gehalten werden muss, gegen das Verrücken oder Ueberschreiten der Grenzen, die durch die Natur der Sache gesetzt sind. Was er an der „Symbolik" vermisst, ist sondernde Klarheit und überzeugender Beweis. Nicht etwa, dass er übersähe, wie nothwendig auf diesem Gebiete Vieles nur vermuthet, geahndet, errathen werden kann; aber mit Recht verlangt er, dass die geschichtliche Thatsache und die geistreiche Vermuthung nicht confundirt werde. Es scheint ihm die Krankheit der Zeit, auffallende Resultate auf isolirte Thatsachen gründen zu wollen. Was mithin noththue, sei „strenge und unerbittliche Kritik." Als der echteste Schüler Kant's mahnt er, „die Quellen des Erkennens nicht zu vermischen" und fordert er, dass in dem, was als Resultat aufgestellt werde, „die Grade der Gewissheit oder Wahrscheinlichkeit bestimmt unterschieden werden." Es ist nur ein andrer Ausdruck für diese Forderungen, wenn er immer von Neuem von diesen historischen Forschungen verlangt, dass sie eben „historischer" geführt werden sollen —, historischer, das heisst nichts anders als „nüchterner und gründlicher."

Diese Grundsätze, um unsre eigne Meinung zu sagen, scheinen uns die absoluten Gesetze für die Form aller derartigen Untersuchungen einzuschliessen. Sie verdienen noch heut und in alle Zukunft der Alterthumsforschung als Spiegel vorgehalten zu werden, und vielleicht ist die Art und Weise, wie sie hier eingeschärft werden, noch besonders geeignet, ihnen Eingang zu verschaffen. Dieselbe Vorsicht und Bescheidenheit, welche unsern Kritiker

zum erklärtesten Gegner aller Systemsucht macht, nimmt seinen Vorschriften und Warnungen alles Harte und Schneidende. Die kritische Methode, die er empfiehlt, bewährt er vor Allem selbst an seinem eignen Kritisiren. Nicht unbedingt soll man ihm folgen; nur einen heilsamen Anstoss, eine Veranlassung zu wiederholter Selbstprüfung will er dem Freunde geben; ja, man glaubt einen Mann aus der Schule des Aenesidemus oder Sextus zu hören, wenn er versichert, dass das, was er sage, „nicht dogmatisch zu verstehen sei, nicht als wäre es wirklich so," sondern dass er „nur ausspreche, wie es ihm erscheine." Und wiederum auf der andern Seite — damit es unmöglich sei, diese Nüchternheit und skeptische Selbstbeschränkung zu missverstehen — die allerhöchste und würdigste Vorstellung von dem wahren Sinn aller wissenschaftlichen Forschung, von dem letzten Ziel alles Erkennens. Es ist die höhere Einheit von Philosophie und Geschichte, welche Humboldt andeutet, wenn er als den Endzweck alles Wissens das Erfassen des menschlichen Geistes nach dem ganzen Umfang seiner Entwicklungsfähigkeit bezeichnet. Alles Begreifen löst sich ihm auf in „die Anschauung dessen, was der Mensch schon einmal gewesen ist, und das Erahnden dessen, was er sein kann." Ueber dem zweifelsüchtigsten Ergründen des thatsächlich Einzelnen erhebt sich die Aussicht auf das gelingende Verständniss des Ganzen, und die Sehnsucht, „auf der breiten Basis der Menschheit zu ruhn, nicht ohne geheime Ahndung, dass in dieser unmittelbarer die Gottheit ruht." Solche Kühnheit aber findet ihre abschliessende Erklärung in der Innerlichkeit und Energie dieses Geistes. Die subjective Lage, die sich Humboldt zu den Dingen zu geben und mittelst deren er zugleich in sich selbst jenes bewunderungswürdige Gleichgewicht zu finden verstand, ist oftmals von ihm in beredter Weise bezeichnet worden. Niemals vielleicht schöner und klarer als in einem der hier mitgetheilten Briefe an Welcker. Wenn irgend etwas, so schreibt er, eine Beruhigung für das Hinaustreten aus dem Leben gewähre — „so ist es nicht durch Vollendung einer Reihe von Thaten, noch einer Masse von Richtungen, nicht durch ein Erschöpfen eines Kreises des Wissens (denn das Thun und das Wissen sind nie aufhörende Reihen von Einzelheiten, durch die man doch nie zur Unendlichkeit gelangt), aber wohl dadurch, dass jedes Vermögen, das man in sich spürt,

einmal einen Gegenstand in sich gefunden hat, in dem es ganz aufgegangen ist. Nur was im Stande ist, ein Geistes- oder Gemüthsvermögen so zu beschäftigen und zu bewegen, kann für den Menschen eine absolute Wichtigkeit haben, eine solche, bei der Leben und Tod in Betrachtung kommt; alles Uebrige fällt in den Kreis des Zufälligen und Ausserwesentlichen, und wird, wie man den ernsten Gedanken des Todes fasst, so bis zur Gleichgültigkeit entfärbt, wie Kohlen ihren Schimmer verlieren, wenn daneben eine Flamme auflodert.“ — —

Doch es kann nicht die Absicht dieser einleitenden Zeilen sein, die schönsten Stellen der nachfolgenden Briefe im Voraus auszuschreiben, oder sie zu glossiren. Die beste Mitgift, mit welcher das kleine Büchlein ausgestattet werden könnte, müsste ihm ohnehin ein Andrer geben. Die Früchte der umfassenden wissenschaftlichen Thätigkeit des Mannes, an den diese Briefe gerichtet waren, liegen gereift vor uns. Man kann sich versucht finden, den Einfluss im Allgemeinen aus ihnen herauszufühlen, den die kritische Theilnahme, die Ermunterung und der Rath eines solchen Freundes ausüben musste. Nur der Verfasser der „griechischen Götterlehre“ selbst jedoch würde uns sagen können, in welchem Grade und an welchen Punkten er diesen Einfluss an seinen Ueberzeugungen im Laufe einer langen wissenschaftlichen Entwickelung erfahren, wieviel er ihm eingeräumt, wie weit und aus welchen Gründen er sich ihm entziehen musste. Diese Bekenntnisse jedoch würden weiter führen. Sie würden zu einer Schilderung des geistigen und gemüthlichen Verkehrs beider Männer und zu einem nach dem Leben gezeichneten Bilde der Humboldt'schen Persönlichkeit werden. Wir bezeichnen eine dankbarste Aufgabe und sprechen einen Wunsch aus, von dem wir gewiss sind, dass er in weiten Kreisen getheilt wird. Möchte Herr Welcker die Musse finden, dem Freunde ein Denkmal zu errichten, wie unter den Lebenden vielleicht nur er noch im Stande ist!

Halle, 24. Febr. 1859. R. H.

Wilhelm v. Humboldt an F. G. Welcker.

I.

[Rom] 27. [April 1808; nach Florenz.]

Ich kann den Brief meiner Frau nicht abgehen lassen, ohne auch von mir Ihnen, liebster Freund, einige Worte zu sagen. Wir haben Sie sehr in diesen Tagen vermisst und Ihrer oft unter uns gedacht. Seien Sie überzeugt, dass Ihr Andenken uns immer werth bleiben wird, und dass wir uns immer herzlich freuen werden, wenn wir hören, dass es Ihnen wohlgeht! Sobald mein Schicksal für die nächste und entferntere Zukunft entschieden ist, schreibe ich Ihnen sogleich, und wenn ich nach Deutschland komme, hoffe ich Sie sicherlich zu sehen. Leben Sie recht wohl! Ihr

Humboldt.

II.

Rom, 6. August 1808.

Ich habe vor wenigen Tagen Ihren Brief vom 30. Juni bekommen, mein liebster Welcker, und eile um so mehr, ihn zu beantworten, als ich nur Ihre Ankunft in Giessen abwartete, Ihnen zu schreiben. Bis dahin schien es mir so ungewiss, ob die Briefe Ihnen richtig zukämen. Ich glaube wohl, mein Lieber, dass Ihnen der Unterschied jetzt dort, und vorher in einer ganz anderen Gegend und

unter einem anderen Himmel gewesen zu sein, schwer auffällt; wenn ich es manchmal im Scherz so beschrieb, meinte ich es in der That sehr ernsthaft. Allein es freut mich doch zu sehen, dass Sie Freude und Lust an Ihren Beschäftigungen haben, und gern in die Thätigkeit dort eingegangen sind. Auch, wie lieb ich Italien habe, ist doch nicht zu leugnen, dass für Ihr Alter, besonders bei Ihren Beschäftigungen, Deutschland mehr Nacheiferung weckt, mehr geistiges Interesse gewährt, und mehr und kräftigere Nahrung giebt. Nach einigen Jahren können Sie und werden Sie gewiss einmal hierher zurückkehren, und, wie ich mir schmeichle, auch eine Reise nach Griechenland machen können*), und dann wird Ihnen, einige Jahre in der Zwischenzeit in Deutschland verlebt zu haben, nicht wenig angenehm sein. Wir, mein Lieber, haben indess, wie dem auch sein mag, Ihre Abwesenheit sehr gefühlt. Ein liebenswürdiger und interessanter Umgang wird überall nothwendig vermisst von denen, die ihn zu schätzen und würdigen verstehen, und wenn ich sage, dass dies in Rom doppelt der Fall ist, so meine ich nicht damit den

*) Zu dieser Reise hatte der Correspondent in Rom Vorbereitungen gemacht, bestehend in Auszügen und Reisebeschreibungen, von der in der Barberina aufbewahrten handschriftlichen an, in Karten, Durchzeichnungen, selbst einigen Instrumenten, weit umständlicher als sie zu der 1841.42 endlich ausgeführten Reise gemacht werden konnten, nachdem der 1830 zu derselben bereits ertheilte huldvolle Urlaub des K. Ministerium wegen andauernden Augenübels nicht hatte benutzt werden können. Jene Plane wurden damals genährt durch den Verkehr mit dem aus Konstantinopel zurückgekehrten berühmten Schweden Akerblad und durch die von Dodwell mitgebrachten, erst so viel später öffentlich bekannt gewordenen Zeichnungen. Das Werk von Stuart und Revett, das damals in Italien wie in Deutschland noch so gut wie ohne allen Einfluss unbekannt war, in Verbindung mit dem Colosse von Monte Cavallo und dem, was der Bildhauer Schweickle von den nach Paris gekommenen Platten vom Parthenon berichtete, hatte mitgewirkt. Die Recensionen neuerer Reisen nach Griechenland in den Heidelberger Jahrbüchern 1810 stehen mit jenen Planen im Zusammenhang.

F. G. W.

Grund, dass er hier, wie auch freilich ist, selten angetroffen wird, sondern vielmehr den, dass man ihn, selbst besser gestimmt und schöner umgeben, voller geniesst. Wir sind jetzt, seit acht Tagen aber erst, in Albano, und ich bin nur, wie gewöhnlich, auf ein Paar Tage hereingekommen. Crelius*) und Küster sind mit uns, und sie machen vom Morgen bis zum Abend Musik; sogar die Adelheid fängt zu singen an. Mit Crelius bin ich ganz gut zufrieden. Sie wissen selbst besser, als ich, was ihm fehlt. An Geist kann Theodor, ich sage nicht wie bei Ihnen, aber überhaupt nicht gewinnen, er ist in seiner eigenen langsamen Manier wie eine Art retardirender Ballast. Aber in dieser Art und da er einen grundguten und ernstlichen Willen hat, auch gewusst hat, sich gleich Autorität zu verschaffen, ist er gar nicht übel, und da Theodor auch von Monat zu Monat vernünftiger wird, so bin ich recht gut mit ihm zufrieden. Er treibt vorzüglich Lateinisch mit ihm, trockener und grammatikalischer, als ich es thun würde, aber doch so, dass Theodor dabei lernt, und da er schon eher zu flüchtig ist, so mag das Anhalten auf den casibus und Personen nicht übel sein. Mit Einem Wort, eine nicht zu lange Zeit ist sein Unterricht brauchbar für den Knaben; denn lange müsste es nicht währen. Und das soll es denn auch nicht. Denn wenn ich nach Deutschland gehe, werde ich Theodor doch mitnehmen. Es wird freilich die Mutter schmerzen. Aber ich glaube es dem Kinde schuldig zu sein. Er würde in meiner Abwesenheit, die sechs bis neun Monate dauern kann, zu sehr zurück bleiben. Ganz gewiss ist es freilich noch nicht, wann ich reise. Aber höchst wahrscheinlich geschieht es im Herbst. Gehe ich, wie leicht möglich ist, über Genf, so sehen wir uns gewiss, und ich freue mich herzlich darauf. Gehe ich über Augsburg, so ist es schwieriger.

---

*) Ein schwedischer Sänger.

Doch besuche ich dann München. Caroline endigt eben die Odyssee. Sie liest den Homer mit viel Fertigkeit, und ich suche sie nun schneller zu führen, nachdem sie in den grammatikalischen Elementen ziemlich sicher ist. Ich unterrichte sie auch jetzt in der Geschichte, und suche dabei mehr allgemein, so viel es sie interessiren kann, zu räsonniren, als sie Namen und Jahrzahlen auswendig lernen zu lassen. Ich nehme eigentlich Weltgeschichte und lege kein Buch zu Grunde, weil ich keins habe, das mir recht wäre. Ich präparire mich aus mehreren und trage ihr dann frei vor. Nach jeder Periode schreibe ich ihr kurz einige Namen und Jahrzahlen und die Folge der Begebenheiten auf. Ich fürchte nur, meine Reise wird mich zu früh abzubrechen zwingen. Ich möchte wenigstens die alte Geschichte gern vollenden*). Vorzüglich gut geht es mit ihr mit dem Gesange. Sie zeigt immer mehr, dass sie eine schöne Stimme hat, und beschäftigt sich auch damit mit dem meisten Vergnügen. — Die Streitigkeiten zwischen Voss und Creuzer sind sehr widrig. Aber Voss ist einer der Menschen, bei denen, in ächt antikem Sinn, die Tugend immer zugleich eine Art der Tapferkeit ist, und die nur darum zu lieben verstehen, weil sie auch und in gleichem Grade hassen können. Naturen, die, wie die Vossische, nicht über einen gewissen Kreis gehen, sind wirklich einer Empfindung nur immer in dem Grade fähig, in dem sie auch für die entgegengesetzte Sinn haben. Man muss höher und wahrhaft in's Idealische übergehen, um, frei von solchen Dichotomien, das böse Princip gleichsam ganz vom guten verschlingen zu lassen. Aber damit ist selten rechte Kraft und oft ein Grad sehr verdammens-

---

*) Auch schon mit mir hatte Humboldt den Unterricht der Tochter getheilt, und als ich im Sommer 1807 auf seinen Wunsch und Betrieb nach Neapel gereist war und dort und in der Umgegend mehrere Wochen verweilte, unterrichtete er beide Kinder allein und regelmässig.

F. G. W.

würdigen sittlichen Leichtsinns verbunden, und es mag also immer darauf ankommen, was das Beste genannt zu werden verdient. — Schreiben Sie mir bald, mein Lieber, und leben Sie herzlich wohl!

H.

III.

Ferrara, 20. Octbr. 1808.

Ich habe den grossen Schritt über Ponte Molle gethan, wie Sie sehen, liebster Welcker, und bin den letzten Schritten aus Italien sehr nahe. Es fällt mir mit vieler Rührung in Ihrem Brief vom 12. August, den ich eben wieder überlese, auf, dass Sie mir einen leichten Abschied wünschen; leicht, Lieber, kann er nicht sein, wenn man von Allem scheidet, was man liebt. Die Nothwendigkeit der Gegenwart und die Hoffnung der Zukunft bleiben da die grossen Göttinnen, von denen die eine schlecht tröstet und die andere oft täuscht. Das habe auch ich gefühlt. Es hat mich tief geschmerzt, meine Frau auch nur auf Monate zu verlassen; die heftige und rührende Anhänglichkeit der Kleinen, die sich nie so gezeigt hatte als in den letzten Monaten, und die stille Carolinens haben mir das Weggehen sehr sauer gemacht, und nun dazu Rom und die Gegend, an die ich Vieles in mir geknüpft und die Vieles in mir entwickelt hatte. Mit jedem Tage meiner Reise ist der Schmerz und die Sehnsucht gewachsen, und doch ist mir noch oft, als wären beide noch gar nicht, was sie sein sollten, als würde noch einmal so das schreckliche Gefühl kommen, so die recht innige Einsicht, dass es nun nicht mehr möglich ist, die Kolosse zu sehen, nach dem Vatikan zu gehen, den Aventin zu besuchen. Indess denke ich gewiss und selbst fast ohne allen Zweifel im April oder Mai zurückzukehren. Nur ist alle Zukunft so ungewiss und alle Ungewissheit in dem, was Einem so unendlich angelegen und theuer ist, so peinigend. Dabei

gehe ich doch nicht ohne Interesse und nicht ohne Liebe nach Deutschland. Ich liebe Deutschland recht eigentlich in tiefer Seele, und es mischt sich in meine Liebe sogar ein Materialismus ein, der die Gefühle manchmal weniger rein und edel, aber darum nur stärker und kräftiger macht. Das Unglück der Zeit knüpft mich noch enger daran, und da ich fest überzeugt bin, dass gerade dies Unglück Motiv werden sollte, für die Einzelnen, muthiger zu streben, für Alle, sich mehr zu fühlen, so möchte ich sehen, ob die gleiche Stimmung auch bei Andern herrschend wäre, und dazu beitragen sie zu verbreiten. Was mich schmerzt, ist, dass ich bei dem Wege, den ich, da meine Geschäfte äusserst dringend sind, habe nehmen müssen, nicht hoffen kann, Sie, mein Liebster, zu sehen. Ueberall bin ich zu weit von Giessen ab, um Sie veranlassen zu können, zu mir zu kommen, oder Sie selbst bei Sich aufzusuchen. Theodor, der mit mir reist, hat schon auch viel davon geredet und viele Projekte gemacht; aber ich sehe die Möglichkeit nicht ein. Ich werde übrigens vermuthlich oder vielmehr gewiss am 30., 31. in München sein, da drei bis fünf Tage bleiben und dann über Bamberg nach Erfurt zu meinem Schwiegervater reisen, an den ich Sie bitte, Ihre Briefe für mich zu adressiren. Wie ich es mit Theodor einrichten werde, weiss ich noch nicht. Am liebsten brächte ich ihn mit einem brauchbaren Menschen, der ihn erzöge, zurück. Aber wie einen solchen finden? — Im April oder Mai denke ich selbst zurückzureisen, und dann hoffe ich einen Weg nehmen zu können, der mich zu Ihnen selbst, oder wenigstens in Ihre Nähe führt. Carolinen habe ich für das Griechische in Zoëga's Hände gegeben, und obgleich er ein wenig darüber den Kopf schüttelt, dass ich nicht die Aorista und Futura u. s. f., die man gewöhnlich an Eine Form klebt, in Ein Schema zusammengepresst, so hat er eine besondere Freude an ihrer Art zu lesen, und findet, wie auch wahr ist, dass sie viel Wörter weiss.

Da er auch der Manier mit ionischen Schriftstellern anzufangen nicht hold ist, wird er recht bald zu attischen übergehen. Im Hause bei meiner Frau sind Crelius und Küster, der schon in Albano mit uns wohnte, geblieben. Beide übernehmen den Musikunterricht, und Crelius wird sich noch ausserdem mit den beiden Kleinen beschäftigen. Adelheid singt ihre Scala schon recht gut und wird nun mit Rauch zeichnen. In Theodor ist noch immer das seltsame Phänomen grosser Wissbegierde und grosser Lernscheu zugleich vorhanden. Mit Vergnügen bemerke ich noch oft, und noch in diesen letzten Tagen, viele sichtliche Spuren Ihres Umgangs und Ihrer Beschäftigungen mit ihm. Crelius hat ihn wirklich mit eiserner Geduld in die Paradigmata der Declinationen und Conjugationen eingeweiht, aber sonst schwerlich viel in ihm zurückgelassen. Seine ganze künftige Bildung wird jetzt sehr von der Wendung abhängen, die er nun nehmen wird. — Ich, mein Liebster, habe ein neues Gedicht, ungefähr in gleichem Umfange mit „Rom“ *) gemacht an Alexander, eine Art von Antwort auf seine Dedication der Naturansichten an mich. Ich habe gesucht, die alte und die neue Welt und in beiden die Kunst und den Menschen, und die rohe blinde Natur in Contrast einander gegenüber zu stellen, und Blicke auf die Schicksale der Nationen und Welttheile zu werfen. Aber der Stoff war für meine Kräfte zu widerstrebend, und ich fürchte, er ist nicht genug poetisch geworden. Auch trägt das Gedicht wohl Spuren der Eile an sich, da ich es in acht Tagen gemacht. Auch in den Strophen habe ich etwas Neues versucht. Ich schreibe Ihnen zum Scherz die letzte hieher:

---

*) Das Gedicht: „Rom,“ zuerst Berlin 1806. 4. durch Alexander v. Humboldt herausgegeben, jetzt in den Ges. Werken I, 343 ff. Vgl. W. v. Humboldt an Frau von Wolzogen, Rom, 23. Juli 1806 in deren „Literarischem Nachlass“ II. 8. ff.

Glücklich bist Du gekehrt zur Heimathserde,
Vom fernen Land und Orinocos Wogen.
O! wenn — die Liebe spricht es zitternd aus —
Dich andren Welttheils Küste reizt, so werde
Dir gleiche Huld gewährt, und gleich gewogen
Führe das Schicksal Dich zum Vaterheerde,
Die Stirn von neu errungnem Kranz umzogen.
Mir gnügt, im Kreis der Lieb', im stillen Haus,
Dass mir den Sohn zum Ruhm Dein Name wecke,
Mich einst Ein Grab mit seinen Brüdern decke!

Hiermit, mein Liebster, als mit dem schönsten Wunsch, den ein Mann, der schon bis Ferrara verschlagen ist, fassen kann, lassen Sie mich diese Zeilen schliessen. Verzeihen Sie, wenn ich heute nicht Ruhe genug gehabt habe eigentlich den Inhalt Ihres Briefes zu beantworten, der mich sehr interessirt hat, den ich sehr wahr halte und auf den ich öfter allein und mit Ihnen gern zurückkehren werde. Ewig Ihr

H.

IV.

Erfurt, 5. Januar 1809.

Was müssen Sie von mir denken, liebster Freund, dass ich Ihren letzten gütigen Brief so lange unbeantwortet lasse und auf Ihre Hecuba Ihnen noch kein Wort gesagt habe? Zum Theil werden mich freilich die Zeitungen entschuldigt haben. Sie werden gesehen haben, dass man mich zu einer, meinen jetzigen und bisherigen Beschäftigungen fremden Stelle in Berlin berufen will. Die Unterhandlungen darüber vorher, die Unruhe, die eine gänzliche Aenderung meines Schicksals und ein Verlassen Roms in mir hervorbringt, und die Schritte, die gerade jetzt zu thun sind, um mich nun wirklich über Annahme und Nichtannahme zu entschliessen, verbunden mit einer Menge verwickelter Familiengeschäfte, die ich hier zu besorgen gehabt, haben mir schlechterdings alle Zeit zum eigentlichen

Lesen und ruhigen Schreiben geraubt. Ich muss mir also noch einige Wochen Zeit erbitten, Ihnen über Ihr Stück meine Meinung ausführlich zu sagen. Gelesen habe ich es indess schon, und mit Vergnügen die schönen Stellen bemerkt, an denen es reich ist. — Uebrigens ist es noch keineswegs entschieden, dass ich nach Berlin gehe, um in Berlin zu bleiben. Meine Neigung bleibt immer Rom, und ich bemühe mich daher nun aufzufinden, inwiefern Pflichtgefühl und Schicklichkeit mir ihr zu folgen erlauben. Sobald dies entschieden ist, erfahren Sie es augenblicklich. Mit herzlicher und inniger Freundschaft Ihr

H.

[*Randschriftlich.*] Die Empfindungen, welche die Zueignung *) ausdrückt, haben nicht anders als mich sehr lebhaft an die frohen Tage unseres Zusammenseins in Rom erinnern können. Ich habe diese Zueignung gleich meiner Frau in Abschrift geschickt und sie wird Ihnen selbst darauf antworten.

Adressiren Sie nun, mein Lieber, Ihre Briefe nach Berlin, bei dem Geheimenrath Kunth abzugeben.

V.

Königsberg, 25. April 1809.

Es wird immer schlimmer mit mir, lieber Welcker! Ich bin nun gar in Königsberg, Theodor (aber bei einer sehr braven Familie) in Berlin und meine Frau und Töchter in Rom. Wenn sich jetzt die Familie Kälte und Wärme freundschaftlich mittheilte, könnte sie wirklich ein recht temperirtes Klima herausbringen. Ich schreibe Ihnen, da ich sehr viel zu thun habe, nur zwei Worte. Meine Frau

*) Zur Hekabe; Welcker hatte diese meistentheils in Albano geschrieben.

und ich müssen fürchten, dass unsere Briefe über Augsburg nicht mehr ankommen. Wir wählen also diesen Weg über Giessen mit der Bitte, meine Briefe immer über die Schweiz und Mailand, die meiner Frau aber beständig auf Berlin gehen zu lassen, da man sie mir von da schon selbst hieher, wo ich überdies nur kurz bleibe, schickt. Meine Hoffnung zu baldiger Rückkehr nach Italien ist verschwunden. Ich bin hier gefesselt; aber trotz grosser Thätigkeit vergesse ich nicht nur nicht, sondern empfinde nicht einmal mit weniger Sehnsucht, was ich verliess und wovon ich getrennt bin. Meine Frau muss jetzt bald in Wochen kommen. Wenige fühlten so wie Sie, was sie eigentlich ist, und wie wir zusammen lebten. Sie ahnden daher auch, wie ich jetzt gestimmt sein muss. Welche Ungewissheit! und, wenn es schlimm ginge, meine Töchter dort allein und der Krieg dazwischen! Antworten Sie mir ja, ob Sie glauben, dass diese Art der Correspondenz sicher ist. Sicher heisst nur: ob die Briefe ankommen. Denn sonst enthalten sie nichts als Familiensachen und Jeder kann sie lesen. Sind sie nicht sicher, so schreibe ich über Wien. Würde nicht der Theologe Schmidt Giessen verlassen, wenn man ihn auf eine Universität in Berlin beriefe?

Von Herzen Ihr H.

[*Randschriftlich.*] Die Beschreibung von Raphael's Bildern im Januarstück 1809 der Litt. Zeit., ist von meiner Frau: es wäre mir lieb, wenn dies in irgend einer Zeitung ohne anderen Zusatz gelegentlich gesagt würde.

VI.

Königsberg, 30. Mai 1809.

Es hat mich schon zu oft geschmerzt, liebster Welcker, einen Brief an meine Frau immer ohne ein Paar Zeilen an Sie abgehen zu lassen, als dass ich nicht Ihren

freundschaftlichen Brief vom 12. wenigstens kurz beantworten sollte.

Allerdings ist meine Lage noch aus vielen Gründen nicht so angenehm, als sie sonst sein könnte. Aber darin bleiben werde ich doch höchst wahrscheinlich. Freilich ist jetzt Alles ungewiss. Allein, kann ich nicht nach Rom zurück, so ist dieser Wirkungskreis immer der angemessenste für mich und der, welcher am meisten mit meinen eigenen Neigungen übereinstimmt.

Mit Theodor geht es ganz gut. Er ist in einer äusserst braven Familie bei einem alten Jugendfreunde von mir und meiner Frau, einem Sohn der bekannten La Roche, und bildet sich für seinen Charakter sehr gut aus. Ueber seine Aufführung, und er ist ohne grosse Aufsicht, ist nie Klage. Mit dem Lernfleiss ging es lange nicht recht. Aber es bessert sich jetzt und er zeigt wenigstens nun einige Nacheiferung in den Classen. Denn er geht in eine öffentliche Schule.

Für die Unterredung mit Schmidt meinen herzlichsten Dank. Unterhalten Sie die Idee und suchen Sie ihm Vertrauen und Wohlwollen zu mir einzuflössen. Ueber die Sache werde ich erst in einigen Wochen etwas Näheres sagen können.

Zoëga zu übersetzen und bekannt zu machen ist eine treffliche Idee. Von Ihren Studien und Arbeiten reden Sie mir ja so oft und so ausführlich, als Sie selbst dazu Zeit haben. So beschäftigt bin ich nicht, und dann hängt das immer mit meinen Beschäftigungen zusammen.

Leben Sie herzlich wohl. Mit unwandelbarer und inniger Anhänglichkeit ganz der Ihrige

H.

VII.

[Ohne Datum.]

Meine Frau, liebster Welcker, ist am 23. April um

23 Uhr (die glückliche Zeit, da wir nach dieser Uhr schrieben!) mit einem gesunden Sohn niedergekommen, und war am 26. ganz wohl. Ich eile Ihnen dies zu sagen, da ich Ihren Antheil an uns kenne. Ein kleines Kind zu haben wird sehr viel zu meiner Frau ihrer Heiterkeit beitragen. Das Kind soll alle Organshügel sehr gut haben, nur das der Musik nicht. Leben Sie herzlich wohl. Von ganzer Seele Ihr H.

VIII.

Königsberg, 15. Julius 1809.

Ich habe Ihre beiden Briefe vom 22. und 27. vorigen Monats erhalten, liebster Welcker, und gehe ganz in den Plan des letzteren ein.*) Nur fordert seine Ausführung, wenn er glücken soll, eine kluge und geschickte Einleitung. Mein Verhältniss zum Darmstädtischen Hofe ist von der Art, dass ich bloss Urlaub genommen, seitdem nie bestimmt gesagt habe, dass ich auf den Posten Verzicht thäte, wohl aber Herrn v. Lichtenberg ein paarmal geschrieben, und ihm geäussert, dass es mir lieb sein würde, wenn ich mich noch nicht definitive zu erklären brauchte. So ist die Sache in suspenso geblieben. Neulich hat mir aber (im Vertrauen gesagt) Kohlrausch, der, wie Sie wissen, in Deutschland ist, geschrieben, Wedekind habe ihm erzählt, dass der Grossherzog mich schätze, dass er wünsche, mich künftig ganz in seine Dienste zu nehmen u. s. f. Sie wissen, dass ich in meiner Seele nie ganz auf Italien renuncirt habe; die Hoffnung zurückzukommen ist jetzt unendlich klein, aber in der gegenwärtigen verhängnissvollen Zeit ist auf keine Weise vorauszusehen, wie Alles sich in der Folge gestaltet. Ich bin mit meiner Geschäftslage hier sehr zufrieden, ich bin dem König persönlich atta-

*) Siehe die Anmerkung zum folgenden Brief.

chirt und geniesse manche Auszeichnung, aber in einigen Jahren erlaubt mir der König selbst vielleicht den Rückzug nach Rom, und dann ist mir das Darmstädtische Verhältniss zugleich nicht gleichgültig. Diese Gründe thun nun Ihrem Plan nicht den mindesten Eintrag. Erhalten Sie den Posten mit meinem Gehalt (das ich natürlich so seit dem 1. Januar c. nicht gezogen habe und nicht ziehen werde, wenn ich nichts thue), so ist es mir vielmehr Ihret- und meinetwegen lieb. Ich gönne Ihnen von Herzen diese Lage, und führte die Zukunft Aenderungen herbei, so würden wir uns immer verstehen. Allein ich mag nicht die Stelle selbst aus den Händen geben, ohne vorher gewiss zu sein, dass Sie sie erhalten und kein Dritter. Lieber lasse ich es darauf ankommen, dass man selbst bei mir auf die Verzichtleistung dringt, oder auch ohne sie, indem man sie voraussetzt, disponirt. Beides wird nicht leicht geschehen, weil, da die Geschäfte jetzt so gut als umsonst verwaltet werden, man die Sache vermuthlich auch so hinhängen lässt, nebenher auch die günstigen Dispositionen für mich reden. Diese Lage der Sache setzt mich nun in Verlegenheit, jetzt directe für Sie, mein Lieber, zu handeln. Ich wünsche, dass Sie die Stelle haben, aber ich mag sie nicht, ohne eine gegründete Hoffnung hierzu, aufgeben, und doch muss ich das, wenn ich jetzt für Sie schreiben will. Ich kann dem Grossherzog nicht sagen, dass ich nur insofern Verzicht leiste, als er Sie wählt; es ist so schon Güte gegen mich, dass man mir dies Stillschweigen erlaubt. Ich müsste vielmehr geradezu meinen Abschied fordern und Sie vorschlagen. Allein alsdann erhalte ich den ersten gewiss, aber ob Sie Agent werden? ist sehr zweifelhaft. Die Sache ist in Anregung gebracht, und der Posten geht ganz ein, oder es empfängt ihn ein Dritter. Sie werden vielleicht meinen, ich könnte Herrn v. Lichtenberg offen schreiben; allein auch das geht nicht, weil ich auch mit ihm nicht vertraut genug bin. Allein

ich glaube, es ist eine andere Einleitung möglich, die durch Sie schriftlich, oder mündlich, was besser wäre, geschehen muss. Halten Sie geradezu erst bei Lichtenberg, oder wer sonst Einfluss hat, um die Stelle an, sagen Sie, Sie wüssten von mir, dass ich bloss aus Anhänglichkeit an den Grossherzog und Liebe zu Rom mich nicht bis jetzt hätte entschliessen können, meine Entlassung zu fordern; die Ungewissheit der Zeitumstände komme auch dazu. Allein ich genösse ja schon jetzt die Emolumente des Postens nicht, und sei zu delicat, um je, ohne Arbeit, darauf Anspruch zu machen. Sie wären überzeugt, dass ich sehr gern Ihnen nützlich sein würde, und mit Freude selbst den Grossherzog bitten würde, Ihnen die Stelle zu geben, sobald ich nur irgend gewiss wäre, mich nicht durch eine Fehlbitte zu compromittiren. Sie können Sich dabei mit Sicherheit nicht bloss auf den Empfehlungsbrief, den ich Ihnen mitgab, sondern auch auf die Depesche berufen, die ich zur Zeit Ihrer Abreise schrieb, und wo ich Ihrer weitläuftig gedachte. Diese hat der Grossherzog vermuthlich gelesen. Sie können ferner sagen, dass Sie unter mir gearbeitet hätten, und man sich wegen Ihrer Fähigkeit für die Geschäfte bei mir erkundigen könne. Hören Sie, was man dann sagt, und schreiben Sie es mir ganz treu. Ist dann gegründete Hoffnung, dass wir durchdringen, so schreibe ich gleich dem Grossherzog und bitte ihn, Ihnen den Agenturposten zu geben. Machen Sie besonders gelten, wie wohlfeil man jetzt Antiken kaufen kann. Zwei der schönsten Büsten aus Giustiniani, worunter der berühmte Apoll ist, sind für 1500 Sc. weggegangen. Das ist, lieber Freund, was ich Ihnen sagen kann. Sie sollen, denke ich, damit zufrieden sein. Es sollte mich unendlich freuen, Sie wieder in Rom zu wissen, und mit herzlicher Bereitwilligkeit will ich dazu mitwirken. Ich denke aber gewiss, Sie selbst sollen finden und mir Recht geben, dass ich jetzt nicht mehr thun kann. Schreiben Sie mir aber jetzt recht oft über diese

Sache, und seien Sie im Voraus der schnellsten Antworten gewiss.*) Mit unverbrüchlicher Liebe und Anhänglichkeit der Ihrige H.

IX.

Erfurt, 23. December 1809.

Es schmerzt mich jedesmal, wenn ich, liebster Freund, einen Brief an meine Frau zumache, ohne zugleich Ihnen einige Zeilen zu sagen. Aber meine Zeit ist in der That immer entsetzlich beschränkt. Jetzt hat mich der unerwartete Tod meines Schwiegervaters plötzlich hierher geführt, seinen Nachlass zu reguliren. Doch bleibe ich nur sehr kurz, und bin im Januar wieder in Berlin. Da der König jetzt dort angekommen ist, werden die Geschäfte nun mit neuem Leben fortgehen können. — Es ist mir sehr leid, dass unsere Hoffnungen, Sie wieder nach Italien zu führen, fehlgeschlagen sind. Ich danke Ihnen indess sehr für die Winke, die ich dadurch über mich erhalten habe. Die Herren hatten ganz unnöthige Besorgnisse wegen meiner Besoldung. Ich habe sie in diesem Jahre nicht bezogen, und würde es nie gethan haben. Ich zögerte nur, eigentlich meinen Abschied zu nehmen, weil ich gern diese Gelegenheit für Sie benutzt hätte. Gleich nach Empfang Ihres Briefes habe ich es gethan, allein noch keine Antwort weder vom Grossherzog, noch Lichtenberg erhalten, was nicht sehr artig ist. — Was sagen Sie zu Göthe's neuem Romane? So manches Treffliche auch darin ist, bin ich nicht ganz Eins mit dem Werk. Einmal ist eine gewisse Trockenheit und Weitläuftigkeit in Herzählung des äussern Lebens, der Parkanlagen u. s. f., in die Göthe manchmal, vielleicht selbst durch das Diktiren, verfällt. Dann kommen die grossen Evenemens, wie der

*) Es ist Niemand wieder für die Geschäfte in Rom angestellt worden.

Tod des Kindes, so plötzlich und unvorbereitet, dass sie mehr Zufall scheinen als Schicksal, was nie sonderlich ergreift. Endlich ist eine Tendenz im Ganzen, die zerreisst, ohne wieder durch Versetzung in's Unendliche zu beruhigen. Die Charaktere entfernen sich von der Bahn gewöhnlicher Pflichten, und gehen doch nicht recht ins Idealische über. Es sollte mich nicht wundern, wenn Manche die Wahlverwandtschaften unmoralisch fänden. Eine Sonderbarkeit ist noch das häufige ins Wasser Fallen und die wiederholten Rettungsversuche. Demungeachtet liebe ich indess das Ganze, man wird es immer mit Interesse wieder lesen, es ist vorzüglich eine unglaublich wahre Naturschilderung darin. — Kohlrauschen habe ich bei meiner letzten Durchreise durch Berlin, wo ich mich freilich nur 1½ Tag aufhielt, ziemlich viel gesehen. Er lebt ganz mit Md. B. dort, immer in dem alten unbestimmten Verhältniss, spricht auch, wie ich höre, noch immer vom Heirathen, deliberirt ewig darüber, und kommt nie weder zum Entschluss, noch davon ab. Das Gemisch und die Verwirrung von Ideen und Empfindungen, die auch Sie bemerken, ist ärger als je. Man hat kaum einen Begriff davon. Es ist ein neues Unglück für K., eine höhere Sphäre einnehmen zu wollen, als wozu ihn die Natur gemacht hat. Er ist in der Wissenschaft nur für das, was der Ausübung nahe liegt, gemacht, in der Empfindung nur für das Natürliche, Einfache, Derbe. Er ist mit Einem Wort eine durchaus realistische Natur. Er hätte so sehr viel und ungemein liebenswürdig sein können. Auf dem jetzigen Irrwege erreicht er, glaube ich, nichts. Er thut mir sehr leid; denn er ist dabei noch dazu unglücklich. Leider haben ihn Eitelkeit und selbst Hochmuth, die schlimmsten der schlimmen Dämonen, verführt. Mir bleibt immer für mich und Andere die Demuth die erste Tugend. Ohne sie giebt es kein innerliches Leben, keine Liebe zur Einsamkeit, kein Band zwischen dem Gemüth und dem

Himmel mehr. -- Ihre Abhandlung über die Hermaphroditen*) ist mir leider noch nicht zu Gesicht gekommen. Wie ich nach Berlin zurück bin, verschaffe ich sie mir. — Dass Sie mir Antheil daran zuschreiben, dass Sie Professor geworden sind, halte ich auch mehr für bescheiden als wahr.**) Wäre es das Letztere, sollte es mich unendlich freuen. Sie glauben nicht, liebster Welcker, wie recht eigentlich gut ich Ihnen bin. Ihr lebendiges Wesen in unserem Umgange hat für mich, wie Ihre Briefe noch jetzt, immer etwas zugleich Erweckendes und Beruhigendes gehabt, und es ist mir eigentlich nie vorgekommen, dass Jemand bei so viel unleugbarer Reizbarkeit und Tiefe des Gefühls, so viel Leichtigkeit, Frohsinn und Empfänglichkeit für jede Idee und jede Beobachtung bewahrt. Dann haben Sie, wie ich nicht leugnen will, mein Herz sehr dadurch bestochen, dass Sie gleich am Anfang so rein und richtig erkannt haben, was eigentlich in meiner Frau von

*) „Ueber die Hermaphroditen der alten Kunst" in den Heidelberger Studien von Daub u. Creuzer. Bd. IV. (Jahrg. 1808.) S. 159 ff.

**) Das Thatsächliche dieser Angelegenheit ist Folgendes: Auf seiner Heimreise aus Rom besuchte Welcker in Darmstadt den ersten Minister Freiherrn von Lichtenberg, an den er einen Brief von Humboldt abzugeben hatte. Ohne diesen zu öffnen, trug der Minister dem Ueberbringer eine ordentliche Professur in Giessen an. Es geschah, wie sich später ergeben hat, weil Humboldt seinen jungen Freund in einer Depesche lebhaft empfohlen hatte. Welcker, da er sich nicht durch eine neue grosse Verpflichtung noch mehr binden wollte und den Wunsch hegte, sich lieber, sobald es die Umstände erlaubten, von Neuem Urlaub nach Rom und Griechenland auszubitten, lehnte die Stelle ohne Besinnen ab. Ebenso, als sie ihm auch von Schleiermacher, dem Geh. Cabinetssecretär und Freunde des Grossherzogs angetragen wurde. Als indessen die Zustände immer schwankender wurden, fragte Welcker, der ohnehin neben seiner Thätigkeit am Gymnasium wieder Vorlesungen an der Universität hielt, bei Schleiermacher an, ob die Ansichten in Betreff seiner noch unverändert seien, und wurde nun auf die Anfrage sofort (durch Decret vom 16. October 1809) zum Ordinarius für Griechische Litteratur und Archäologie ernannt. Aus diesem Zusammenhang erklärt sich auch der in dem gegenwärtigen und dem vorangehenden Briefe erwähnte Plan W.'s, für den Fall, dass Humboldt Rom definitiv verlassen sollte, an dessen Stelle als dortiger Agent für Darmstadt einzutreten.

Geist und Gemüth liegt, worüber Sie Sich noch in Ihrem letzten Brief so richtig ausdrücken. Es ist wirklich ein unglaubliches Glück, solch ein Wesen gefunden zu haben, und in vielen Sonderbarkeiten, die uns zusammengeführt, liegt wirklich mehr als zufälliges Glück, wahres Schicksal. Eine Heirath hat selten auf einen Mann einen günstigen Einfluss. Mich aber, kann ich wohl sagen, hat die meinige gerettet. Ich habe eine ordentlich unselige Fähigkeit, mich jeder Lage anzupassen, und stand, als ich mich versprach, eben auf dem Punkt, ganz und rettungslos in äussere Verhältnisse unter uninteressanten Menschen zu versinken, als mich meine Verbindung und der sich darauf nothwendig gründende Plan, selbstständig und für mich zu leben, plötzlich, wie aus einem Schlummer herausriss. Indess wäre dies noch wenig. Allein der Umgang mit gewissen Naturen, und keine darf man dabei so nennen, als die meiner Frau, hat durch sich selbst etwas unmittelbar und in jedem Moment Bildendes. Bei meiner Frau kommt aber noch hinzu, dass, da einer der Hauptzüge in ihr Ehrfurcht für jede innere Freiheit ist, das Bildende nur immer Jeden in s e i n e r Natur weiterführt. Dass Sie Sich mit einem zusammenhängenden Werke*) beschäftigen,

*) Ich erinnere mich, mit Creuzer auf meiner Rückreise von Rom davon gesprochen zu haben, dass ich eine „Geschichte der Griechischen Religion“ vorzubereiten gedächte, und wie sehr ihm dies auffiel. Seine Symbolik fing erst ein paar Jahre nachher an zu erscheinen. Der Anstoss zu meinem Plan war nicht unmittelbar vom Alterthum ausgegangen. Obgleich mir in den Römischen Museen und sonst überall zerstreut eine überreiche Art des Materials täglich unter Augen war, auch alte Schriftsteller, besonders Aeschylus, Sophokles, Aristophanes, mir in einem Masse näher getreten waren, wie es dort wohl auch andre junge Männer an sich erfahren haben, so schien mir doch ein besonderes Verständniss ganz neu aufgegangen zu sein durch die Beobachtung des äusseren Gottesdienstes, der Feste in Rom und den Landstädtchen umher, durch die südliche Art des religiösen Sinnes im Volk, auch durch die Vergleichung der ältesten griechischen Sculptur, besonders der hieratischen, von Heinrich Meyer mit Rücksicht bloss auf den Styl so sorgsam behandelten Basreliefe mit dem

lieber Freund, freut mich sehr. Es muss eigentlich eine solche Idee immer das Leben begleiten, und es schadete nichts, wenn sie auch nie zu Stande käme. Fast aber möchte ich Ihnen rathen, die eigentliche Bearbeitung beim Einzelnen zu beginnen. Man gewinnt dadurch eine Gründlichkeit, die hernach doch eine Hauptbasis des Werthes des Ganzen ist, und die Einheit der Idee erhält sich immer. Die der Ausführung aber lässt sich auch hernach hineinbringen. — Leben Sie herzlich wohl! Verzeihen Sie auch, dass ich Ihnen, worin ich stark bin, so lange Ihren rechten Titel vorenthalten habe.

Noch Eins. Ich werde vermuthlich jetzt Ihrem Schmidt wegen des Rufs nach Berlin schreiben. Sagen Sie mir doch, aber mit umgehender Post, ob der Augenblick günstig ist? was ihn wohl am meisten reizen kann? und ob es genug sein wird, wenn ich ihm 2000 Rthlr. biete? Ihn lassen Sie nichts jetzt merken.

Adressiren Sie Ihre Briefe u. s. w.

X.

Berlin, 3. August 1810.

Sie wissen schon durch die Zeitungen, mein liebster Freund, dass ich zum Gesandten in Wien ernannt bin;

Campo Santo meiner Freunde Riepenhausen und des Entwicklungsganges der neueren Kunst überhaupt mit dem der alten. Der Gedanke war, die wirklich religiösen Adern in der Mythologie und den Gebräuchen, die damals noch ganz übersehen wurden, aufzudecken, und in Bezug auf diesen Gedanken hatte ich in Rom besonders Dionysius von Halikarnass und Livius, was freilich dort auch im Allgemeinen so reizend ist, gern gelesen. Auf diesen unbestimmt weiten Plan mag die Aeusserung, die hier berührt wird, sich bezogen haben. Schwerlich auf einen besondern Theil der zugehörigen Studien, wenn auch von diesen lange Zeit die Apokryphen und das nachapostolische Christenthum überhaupt und dessen Verhältniss zur heidnischen Welt mich zunächst anzogen und ernstlich beschäftigten. F. G. W.

ich kann aber nicht, wie in wenigen Tagen geschehen wird, von hier abreisen, ohne Ihnen noch einmal zu schreiben, und Ihnen wenn auch nur mit wenigen Zeilen für Ihren Brief vom 12. April c. zu danken, dessen Beilagen, die ich genau gelesen, mich sehr gefreut haben. Hätten Sie mir geschrieben, dass Sie etwas über die 1. Pindarische Ode drucken liessen*), hätte ich Ihnen meine Uebersetzung geschickt. Es ist eine der ersten, die ich gemacht habe. Wäre ich bei Ihnen, mein Bester, könnte ich mit Ihnen über die gegenwärtige Veränderung meiner Lage viel reden; schreiben lässt sich wenig. Allein mit Gewissheit annehmen können Sie, dass ich gern in die diplomatische Laufbahn zurückkehre, und dass ich auch in meiner vorigen geblieben sein würde, und wegen des Nutzens, den ich stiftete, mit Freuden, wenn nicht die Umstände sich so sonderbar gefügt hätten, dass dies auf eine durchaus unabhängige Weise nicht füglich möglich war. Was mir vor Allem lieb ist, ist, dass ich jetzt eine durchaus freie Musse haben werde, wenigstens gegen meinen vorigen Zustand gerechnet. Ich werde nicht nur zu meinen Studien, sondern auch zu meinen Freunden und meiner Familie zurückkehren können. Schreiben Sie mir also ja jetzt ebenso, wie Sie bisher immer die Güte hatten. Nur muss jetzt leider eine Zwischenzeit ausfallen. In acht Tagen gehe ich von hier auf meine Güter ab, und dürfte vor der Mitte September nicht in Wien eintreffen. Bis dahin aber ist mein Aufenthalt zu wechselnd, als dass ich Ihnen eine sichere Adresse geben könnte. Leben Sie also bis dahin recht wohl und erhalten Sie mir Ihre gütige Freundschaft. Mit der lebhaftesten Ihr

H.

---

*) Die Humboldt'sche Uebersetzung in den Ges. Werken II, 264 ff. Von Welcker ist ein Programm: Obss. in Pindari carmen Olymp. primum im Frühjahr 1806 gedruckt worden, und es scheint, dass davon in seinem Briefe die Rede gewesen ist.

[*Nachschrift.*] Wegen der Wolken*) muss ich Ihnen doch sagen, dass Wolf eine Uebersetzung gemacht hat, die sehr gut und durchaus im Silbenmaass des Originals ist. Er sagt zwar manchmal, er wolle sie nicht drucken lassen; manchmal aber auch das Gegentheil. — Dass Sie das Basrelief stehen lassen**), ist mir recht lieb. — Meine Frau geht nun gerade nach Wien und wird sehr bedauern, Sie nicht auf Ihrer Reise zu sehen.

XI.

Wien, 29. December 1811.

Liebster Welcker! Meine Frau hat Ihnen schon zweimal geschrieben, ohne Antwort von Ihnen zu erhalten, und dies Stillschweigen hat auch meinen Brief verzögert. Dazu gesellte sich noch ein Umstand, der leider sehr schlimm hätte werden können. Theodor wurde vor etwa acht Tagen krank, und es zeigte sich gleich von den ersten Tagen an, dass sein Uebel ein Nervenfieber sei, das anfangs wirklich gefährlich schien. Jetzt scheint er ausser Gefahr, aber hat freilich noch Fieber und hütet noch das Bett. Dies Alles hat unsere Entschlüsse über ihn und mithin meinen Brief an Sie aufgehalten.

Ueber Theodor selbst, meine Wünsche für und mit ihm, die Schwierigkeiten, die er selbst seiner Bildung entgegensetzt, die Hindernisse, welche in zufälligen Umständen gelegen haben, sage ich Ihnen nichts mehr. Alles ist Ihnen zur Genüge bekannt; wir haben es noch neulich mit einander gehörig erwogen***).

---

*) Die Wolken und die Frösche wurden von Welcker in den „Komödien des Aristophanes" (Giessen. 2 Bde. 1810—11) übersetzt.

**) Die Parzen, in Humboldt's Besitz, erst lange nachher herausgegeben in der Zeitschr. f. a. Kunst, Taf. III, 10 S. 197.

***) Welcker hatte im Herbste dieses Jahres mehrere Wochen im Hause der Humboldt'schen Familie in Wien verlebt.

Wie ich auch über ihn nachdenken mag, so komme ich immer darauf zurück, dass Theodor nicht im Hause bleiben muss. Ich fühle auch, dass das Frühjahr eben die Zeit ist, in der eine Veränderung seiner Lage dringend nothwendig wird.

Ich bin auch darin über ihn einig, dass nichts so gut für ihn erfunden werden kann, als wenn Ein Mensch es übernimmt, sich ihm die Jahre, die er noch zu seiner eigentlichen Bildung braucht, gänzlich zu widmen, den Plan seiner Erziehung zu bestimmen, über die Ausführung desselben zu wachen und mit Freiheit darin nach seinem Gutdünken und der sich nach und nach zeigenden Entwickelung des jungen Menschen zu verfahren.

Wie ich hievon mit Ihnen sprach, lieber Welcker, dachte ich nicht daran, dass Sie vielleicht das übernehmen würden. Ich fühlte, welche Aufopferung es in jeder Hinsicht sei. Wenn Sie Sich aber dazu entschliessen können und wollen, so vertrauen wir Ihnen das Kind gern an. Sie haben, seit Sie uns kannten, eine so herzliche, ungeheuchelte Liebe zu uns gezeigt; Ihre Anhänglichkeit an uns hat sich in den Jahren unserer Trennung so schön erhalten, dass unser Vertrauen zu Niemand gleich gross sein könnte. Sie kennen Theodor und uns so genau, dass Sie besser als irgend Jemand beurtheilen werden, was ihm gut und heilsam ist. Endlich denke ich mir, dass Sie am besten bei Ihrer für Alles empfänglichen, durchaus nicht einseitigen und immer auf das Beste und Höchste im Menschen gerichteten Natur auf seinen Geschmack und sein Herz einwirken und ihn allmählich mehr zur Liebe zu Kunst und Wissenschaft und zu einer Humanität, die ihm jetzt manchmal zu fehlen scheint, zurückführen werden. Dass sich dies sichere Vertrauen auf die Beobachtung Ihrer, liebster Freund, auf die Vergleichung der verschiedenen Zeiten, in denen ich Sie sah, und auf das Gefühl, mit dem ich Ihnen immer und vom ersten

Anfang unserer Bekanntschaft an, herzlich zugethan gewesen bin, gründet, brauche ich Ihnen nicht zu sagen.

Alles, lieber Welcker, kommt aber einzig nur darauf an: erstens, ob Sie Sich Stärke, einem jungen noch ungebildeten Menschen, der also manchmal auch Kraft entgegensetzt, darin gehörig zu begegnen, und Ausdauer in einem anfangs gewiss mühsamen Geschäft fühlen; zweitens, ob Ihre äussere Lage die Ausführung des Plans erlaubt. —*)

XII.

Wien, 5. Februar 1813.

Sie müssen nicht denken, liebster Freund, dass ich Ihren Auftrag so lange habe liegen lassen, als Ihr gütiger Brief vom dritten v. M. unbeantwortet geblieben ist. Wenige Tage nach dem Empfange desselben habe ich Ihre Vorstellung an den König**) dem Grafen Bernstorff übergeben, und bin sicher, dass er sie gleich besorgt und bestens empfohlen hat. Er sieht in der Sache keine Schwierigkeit, und bedauert darum, dass Sie nicht geradezu geschrieben haben, und da der Umweg über Wien Sie

---

*) Die Detailverhandlungen über diese Angelegenheit füllen sofort den Schluss dieses, sowie zwei folgende Briefe aus Wien vom 22. Januar und vom 18. März 1812. Der Ausgang war, dass die Leitung des jungen Humboldt dem Hauptmann von Roder übergeben wurde, demselben, der nachmals, gleich seinen Brüdern, sich im Kriege so rühmlich ausgezeichnet hat.

**) Durch Friederike Brun, mit der er, so wie die Humboldt'sche Familie, von Rom her in genauerer Verbindung stand, war Welcker veranlasst worden über Zoëga zu schreiben. Er verband damit den Gedanken, die in die Königliche Bibliothek gelangten nachgelassenen Papiere Zoëga's, besonders seine Beschreibungen aller antiken Basreliefe Roms und der Umgegend so wie andrer für die Wissenschaft zu benutzen. Hierauf bezog sich die im Text erwähnte Vorstellung.

nur länger aufhält. Ich freue mich sehr dieses Ihres Unternehmens. Niemand kann so gut, als Sie, Zoëga's Papiere benutzen, und etwas Genügendes über ihn sagen. Die Recension der Acharner*) habe ich gelesen, wünschte aber, Wolf hätte Voss nicht, wie er wirklich gethan hat, zuerst gereizt. Darüber ist nun Voss auch wieder ungerecht geworden, denn parteiisch kommt mir die Anzeige doch sehr vor. Allein die gelegentlich gegebenen Proben der Uebersetzung des Recensenten sind zum Theil sehr schön. — Meinen Agamemnon kann ich mich noch nicht entschliessen, wie er jetzt ist, fortzuschicken. Ich bin seit mehreren Monaten wieder mit ihm beschäftigt, und er hat seitdem, glaube ich, sehr gewonnen. Er kann und muss es aber auch noch mehr. Die Glasgowische Ausgabe habe ich selbst hier von der Kaiserlichen Bibliothek. In dem Vossischen Spec.**) ist doch sehr viel Gutes trotz der etwas hämischen Recension in der Leipziger gelehrten Zeitung. — Meine Sprachstudien liegen seit einiger Zeit, weil mir überhäufte Geschäfte keine Musse lassen. — Mit Theodor geht es besser, langsam, aber durch Röder, wie ich mir schmeichle, gründlich. Nur droht wieder ein neues Unglück. Röder wird ihn verlassen müssen. Der Fall war in unserem ursprünglichen Arangement vorausgesehen und wird leider vermuthlich eintreten. Was ich nun mit Theodor beginnen soll, weiss ich nicht. Ich würde mir auch Ihren Rath erbitten, wenn ich nicht wüsste, dass darüber keiner zu geben wäre. — Sie müssen mir verzeihen, dass ich Ihnen heute nicht mehr sage. Meine Frau und Karoline grüssen Sie herzlich. Leben Sie innigst wohl, und schreiben Sie mir bald wieder. Ewig mit unveränderlicher Anhänglichkeit der Ihrige

Humboldt.

*) Des Aristophanes Acharner Griechisch und Deutsch, mit einigen Scholien. Berlin 1812.

**) H. Vossii Specimen Observationum in Aeschylum, Heidelbergae 1812.

XIII.

Wien, 30. August 1814.

Ich eile, Ihren gütigen Brief vom 11. huj. sogleich, wenigstens mit einigen flüchtigen Worten zu beantworten, liebster Freund, weil es scheint, dass Sie Ihre Fahrt nach dem Norden bald antreten werden. Die beiden kleinen Schriften*), für deren eine ich Ihrem Herrn Bruder auf das Lebhafteste danke, habe ich mit vielem Interesse durchlaufen. Ich glaube wirklich, dass es mit der französischen Sprache keine Noth haben wird. Sie wird in gewissen Regionen der Gesellschaft und in gewissen Geschäften immer eine Art Herrschaft, wenigstens ihre usurpirten Rechte ausüben; allein der Literatur, der Bildung, dem Gemüth wird sie nie mehr schaden können. Jenen Platz gönne ich ihr wenigstens ohne Unruhe; er ist nicht einmal beneidenswerth. Auch wird sie selbst da abnehmen. Die jungen Leute aller Stände haben seit einigen Jahren sogar eine Unlust, sie gründlich zu erlernen, die man auch wieder nicht billigen kann; die Vergleichung der beiden Nationalcharaktere ist in der Schrift sehr treffend.

Zu Ihrer Reise wünsche ich Ihnen im Voraus Glück. Sie werden gewiss ausser Ihrem eigentlichen Zweck auf

---

*) „Warum muss die Französische Sprache weichen und wo zunächst?" Giessen im Januar 1814, (früher als die Arndt'sche Flugschrift über Volkshass und über den Gebrauch einer fremden Sprache 1813, in jene Gegend gelangt war.) In den Rheinbundstaaten, wenigstens in manchen, hatte damals die französische Sprache für Viele eine Bedeutung und übte sie einen Einfluss, der von ihrem Werth und Gebrauch im Allgemeinen sehr verschieden war. So konnte es geschehen, dass das Schriftchen in der Deutschen Sache anhängenden Häusern, selbst von gräflichen Damen, empfohlen wurde. Die Schilderung des französischen Charakters, die Görres im Rheinischen Mercur abdrucken liess, möchte nicht gerecht, sondern von dem rhetorischen Zwecke in der Art abhängig sein, welche Aristoteles nicht gutgeheissen hätte oder, dem Gorgias zu Folge, Platon. F. G. W.

viel Interessantes stossen. Für mich hätte ich eine Bitte dabei. Sollte über isländische oder altscandinavische Sprache etwas neuerlich seit drei, vier Jahren erschienen sein, so seien Sie so gütig, es für mich anzuschaffen. Ausgaben der alten Gedichte wünsche ich nur insofern, als sie zugleich Noten oder Wörterbücher über die Sprache enthalten. Doch hätte ich gern die beste Ausgabe der Edda Saemundi, (ich denke es giebt nur eine, in 4., mit lateinischer Uebersetzung) und der jüngeren Edda in Prosa. Erhielten Sie dies, so bäte ich Sie, es nach Paris an mich unter der Adresse des Buchhändlers Schöll zu befördern. Die Auslagen erstatte ich Ihnen sogleich.

Dass Sie nun nicht nach Bern kamen, weil Sie nicht wussten, dass meine Frau dort war, wird diese, wenn ich es ihr schreibe, sehr schmerzen. Sie ist jetzt auf einer Reise durch die Schweiz begriffen, und war am neunzehnten in Copet. Ihre Gesundheit ist im Ganzen gar nicht gut; doch geht es seit einigen Wochen besser.

Wolf's Wort über Voss' Aristophanes ist sehr glücklich und freut mich auch für seine Gerechtigkeit.

Leben Sie herzlich wohl! Mit immer gleicher Freundschaft
der Ihrige
Humboldt.

XIV.

Frankfurt, 24. December 1815.

Sie müssen es, theurer Freund, meiner Lage zu gute halten, wenn ich Ihren gütigen, freundschaftlichen Brief vom 30. October erst so spät und nur kurz beantworte. Es bleibt mir in der That von meinen Geschäften nur so wenig Zeit übrig, dass ich diese wenige gern eigenen Studien widme. Ich habe mich aber sehr gefreut, von Ihnen ausführlich zu hören, und es hat mich

wirklich gerührt, zu sehen, welche Treue und Sorgfalt Sie dem Zoëga'schen Nachlass widmen, an dem ich auch in persönlicher Rücksicht auf den trefflichen Mann den lebhaftesten Antheil nehme. Für Ihren Wunsch, den Sie mir in Ihrem Schreiben ausdrücken, habe ich leider, wie gern ich ihn auch beförderte, nichts Wirksames thun können. Geradezu habe ich keinen Einfluss auf das Departement, dem Sie angehören müssten; ich habe ihn nicht einmal durch den, der jetzt an dessen Spitze steht. Ich habe indess Ihren Brief meiner Frau mitgetheilt, und durch sie mit dem Director des Departements, dem Ihnen, glaube ich, bekannten Nicolovius, sprechen lassen. Es findet sich da aber die Schwierigkeit, dass wirklich, vorzüglich in Berlin, kein schicklicher Platz offen ist. Die einzige Möglichkeit wäre wohl noch bei den auf dem linken Rheinufer zu organisirenden Unterrichtsanstalten. Wären Sie zu diesen geneigt, so riethe ich Ihnen, dem Staatsrath Nicolovius selbst zu schreiben. Er ist durch meine Frau vorläufig von Ihrem Wunsch unterrichtet, und würde Ihnen gewiss wenigstens sagen, ob Ihr so modificirter Plan gelingen könnte, und was Sie dazu thun müssten.

Ich werde mich gewiss noch den ganzen Januar hindurch hier aufhalten. Sollten Sie nicht einmal in dieser Zeit hieher kommen? Wenn Sie es könnten, würde es mir eine grosse Freude sein. Leben Sie herzlich wohl! Ich bleibe immer mit der lebhaftesten Freundschaft ganz

der Ihrige

Humboldt.

XV.

Frankfurt, 15. Junius 1816.

Es hat mir sehr leid gethan, liebster Freund aus Ihrem gestern erhaltenen Briefe vom 12. d. die

Unannehmlichkeit zu sehen, die Ihnen begegnet ist.*) Sie können sicher überzeugt sein, dass ich fortwährend den lebhaftesten Antheil an Allem nehme, was Sie betrifft, und dass das Vertrauen, das Sie mir auch bei dieser Gelegenheit beweisen, ein neuer Beweis Ihrer Freundschaft ist.

---

*) Diese Sache erfordert, besonders auch wegen des unter dem 17. Julius 1819 (Brief Nr. XXIV.) besprochnen auffallenden Ereignisses, eine Erläuterung, die leider weit ausholen muss. Blücher hatte vor dem Rheinübergang sein Hauptquartier acht Tage lang in Giessen, York auf einem Dorf in der Nähe. Den einziehenden Preussen und Baschkiren waren im Jubel Massen der Einwohner entgegengezogen. Am Abende dieses Einzugs brachte Blücher an einer grossen Tafel, die von der Galerie herab sehr viele Zuschauer hatte, den kurzen Toast aus: „Meine Herrn, gut Deutsch oder an Galgen." Steffens hielt am zweiten Tage darauf eine jener Reden, die von Schlesien aus schon an manchen Orten die Geister erweckt hatten, vor Blücher und seinem Generalstab und einer sehr grossen Versammlung. In Marburg hatte eine ähnliche Rede wenige Tage zuvor die Wirkung gehabt, dass einige von der königlich Westphälischen Regierung begünstigte Männer zu uns nach Giessen geflüchtet kamen. Hier waren die Lage und Stimmung ganz verschieden gewesen; doch fand der Professor und Geheime Regierungsrath Crome Veranlassung, von Blücher sich eine Sicherheitswache zu erbitten. Die Aufregung gegen diesen Mann erhielt sich auch nach dem Abzug der Truppen und veranlasste auch unter den Studirenden so manche Unordnung, so dass der Senat auf seine Entfernung antrug und er die Weisung erhielt, innerhalb 24 Stunden die Stadt zu verlassen. Vielleicht war damals schon bekannt geworden, dass Crome nach der Schlacht von Leipzig eine Flugschrift zu Gunsten der französischen Herrschaft geschrieben hatte. Der Senat indessen beschränkte sich darauf, seinen, (von Ahrens abgefassten) Antrag damit zu begründen, dass man ihm „infamiam facti" (kleine Bestechungen von Studenten, wovon ich hier zuerst hörte) nachzuweisen erbötig sei. Nach einer Zwischenzeit, worin ich den letzten Feldzug gegen Frankreich mit vier Compagnieen Hessen-Darmstädtischer freiwilliger Jäger, worunter auch Regierungsräthe u. a. Beamte, die Studenten aber alle bis auf fünf, sechs schwächliche, sich befanden, mitgemacht, dann den Rest des Sommers und wegen einer auf einer Reise in Schweden davongetragenen Erkältung, einen ganzen Winter in Kopenhagen zugebracht hatte, trat ich meine beiden Lehrstellen in Giessen wieder an. Unterdessen hatte Crome die Erlaubniss zur Rückkehr erhalten und gehörte — obgleich er vom Ephorat der Stipendiaten (vielleicht wegen der infamia facti?) und einer andern akademischen Würde dispensirt wurde — wieder zu der „Pädagog-Commission," vor der gegen Ostern und

Ich habe die mir mitgetheilten Papiere sorgfältig durchgelesen und meine Ansicht ist folgende.

Ich gestehe Ihnen offenherzig, dass ich für besser gehalten haben würde, wenn Sie der Schulprüfung, trotz Crome's Gegenwart, beigewohnt hätten, und erst nachher

---

im Herbst ein öffentliches Examen abgehalten wurde. Bei diesem wünschte ich jetzt nicht zu erscheinen, und Grolman, der Kanzler, von meiner Studentenzeit her, wo ich auch bei ihm gehört hatte, mein besondrer Gönner und Freund, hatte nichts dawider, dass ich ohne weitere Formalität wegblieb, einmal, zweimal, dreimal. Dann wurde gefordert, dass ich erscheinen sollte: dessen weigerte ich mich, auf Grund, dass ich jenen Senatsantrag mit unterzeichnet gehabt hätte, und bat um meinen Abschied, als eine letzte Erklärung gefordert wurde. Allerdings war ich bei jener Feierlichkeit in einem andern Verhältniss als der Kanzler, der Rector (jetzt Ahrens) und der „Pädagogiarch," — in dem des Untergeordneten: zudem war ich als Anhänger der Deutschen Sache zu bekannt geworden, als dass diese Stellung mir hätte angenehm sein können. Persönlich war ich mit Crome seit Jahren nicht in die entfernteste Berührung gekommen: auch wurde sein Name nie genannt. Das für mich schicksalvolle Pädagogexamen stand überhaupt nicht mit persönlichen Missverhältnissen oder Spannungen in Verbindung. Politische Parteiung hatte zur Zeit der französischen Herrschaft nicht stattgefunden. Der Fürst, dessen Land durch Napoleon sehr vergrössert worden, war persönlich mit Recht geehrt und geliebt, die Regierung blieb so viel als möglich unverändert, die Polizei war mässig und nicht aufreizend, die neue Macht schien aber unumstösslich gegründet. So lebten die wenigen Professoren, die im Stillen seufzten, mit den Anhängern des neuen Systems und den politisch Indifferenten das besonders schöne gesellige Leben fort, das jeden Abend Viele in einem Garten oder Gasthaus versammelte. Die Angesehensten dieses Kreises waren Grolman, dessen Commentar über den Code Napoléon auf den festen Glauben an dessen nahe Einführung hindeutete, und sein bester Freund, der berühmte Theolog J. E. Chr. Schmidt, an den ich als Student mit einem mich beglückenden Gefühl hinaufgeschaut hatte und an den ich fortdauernd eng angeschlossen blieb. Auch ausserhalb dieser Gesellschaft gehörten manche politisch anders als ich Gesinnte zu meinen besten Freunden. Diese alten Verhältnisse wirkten noch fort, auch nachdem der grosse Umschlag erfolgt war. Auch der Unterschied, den ein Theil der Studirenden jetzt machte zwischen einigen Professoren, die von jeher als „gut Deutsch" bekannt gewesen, und andern, die es natürlich nun auch waren, hatte durchaus nichts Auffallendes, und von einem besondern politischen Eifer, wovon bald nachher Viele von ihnen dort und gleichzei-

zu demjenigen geschritten wären, was Sie thun zu müssen glaubten. Sie blieben so mehr in der amtlichen Ordnung, und dass Sie sagen, dass, wenn Sie einmal die Prüfung so mitgemacht hätten, Sie es auch immer hätten thun können, finde ich nicht. Der Umstand, dass Sie dies Eine Mal gegründete Ursache hatten zu glauben, Crome werde nicht dabei sein, nur aber die Zeit, wo Sie das Gegentheil sahen, nicht mehr Schritte zu thun erlaubte, dass hingegen bis zur nächsten Prüfung alles Nöthige geschehen konnte, macht einen wesentlichen Unterschied. Ich glaube auch, dass Sie, da Sie einmal wegblieben, hätten gleich bei der Behörde dies Wegbleiben rechtfertigen sollen.

Sie haben indess Ihr Betragen auf eine so einfache, das Gepräge der Wahrheit an sich tragende und Ihre Gesinnung so sehr ehrende Art in Ihrer Rechtfertigung geschildert, dass es offenbar ist, dass nur die unlautersten Absichten ein solches verweisendes Rescript eingeben konnten.

Dass Sie auf dieses etwas Anderes thun, als Ihren Abschied nehmen, dafür kann ich nicht stimmen. Sie

tig auf andern Universitäten ergriffen wurden, habe ich erst nach meinem Abgang, wenn ich dort durchreiste, erfahren. Mir indessen kam wenige Wochen nach meiner Entlassung wie ein deus ex machina die Berufung nach Göttingen, wo Heeren bei entstandner philologischer Vacanz durch mich zugleich für die Archäologie, deren (ganz neuen) Titel ich in Giessen führte, zu sorgen gedacht hatte. Dort war ich nur sehr kurze Zeit, als der Minister und Curator Hr. v. Arnswald die Universität besuchte und mir durch Heeren Mittheilung machte über eine Nachricht, die ihm über mich von Berlin aus gekommen sei. Ich rieth gleich, da etwas Anderes mir nicht denkbar war, auf eine Denunciation von Crome, der mit Herrn v. Kamptz, als dieser in Wetzlar bei dem Reichs-Kammergericht thätig gewesen war, viel verkehrt haben sollte, und theilte dem edlen, wohlwollenden Minister diese Conjectur mit. Wenige Worte, und er rief: „o wir kennen ihn, er hat Felonie begangen, und wir werden nach Berlin so antworten, dass Sie in Ruhe bleiben werden." Die Zeiten aber waren so, dass mein Freund, der Jurist Heise mir sagte, es sei gefehlt, dass ich mir nicht eine schriftliche Erklärung ausgebeten hätte. F. G. W.

müssten denn ziemlich sichere Hoffnung haben, wenn Sie beim Ministerium klagten, Recht gegen die untergeordnete Behörde zu erhalten, was ich wenigstens, wenn Sie Sich nur auf Ihre gerechte Sache verlassen können, nicht auf persönlichen Schutz oder Zuneigung, schwerlich glaube.

Wollen Sie den Abschied nehmen, so glaube ich, müssten Sie auf eine höfliche, aber sehr trockene Weise sagen, Sie hätten die Ueberzeugung, immer Ihre Pflicht erfüllt zu haben, Sie glaubten, durch das Wegbleiben von der Prüfung auf keine Weise den Vorwurf verdient zu haben, den man Ihnen mache. Sie sähen aber aus dem Umstand, dass man Ihnen nach Ihrer offenen und der strengsten Wahrheit gemässen Rechtfertigung so habe schreiben können, dass es Ihnen unmöglich sei, Ihre Stelle bei einer solchen Verschiedenheit der Ansichten weiter zu bekleiden. Sie bäten daher um Ihre Entlassung.

Wenn Sie aber vielleicht jetzt lieber noch nicht Ihre Stelle verliessen und Jemand in Darmstadt hätten, der hinreichenden Einfluss besässe, und Zuneigung für Sie damit verbände, so könnten Sie gegen diesen privatim Klage führen, sagen, dass Sie den Abschied fordern würden, und dadurch vielleicht bewirken, dass man einen Schritt gegen Sie thäte, auf den Sie fürs Erste bleiben könnten. Da die Regierung doch Crome wirklich entfernt hat, so wäre dies vielleicht nicht unmöglich.

Besser, liebster Freund, weiss ich Ihnen nicht zu rathen. Ich habe sogleich Graf Solms geschrieben und ihm dringend empfohlen, Sie, so bald er nur immer kann, zu berufen. Ich fürchte aber doch, dass damit immer noch mehrere Monate hingehen werden*).

*) Graf Solms war Oberpräsident in Cöln und mir seit Jahren sehr gewogen, da ich nach meiner Rückkehr aus Italien öfter in Laubach in seinem gastfreundlichen Schloss längere Zeit verweilen und seine grosse Bibliothek benutzen durfte. Er hielt für diese einen aus Sachsen berufenen Bibliothekar, und fast nur ihr allein verdanke ich es, dass es mir auch in

Meine Frau ist in Carlsbad und wird vor künftigem Monat nicht hier sein können. Wir werden uns ungemein freuen, auch Sie alsdann hier zu sehen.

Leben Sie herzlich wohl und erhalten Sie mir Ihr Vertrauen und Ihre Freundschaft!

Humboldt.

XVI.

Frankfurt, 23. Juni 1816.

Ich schicke Ihnen, liebster Freund, auf demselben Wege, auf dem ich Ihnen neulich geschrieben habe, die Antwort des Grafen Solms-Laubach, die Ihnen zeigen wird, dass wir Ihre Wünsche augenblicklich zu erfüllen bemüht sind. Ich schreibe unverzüglich an den Staatsrath Nicolovius, und obgleich ich den Erfolg nicht im Voraus verbürgen kann, so soll es wenigstens nicht an meinen Bemühungen liegen. Verzeihen Sie, dass ich heute nicht mehr Zeit habe zu schreiben. Mit aufrichtiger und herzlicher Freundschaft der Ihrige

Humboldt.

XVII.

Frankfurt, 13. Julius 1816.

Ich schicke Ihnen hier, liebster Freund, einen Brief, den ich so eben vom Staatsrath Nicolovius, den Sie ja, denke ich, selbst kennen, erhalten habe. Er ist allerdings nicht Ihren Wünschen so angemessen, als ich es

---

Giessen an den meisten wichtigen Kupferwerken für die antiken Monumente nicht fehlte. Von ihm wurde ich denn auch sehr bald nach Cöln berufen, um für die Vorarbeiten zur Errichtung der Universität am Rhein beschäftigt zu werden. F. G. W.

möchte. Allein die unterstrichene, *κατ' ἀντίφρασιν* zu verstehende Stelle wird Ihnen zeigen, warum ich es nicht kann. Zu dem Gehen nach Königsberg kann ich nicht rathen. Ich habe Königsberg geliebt und liebe es noch, indess bleibt der Rhein immer besser als der Pregel. Meine Frau wird wohl im Anfang Augusts hier sein. Leben Sie herzlich wohl!

In Eil Humboldt.

XVIII.

Frankfurt, 26. Julius 1816.

Ich schicke Ihnen hier einen Brief meiner Frau, liebster Freund. Sie wird Ihnen vermuthlich sagen, dass sie in vierzehn Tagen selbst herkommt. Ich werde Sie von ihrer wirklichen Ankunft gleich benachrichtigen und hoffe dann mit Sicherheit, dass wir Sie bald auf einige Tage bei uns sehen. Für Ihren freundschaftlichen Brief vom 23. sage ich Ihnen meinen herzlichsten Dank. Leben Sie recht wohl. Mit aufrichtiger Hochachtung und unwandelbarer Freundschaft

der Ihrige
Humboldt.

XIX.

[Frankfurt, 16. Aug. 1816.]

So sehr ich bedaure, liebster Freund, dass wir Sie, wenigstens für den Augenblick verlieren, so lieb und erwünscht ist es mir, zu sehen, dass Sie doch die Aussicht, zu uns zurückzukehren, nicht ganz aufgeben. Nach Göttingen zu gehen kann ich Ihnen, so ungern ich es ausspreche, auf keine Weise abrathen. Denn ob ich gleich Ihre Anstellung bei uns für gewiss halte, und obgleich

ich nicht glaube, dass Wolf Berlin verlässt, so ist allerdings bei uns noch eine Unbestimmtheit in der Zeit und den Bedingungen. — Meine Frau grüsst Sie herzlich. Wir wünschen Beide sehnlichst, dass Sie recht bald Zeit finden mögen, uns wieder einige Tage zu schenken. Leben Sie herzlich wohl. Mit inniger Freundschaft und Anhänglichkeit

der Ihrige
Humboldt.

XX.

Burgoerner bei Eisleben, 27. Januar 1817.

Ihr lieber Brief, theurer Freund, hat mir sehr viel Freude gemacht, und ich danke Ihnen herzlich dafür. Ich habe mit Vergnügen gesehen, dass meine kleine Baskische Schrift*) Sie nicht ohne Interesse gelassen hat. Ich lebe und webe jetzt in dem Griechischen, und meine heutige Ansicht, die ich nun auch wohl beibehalten werde, ist, von dieser, als dem Ideal aller Sprachen, wie aus einem Mittelpunkt, das Gebiet aller, an deren äussersten Gränzen die uncultivirten stehen, zu übersehen, und dadurch zu einer lebendigen Anschauung des Sprachvermögens des Menschen, als einer seiner durch die Natur gegebenen Kunstfertigkeiten zu gelangen. — Für die Nachrichten über die Recension meines Agamemnon**) meinen herzlichen Dank. Es thut mir leid, dass sie nicht in Ihre Hände gekommen ist. Der jüngere Voss hat meiner, jedoch wie um Mehreres zu umgehen, in der Recension der Conzischen Eumeniden erwähnt. — Das Kunstblatt Nr. 19. habe ich leider in Weimar vergebens gesucht. Ich werde

*) „Berichtigungen und Zusätze zum 1. Abschnitt des 2. Bandes des Mithridates" (in besondrem Abdruck aus dem 4. Thl. des Mithridat.) Berlin 1817.

**) Götting. Anzeigen 1817 S. 452.

er nun wohl erst im März in Berlin sehen. An Ihrer neuen Zeitschrift*) nehme ich den lebhaftesten Antheil. Sollte ich Ihnen etwas dazu mittheilen können, werde ich es mit grosser Freude thun. Allein Sie kennen meine Unfruchtbarkeit. Göthe konnte die Grazienzeichnung nicht gleich auffinden. Er versprach mir aber, sie Ihnen zu schicken. Ob er Wort halten wird? — Wir fanden ihn gesund, aber gar nicht gut gestimmt. Doch heiterte er sich auf. Er las uns den Orientalischen nachgebildete Gedichte vor, die seinen besten früheren gleichkommen, wunderschön zum Theil." — Riemer interessirte mich wieder durch seine wirklich glückliche Behandlung der Analogie der griechischen Sprache, die auch seinem Wörterbuch für mich soviel Werth giebt, dass ich es nicht leicht fern von mir lasse. — Wir leben hier in göttlicher Einsamkeit. Blieben wir, wie nicht sein wird, bis Ostern, schlüge ich Ihnen vor, liebster Freund, herzukommen. Nur so auf dem Lande geniesst man sich und Andere. Meine Frau und Töchter grüssen Sie herzlich. Mit inniger Freundschaft

der Ihrige
Humboldt.

XXI.

Burgörner, 20. Februar 1817.

Ihr lieber Brief vom 3. d., theurer Freund, hat mir eine sehr grosse Freude gemacht, und sie würde noch grösser sein, wenn ich die Hoffnung nähren könnte, dass Ihr gütiges Versprechen, uns hier zu besuchen, in Erfüllung ginge. Allein wir reisen leider schon am 1. März von hier nach Berlin ab, und so muss ich mit Recht besorgen, dass Sie vor Ostern Ihre Arbeiten nicht verlas-

*) Die 1817—18 in Göttingen erscheinende „Zeitschrift für Geschichte und Auslegung der alten Kunst."

sen können. Ihr Hipponax*) ist mir hier sehr zu Statten gekommen, ich habe ihn gleich, und ganz, und sorgfältig durchgelesen, so sehr nämlich dies angeht, wenn man keine Bücher zum Nachschlagen bei sich hat. Eigentlich angenehme Ausbeute geben zwar diese Ueberbleibsel weniger, als die anderer Dichter, allein man gewinnt doch nur durch eine solche Sammlung einen etwas bestimmteren Begriff von einem verloren gegangenen Dichter, und insofern sind diese Sammlungen äusserst verdienstlich. Dann kommt man auch immer wieder tiefer in einige, und meist sonderbare Winkel und Falten in Sinn und Sprache des Alterthums. Ich lese daher diese Fragmente immer sehr gern, und habe mir in Frankfurt meist alle neuerdings nach und nach gemachten Ausgaben angeschafft. Ihre Bearbeitung ist mir sehr zweckmässig vorgekommen, es ist im Ganzen eine lichtvolle Ordnung, und an jeder einzelnen Stelle ist immer hinlänglich und doch kurz gesagt, was dabei nöthig, oder freilich manchmal auch was möglich war. Denn Einzelnes bleibt allerdings dunkel. Die Ihnen so ganz eigene Anspruchslosigkeit tritt auch in diesen Arbeiten sehr anziehend hervor. Ich wünsche ungemein, dass die Sammlung aller lyrischen Fragmente möge bald erscheinen können. Sie werden erst bei einer Sammlung aller Sich ganz über die lyrische Dichtkunst ausbreiten können, über die Sie, wie ich mich aus Gesprächen erinnere, treffliche Ideen haben. — Ich habe erst jetzt und hier ein 1815 herausgekommenes Buch gelesen, Kannegiesser's Grundriss der Alterthumswissenschaft. Ich wundere mich, dass Sie mir nie davon sprachen. Oder lasen Sie selbst es nie genau? Ich will den Geist nicht loben, der, vorzüglich in Absicht der Mythen und Religionen, darin herrscht; wenn man sich edel ausdrücken will, kann man auf den Verfasser und Creuzer die Stelle

*) Hipponactis et Ananii jambographorum fragmenta. Gotting. 1817. 4.

in Schillers Wallenstein von Saturn und Jupiter anwenden*): um aber in des Verfassers eigener Sprache zu bleiben, kann man wohl sagen, dass er einen wahrhaft ledernen und handwerksburschenartigen Ton hat. Auch ist die Ansicht wohl zu einseitig ausgeführt. Allein viel Verdienst hat das Buch doch, und muss einem eine hohe Achtung einflössen. Die Grundideen sind, meiner Meinung nach, durchaus wahr, und darin, dass Aegypter und Phönizier Wanderungen nach Griechenland angestellt haben sollten, hat für mich schon immer etwas so Widernatürliches gelegen, dass ich schon in einem in Jena für mich gemachten Aufsatz gesagt habe, dass man die Ueberfahrt des Cadmus und Cecrops wohl nur als die Verschlagung einzelner merkwürdiger Männer, nicht als Colonien ansehen müsse. Dann ist ein eiserner Eifer, ungemeine Belesenheit und Hartnäckigkeit im Aufsuchen von Beweisen in dem Buche. Nur möchte ich wissen, ob es mit den Citaten so richtig steht. Materiell richtig sind sie unstreitig, allein ich meine, ob in den angeführten Beweisstellen wirklich steht, was als darin stehend angegeben ist. Ich konnte nur äusserst wenige hier nachschlagen, allein schon da bin ich auf eine oder zwei gestossen, bei denen ich ganz anderer Meinung bin. Wie ist denn das Buch in gelehrten Zeitungen behandelt worden? — Alle unsere Kunstsachen aus Rom, und das Geschenk des Papstes, in einigen Säulen von rosso antico und einer Medusa beste-

*) Wallenstein's Tod I, 1:

„Saturnus Reich ist aus, der die geheime
Geburt der Dinge in dem Erdenschooss
Und in den Tiefen des Gemüths beherrscht,
Und über Allem, was das Licht scheut, waltet.
Nicht Zeit ist's mehr, zu brüten und zu sinnen,
Denn Jupiter, der glänzende, regiert
Und zieht das dunkel zubereitete Werk
Gewaltig in das Reich des Lichts — —."

hend, sind schon ordentlich eingepackt in neunzehn Kisten in Livorno und gehen nach Berlin. Mögen ihnen die Götter eine glückliche Fahrt geben! Von der Villa Ludovisi bekommen wir noch in ganz neuen, und wie Rauch schreibt, ausserordentlich schönen Abgüssen: Arria und Paetus, Orest und Electra, den ruhenden Mars, und die colossale Juno. Zu unserem Parzen-Basrelief hat sich incredibile dictu!! die fehlende sitzende Parze gefunden. So ist das ungemein seltene Werk jetzt ganz und unverstümmelt. Rauch kann nicht genug von der Schönheit dieser jetzt gefundenen dritten Figur sagen. Wenn ich sage gefunden, so heisst das in dem studio von Malatesta. Die Figur war auf ein kleines Postament gestellt, und man kannte nicht, wozu sie gehörte. So jämmerlich sind diese armen Bildwerke zerrissen worden! — Aber mein Brief ist länger geworden als ich dachte. Leben Sie herzlich wohl, bester Freund und schreiben Sie mir bald wieder. Meine Frau grüsst Sie aufs freundschaftlichste. Adelheid war mit ihrem Mann vierzehn Tage bei uns und jetzt ist Theodor hier, der sich Ihnen empfiehlt. Mit inniger Freundschaft

der Ihrige
Humboldt.

XXII.

Frankfurt, 26. December 1818.

Ihre Zeilen, verehrter Freund, vom 27. November, die ich aber erst vor Kurzem bekommen habe, sind mir eine erwünschte Begrüssung auf dem vaterländischen Boden gewesen*). Ich danke Ihnen herzlich dafür. Die Beilagen habe ich leider noch nicht lesen können.

*) Von Anfang October 1817 bis Ende October 1818 fungirte Humboldt als Gesandter in London.

Ich bin nur zu einem bestimmten Geschäft*) hier, und suche durch Arbeitsamkeit meinen Aufenthalt, der sich aber doch bis zum Februar vermuthlich hinziehen wird, abzukürzen. Demungeachtet finde ich gewiss nächstens Zeit zu einer Lectüre, zu der mich Gegenstand und Verfasser gleich stark reizen. Ich hörte von Graf Solms-Laubach, dass er nicht ohne Hoffnung ist, Sie in Bonn zu besitzen; dass ich der Universität einen Mann wünschte, der wie Sie die Realkenntniss des Alterthums mit der Sprachkunde verbindet und immer und überall noch ausserdem durch Gesinnung und Art sehr wohlthätig auf die Jugend einwirken wird, ist natürlich. Für Sie, fühle ich, kann es bloss die Wahl zwischen dem Nutzen und der Bequemlichkeit der Bibliothek, dann die Genugthuung eines für den Augenblick zahlreichen Auditoriums und die Annehmlichkeit des Himmels und Landes, und der Vorzug, einen Curator zu haben, der Ihr Freund ist, sein. Ich glaube, Bonn wird sehr gut werden, und einige vorzügliche Menschen sind schon jetzt da auf der Universität. Die kleine Erwähnung meiner und Schlegel's in den Heidelberger Jahrbüchern**) hat mir wirklich sehr grosse Freude gemacht, weil meine Stanzen eigentlich vergessen waren. Die Gegeneinanderstellung ist hübsch und sinnreich, und keiner von uns kann unzufrieden sein. Ich bin sogar ausnehmend zufrieden. Man konnte mich nicht besser behandeln. — Leben Sie herzlich wohl. Mit unveränderlicher und inniger Freundschaft Ihr

ergebenster
Humboldt.

---

*) Der Schluss der Arbeiten der Territorialcommission; s. R. Haym, W. v. Humboldt S. 385. 6.

**) Bei Gelegenheit einer Anzeige von Schlegel's Roma „Latinitate donata notisque illustrata a J. D. Fuss" Heidelberger Jahrbücher, 1818 Nr. 17.

XXIII.

Frankfurt, 6. Mai 1819.

Ich wollte, da ich neulich durch den Professor Ritter erfuhr, dass Sie von Göttingen geradezu nach Bonn gegangen wären, und dass ich die Hoffnung aufgeben müsste, die ich mir gemacht hatte, Sie auf der Durchreise hier zu sehen, liebster Freund, Ihnen eben schreiben, als ich Ihren Brief vom 2. empfing, der mir ausnehmende Freude gemacht hat. Ich hatte zwar gehofft, dass Ihnen Bonn mit seinen Umgebungen und dem dort gut und lebhaft beginnenden Streben gefallen sollte, allein es war mir doch doppelt lieb, es von Ihnen selbst nun zu erfahren. Ich bin überzeugt, dass Sie in dieser eigenen Stimmung der Universität noch ungleich mehr wohlthätig sein werden, als ich schon immer darauf rechnete, und ich bin es auch, dass Ihnen selbst Ihre Versetzung mit der Zeit noch immer mehr gefallen wird. Denn es ist unläugbar, dass in unserer Regierung ein wahres und ernsthaftes Streben zur Beförderung von Wissenschaft und Kunst liegt, und mit einem höheren und aufrichtigen Anerkennen davon verbunden ist, als man es wohl sonst findet, und dies ist einmal zu sehr in ihre Maxime verwebt, den Menschen, die schon da sind, und hinzukommen, eingepflanzt, um nicht auch fortdauernd so zu bleiben. Bonn hat nun ausserdem einen wahren Vorzug durch Graf Solms' Curatel, und alle diese zusammenkommenden Umstände, verbunden mit der, in vieler Rücksicht einladenden Lage werden unfehlbar machen, dass Bonn auch wird von andern Orten Deutschlands her häufig besucht werden, wenn nicht die neuesten unglücklichen Vorfälle wieder eine Isolirung in Absicht des Studirens hervorbringen, was ich doch, wenigstens auf die Dauer, unmöglich halte. Ihren Brief an meinen Bruder werde ich gleich jetzt unmittelbar besorgen

und ihm die Sache*), an der er aber auch an sich den grössesten Theil nehmen wird, besonders empfehlen. Ob er indess glauben wird, eigentliche Schritte thun zu können, ob diese wirksam sein würden? weiss ich nicht zu beurtheilen. Ich selbst werde, sobald ich nach Berlin komme (von hier kann ich nichts thun) gern mitwirken. Der Hauptumstand wird immer der sein, ob aus den schon für die Universität bestimmten Fonds die Anschaffung möglich ist, nämlich den Fonds, über die der Minister im Ganzen verfügen kann. Sonst dürften neue Zuschüsse jetzt vielleicht schon zu erlangen sein. Unter allen wissenschaftlichen Hülfsanstalten sollte man aber, wie mich dünkt, am meisten auf die Bibliothek verwenden. Göttingen verdankt dem Alles und hatte erst viel später bessere Clinica, einen ausgedehnteren botanischen Garten, und ein gutes Observatorium. Dies ist die natürliche, dem Gange der Bildung gemässe Folge. Es ist aber allerdings eine bedenkliche Wahl, der man bei Leitung wissenschaftlicher Institute immer blossgestellt ist, entweder die vorhandenen Mittel über Alles zugleich zu zerstreuen, oder Einzelnes für den Augenblick liegen zu lassen. Beides zu weit getrieben ist verderblich, doch neige ich mich immer mehr zum Letzten hin. — Mein Aufenthalt ist hier noch von unbestimmter Dauer, doch kann ich vielleicht schon in diesem Monat mein Geschäft beendigen, und werde es im folgenden gewiss. Was Sie mir von meiner Frau schreiben, die zunehmende Heiterkeit bei abnehmender Gesundheit, ist ihrem ganzen Gemüth und Charakter sehr eigenthümlich, und es ist, wie Sie hinzusetzen, sehr rührend. Nach ihren letzten Briefen befand sie sich doch etwas besser. Sie wollte Rom den 1. Mai verlassen, und kommt hieher, um Wiesbaden oder Ems zu gebrauchen.

---

*) Eine von einem Gelehrten in Paris hinterlassene Bibliothek betreffend. F. G. W.

Vor der Mitte des Junius kann sie nicht leicht hier sein, sie bleibt alsdann bis zum Ausgang Julius. Sollten Sie nicht sie in dieser Zeit besuchen können? Es würde ihr sehr viel Freude machen, und auch sie würde Ihnen von Rom manches Interessante sagen können. Ich danke Ihnen, dass Sie mir von der Grammatik von Jacob Grimm gesprochen haben. Ich kannte sie nicht, werde sie aber nunmehr gleich aufsuchen. Mit Ihren Büchern ist es mir recht schlimm gegangen. Ich hatte angefangen, sie mit lebhaftem Interesse zu lesen, in den ersten Monaten meines Hierseins kam aber ein Augenblick, wo ich gewiss glaubte, nach Berlin unmittelbar gehen zu können. Ich schickte alle Bücher, die ich bei mir hatte, voraus, und kam so auch für meinen hiesigen Aufenthalt um die Ihrigen. Auf Schlegel's Specimen freue ich mich recht sehr, allein eine solche grossentheils sammelnde Arbeit ist doch nicht für ihn gemacht. Er könnte noch jetzt, dünkt mich, etwas leisten, worin ein Anderer ihn weniger leicht vertreten könnte. Vor der Erklärung des Homer durch das Indische habe ich mehr eine Angst. Was man auch sagen mag, ausser dem kleinen hellenischen Kreis ist doch Alles barbarisch. Mag auch alles Griechische nur im Orient seine Wurzel finden, allein in Griechenland immer ist die menschliche Form hervorgegangen, wie wir sie da zugleich in Kraft und in nirgends überschwankender Haltung antreffen, so wie gewiss auch der Mensch selbst seine Wurzel in der ganzen Natur hat, und ursprünglich Eins ist mit Bäumen, Gestein und Thieren, aber doch nur in dem menschlichen Antlitz allein die gottähnliche Gestalt gewonnen hat. Es mögen tiefe Weisheit, grosse Systeme im Staube des Orients begraben liegen, aber es ist immer nur Materie; die schöne Form, die Grazie und der Geschmack wurden doch nur in Griechenland geboren, und werden seitdem nur kümmerlich und mühselig in schwachen

Nachklängen erhalten. Mir ist daher eine Vermischung Homers mit Indischem schon eine Art des Greuels. Doch will ich meine Ansicht nicht als eine allgemeine vertheidigen. Die kleine Schrift Creuzer's und Hermann's*) hat mir sehr viel Freude gemacht. Es wird darin recht offenbar, wie der Geistvolle und die Philosopheme, die in Mythologie übergegangen sind, zu fassen Fähige bloss der Erstere ist, aber auch dass es diesem doch noch sehr daran fehlt, um in sich selbst in die Klarheit getreten zu sein, die auch dieser Gegenstand noch verstattet. Ueber jenen radicalen Unterschied des Griechischen aber von allem Andern, auch Altdeutschem, und wie man es nennen mag, wünschte ich, dass einmal jemand recht ordentlich und zur wahren Sicherstellung des einen unumstösslichen Satzes, das alles Nicht-Griechische mit vollem Recht barbarisch heisst, schriebe. Ritter's Bekanntschaft hat mich sehr interessirt, und vor Allem der zweite Theil seines Buches. Er unterstützt die Creuzer'schen Untersuchungen geographisch, und macht vielleicht dadurch, dass sie im eigentlichsten Verstande einen festen Boden gewinnen. Leben Sie wohl! Mit herzlicher Hochachtung und Freundschaft

der Ihrige
Humboldt.

XXIV.

Ems, 17. Julius 1819.

Der Inhalt Ihrer beiden Briefe, liebster Freund, hat mich ebenso sehr erstaunt, als geschmerzt. Je mehr Antheil ich an Ihrem Wirken in Bonn nehme, je mehr

*) Briefe über Homer und Hesiodus, vorzüglich über die Theogonie von Gottfr. Hermann und Friedr. Creuzer, Heidelberg 1818.

Erfreuliches mir auch der Herr Graf Solms noch ganz neuerlich davon gesagt hat, desto mehr ist mir der Vorfall leid, von dem Sie mir reden*). Ueber die Sache kann ich, da mir alle Umstände unbekannt sind, im gegenwärtigen Augenblick kein Urtheil fällen. Seit der ganzen Reihe von Jahren, welche hindurch ich mit Ihnen in Verbindung gestanden habe, habe ich Sie immer auf die ernsthafteste Weise mit Ihren Studien beschäftigt gekannt, diese selbst sind von der Art, dass sie mit der Wirklichkeit um Sie her wenig, mit politischen Verhält-

*) Ich war in stiller Nacht ungestüm aus dem Schlaf gepocht worden, und vor mir stand ein Officier mit einigen Mann Wache, der einen königlichen Befehl vorzeigte. Meine Schreibtische wurden ausgeleert, auch die Bücher durchgegangen und beschriebene und durchschossene genommen, alle Kleidertaschen, auch das Bett und der Keller durchsucht. Da nun unter meinen Briefen auch viele von Herrn und Frau von Humboldt waren, so fragte ich bei ihm im nahen Ems an, ob wohl ein Mittel sei, diese der Visitation zu entziehen. Mein Gefühl war, dass weniger brutal behandelt sein würde, wer ohne ärztliche Nothwendigkeit gezwungen würde sich zu entblössen, als wer ohne hinreichenden Grund genöthigt würde, seine Schreibereien und besonders Briefe fremden Händen zu übergeben. Vorzüglich in Bezug auf die Schreiber der Briefe, die auf unsre Veranlassung in die gleiche Unannehmlichkeit gezogen würden, war mir dieser Gedanke so unerträglich, dass ich mich übereilte S. Maj., den König, unter Verpfändung von Dienst, Freiheit und Leben, anzuflehen, dass vorerst meine Papiere ununtersucht unter meinem Siegel belassen würden, bis aus der Untersuchung, von der ich freilich in der ersten Ueberraschung keinen Begriff hatte (er ergab sich erst aus den Zeitungen der nächsten Tage), sich herausstellen würde, dass hier ein Irrthum stattfinde. Indessen wurde von anderer Seite her mein eigensinniges Gefühl erleichtert. Ich erlangte nämlich von dem Obristen an der Spitze der Commission, dass die Briefe aus den mit meinen Papieren angefüllten Habersäcken herausgenommen und von der Militair-Commission selbst, gleich jetzt, untersucht würden. Dies geschah unmittelbar vor ihrer Abreise in einer Abendstunde. So gross die Masse der Briefe war, so erleichterte ihre Beschaffenheit im Ganzen, das Alter der meisten, die Unterschriften von Familienmitgliedern und Gelehrten, die Abwesenheit aller Correspondenz mit politisch bekannten Personen, namentlich Studenten, das den Herrn sichtbar nicht angenehme Geschäft gar sehr: kein einziger Brief — ausser allen von meinem Bruder — wurde genommen und in dieser Gesellschaft auch die Humboldtischen mit der

nissen gar keine Berührung finden, und Ihr Charakter bürgt mir überdies für die Wahrheit Ihrer Versicherung, dass Sie jedem Verdacht irgend einer politischen Verbindung fremd sind. Auf der andern Seite fordern die Umstände der Zeit die Regierungen zu sorgfältiger Aufsicht auf. Wie dem auch sei, können Sie bei der unsrigen gewiss auf die strengste und unparteiischste Gerechtigkeit zählen. Ich werde unfehlbar vor Ende des Monats in Berlin sein, und ich bitte Sie, überzeugt zu sein, dass ich

---

grössten Oberflächlichkeit und Schonung behandelt. Meine eigenen Papiere machten mir keine Sorge; ihre Prüfung durch eine spätere Commission, Blatt vor Blatt, zum Theil mit einem sonderbaren Examen verbunden, hat mich nur einen höheren Grad von Ekel und Langweile, als ich noch erfahren hatte, kennen gelehrt. Denn diese Prüfung hat gar viele, viele Sitzungen erfordert, besonders wegen einer Menge von Auszügen aus historischen und politischen Schriften, nicht bloss aus solchen, woran die Zeit nach der Befreiung Deutschlands unglaublich fruchtbar, war, sondern auch aus älteren und alten, in verschiedenen Sprachen. Es erklärt sich diess daraus, dass ich im Sommer 1815 eine Vorlesung über Deutsche Geschichte, fünfmal die Woche, gehalten hatte, womit auch ein als „Einleitung zu Vorlesungen über Deutsche Geschichte" (ausserhalb des Collegs) in Giessen 1815 gedrucktes Schriftchen zur Belebung des vaterländischen Sinnes zusammenhing, und dass ich auch allerlei Andres in gleicher Richtung hatte drucken lassen, nämlich, ausser der zu dem Brief vom 30. Aug. 1814 (oben, S. 25.) erwähnten kleinen Fugschrift, in Luden's Nemesis 1815 von ständischer Verfassung, in derselben 1817 Bd. IX. S. 65—83 Eichenblätter, in den Kieler Blättern 1816 über Deutschlands Zukunft. Als ich Jahre nachher, durch Vermittlung und aus Handen des mir vorgesetzten Königl. Ministeriums — (nebst einer sehr ehrenvollen Erklärung, so wie dasselbe mir von Anfang bestimmt genug zu erkennen gegeben hatte, das Vorgefallne nur zu bedauern, z. B. durch den Antrag, welchen mir der Regierungs-Bevollmächtigte v. Rehfues machte, unter Gehaltsvermehrung ein pädagogisches Seminar, neben dem philologischen unter Heinrich, zu errichten) — einen ungemein grossen Stoss solchen historischen und politischen rohesten Materials, aufgereiht an auswendig unter Siegel gelegten Zwirnsfäden — wie er noch uneröffnet daliegt — zurückerhielt, fehlte darin die in Folioformat gemachte Abschrift des oben (S. 28.) erwähnten vom Senat in Giessen an das Grossherzogl. Hessische Ministerium gegen Crome ergangenen Antrags, von dem ich nachher, um dort mein Abschiedsgesuch zu rechtfertigen, hatte Abschrift nehmen lassen.

F. G. W.

alsdann nichts versäumen werde, um Ihrer Sache, von der ich voraussetze, dass sie sich so verhält, wie Sie mir sagen, die von Ihnen gewünschte Wendung zu geben. Erlauben Sie mir aber dabei, lieber Freund, einen Rath. So unangenehm der Vorfall ist, so behandeln Sie ihn mit der besonnensten Ruhe. Gehen Sie mit der völligsten Offenheit zu Werke und legen Sie alles Verlangte vor. Es ist Ihrer Delicatesse angemessen, dass Ihr Gefühl sich dagegen sträubt, dass dadurch blosse Privatverhältnisse Fremden unter die Augen kommen. Allein da es hier Ihre völlige Rechtfertigung gilt, so muss jene Betrachtung weichen, und die Behörde ist schuldig mit der Erfüllung ihrer Pflicht Verschwiegenheit und Discretion zu verbinden. Was meine und meiner Frau Briefe betrifft, so ist es uns beiden lieb, dass man darin Beweise der Gesinnungen finden wird, welche uns Ihr Charakter, Ihre uns bekannte Handelsweise, Ihre Beschäftigungen und Ihre Gesinnungen gegen uns eingeflösst haben. Wenn Sie mir ferner über Ihre Angelegenheit schreiben wollen, so bitte ich Sie, es geradezu und ausschliesslich mir zu thun. Es ist kürzer und sicherer, und kann, da ich in dem Posten stehe, den ich bekleide, Ihnen nicht gemisdeutet werden. Schreiben Sie mir unter Adresse unsers Ministers Residenten Herrn Himly in Frankfurt am Main. Meine Frau grüsst Sie auf das freundschaftlichste und nimmt den lebhaftesten Antheil an dem unangenehmen Vorfall. Sie wird Ihnen selbst nächstens schreiben. Mit der aufrichtigsten Hochachtung und Anhänglichkeit

der Ihrige

Humboldt.

XXV.

Berlin, 7. Mai 1821.

Sie werden, liebster Freund, durch Buchhändlergelegenheit eine Schrift bekommen, die ich eben habe drucken

lassen, und die ich Ihrer Nachsicht und Güte empfehle*). Sie bedarf der ersteren noch besonders darum, weil ich, um den Druck nicht bis künftigen Winter aufzuschieben, was mir zu lang schien, geeilt habe, damit vor dem Sommer fertig zu werden, wo ich aufs Land gehe und die Arbeit hätte liegen lassen müssen. Es würde mich sehr freuen, wenn Sie an dieser Untersuchung über die Urbewohner Hispaniens und der Art, wie ich Sie geführt habe, Gefallen fänden. Für mich hat dieser Theil der Geschichte, der aller Ueberlieferung vorausgeht und wo man den Zustand der Völker nur aus Namen und Denkmalen erkennen kann, etwas ungemein Anziehendes. Die Völker und das Menschengeschlecht sind in ihrem frühesten Leben, und ihren Wanderungen in dieser Epoche mehr der Natur selbst gleich, und noch frei von allem Kleinlichen und Willkürlichen, was das individuelle Leben hinzufügt. Diese Neigung zur Urgeschichte, um es kurz zu bezeichnen, hat mich auch bewogen, seit einiger Zeit das Sanskrit zu studiren. Man hat dabei mit sehr schlimmen Schwierigkeiten zu kämpfen, woran noch mehr die unbequeme Einrichtung der Hülfsmittel, als die Sache selbst, Schuld ist, aber man wird auch schon bei jedem Schritt, möchte ich sagen, dafür reichlich durch die Sprache selbst belohnt. Sie öffnet sich einem vom ersten Moment an als der Urquell der Sprachen, die man am eigenthümlichsten kennt, und am liebsten treibt, und es mischt sich dadurch zu dem bloss linguistischen Interesse ein bedeutendes historisches. Ueber die Literatur möchte ich nicht so günstig urtheilen. Doch mag es sein, dass ich noch zu wenig davon weiss. Allein, was ich bis jetzt kenne, reproducirt mir weder den Genuss, den das Griechische gewährt, noch stellt es etwas Neues, gleich Erhebendes an dessen Stelle. Es

*) Die „Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der Vaskischen Sprache.“ Berlin 1821; jetzt im 2. Bande der Ges. Werke.

fehlt ihm, dünkt mich, die freie, einfache, allgemeine Ansicht des Universums, die tiefe Menschlichkeit, und das Maass, wodurch das Erhabene sich vom Riesenhaften unterscheidet. Wie die indische Poesie nun aber einmal ist, so muss man auch ihre Eigenthümlichkeit beibehalten. In dem neulich durch Schlegel übersetzten Stück *) scheint mir schon ein gewisses Accommodationssystem zu sein, das ich nicht billigen kann. Selbst der Hexameter giebt, ohne dass etwas Einzelnes geändert sei, einen griechischen, der Eigenthümlichkeit schädlichen Anklang. Dennoch ist es sehr gut, dass gerade Schlegel sich bei uns des Indischen angenommen hat. Er wird ein allgemeineres Interesse dafür erwecken, als eine bloss sprachgelehrte Behandlung gethan hätte.

Die Schrift, von der ich eben redete, wird Ihnen, liebster Freund, einen Begriff meiner jetzigen Lebensweise und meiner Beschäftigungen geben. Ich arbeite ausserdem, wenn auch unterbrochen, an einer, so viel als möglich, vollständigen Darstellung der Amerikanischen Sprachen fort. Es ist ein weitläuftiges Unternehmen, das einen, wenn auch nicht einmal von der Arbeit, aber selbst von der mit vielen Schwierigkeiten verknüpften Herausgabe abschreckt. Allein ich bin einmal nicht unbedeutend vorgerückt und mag auch leicht jetzt mehr Hülfsmittel zusammengebracht haben, als sonst einer in Europa besitzt. Daher möchte ich nicht gern von dem einmal Begonnenen ablassen. Ich habe schon gegen ein Duzend Sprachlehren fertig ausgearbeitet liegen, wovon die ausführlichste und interessanteste die der Mexikanischen Sprache ist. Ich bin auch schon in der vorläufigen Kenntniss der noch nicht völlig ausgearbeiteten so weit gekommen, dass ich übersehen kann, dass die Uebersicht des Ganzen zu nicht unwichtigen Resultaten führen wird.

---

*) Die Herabkunft der Göttin Ganga. Indische Bibliothek Bd. I S. 50.

Bei der Akademie habe ich zwei Abhandlungen vorgelesen, die ich Ihnen schicken werde, sobald sie, was da ein wenig langsam zugeht, gedruckt werden. Die eine, die Sie gewiss noch im Laufe dieses Sommers erhalten, betrifft das vergleichende Sprachstudium, die andere die Aufgabe, welche der Geschichtschreiber zu lösen hat. In dieser letzten habe ich zu entwickeln gesucht, wie es eigentlich keine historische Wahrheit in Erzählung weder einer einzelnen Thatsache, noch eines Zusammenhanges von Begebenheiten giebt, wenn man nicht bis zu der unsichtbaren Idee hinabsteigt, die sich in jedem Geschehenen offenbart. Ich habe darin die Geschichte mit der Kunst verglichen, die auch nicht sowohl Nachahmung der Gestalt, als Versinnlichung der in der Gestalt ruhenden Idee ist.

Aber ich habe Ihnen schon zu lange, liebster Freund, von mir und dem, was mich angeht, gesprochen. Doch nehmen Sie seit Jahren einen so freundschaftlichen Antheil auch an meinen Studien, dass ich auch jetzt auf Ihre Theilnahme rechnen darf.

Ich gehe in wenigen Tagen nach Schlesien, und wenn Sie mir schreiben wollen, so bitte ich Sie, Ihre Briefe nach Ottmachau zu addressiren. Meine Frau und Caroline, die Sie herzlich grüssen, begleiten mich, gehen aber von dort in die Böhmischen Bäder. Vor dem Herbst kehren wir nicht hieher zurück.

Leben Sie recht wohl und erhalten Sie mir Ihr gütiges und freundschaftliches Andenken. Mit den Gesinnungen der lebhaftesten Hochachtung der Ihrige

Humboldt.

XXVI.

Berlin, 3. November 1821.

Ich wollte die Inlage mit einem Briefe und meinem Danke für Ihre beiden letzten Schreiben begleiten, liebster

Freund. Allein ich bin gestört worden, und mag doch den abgehenden Courier nicht versäumen. Ich schreibe Ihnen durch die Post gewiss am nächsten oder spätestens übernächsten Posttag. Mit der hochachtungsvollsten Ergebenheit der Ihrige

Humboldt.

XXVII.

Berlin, 6. November 1821.

Ich habe Ihnen, liebster Freund, verwichenen Sonnabend nur einige Zeilen geschrieben, weil ich die Musse nicht hatte, Ihre beiden mir sehr werthen Scheiben an diesem Tage ordentlich zu beantworten. Auch das letzte vom 23. August ist mir erst in der Mitte Octobers zugekommen. Es hatte alle Reisen auf meine Landgüter gemacht, die ich selbst im letzten Sommer vorgenommen hatte, und dies muss den Aufschub bewirkt haben.

Ich danke Ihnen recht herzlich für Ihr Andenken und die Nachrichten über Ihr Befinden, und Ihre Beschäftigungen, nicht weniger für die gütige und nachsichtsvolle Beurtheilung meiner Schrift. Ich wünsche mit wahrer Ungeduld, dass Sie die nöthige Musse zur Bearbeitung Ihrer Griechischen Religionsgeschichte gewinnen mögen. Es ist einer der wichtigsten Gegenstände, über die man jetzt schreiben kann, allerdings auch einer der schwierigsten. Allein bei der grossen Ruhe und Unpartheilichkeit, die Sie immer zu wissenschaftlichen Untersuchungen mitbringen, wird es Ihnen mehr wie jedem andern, auch sonst gleich gelehrten und fähigen gelingen, Sich von Systemsucht frei zu halten.

Die Arbeiten Ihres Freundes bin ich mit grossem Vergnügen durchlaufen, und habe ihn darin, wie Sie ihn mir beschrieben, gefunden. Noch mehr hatte mir schon früher seine Beurtheilung des Agamemnon, ohne dass ich

wusste, von wem sie herrührte, gefallen. Ich konnte allerdings mit Einigem darin nicht übereinstimmen, aber abgerechnet, dass ich sehr Ursache hatte, mit der Art zufrieden zu sein, mit der er mich behandelt hatte, lag auch eben in dem etwas schroffen, abgerissenen, mitunter dictatorischen Tone die Lebendigkeit und das Geistvolle, was man bei so vielen Arbeiten dieser Art vergebens sucht. Auch der Callimachus hat mir sehr gut gefallen. Nur wäre doch dem Hexameter mehr Strenge und Feile zu wünschen. Bei diesem vermisse ich, wie ich nicht läugne, noch viel. Allein auch darüber ist das Urtheil Verschiedener verschieden, und so möchte ich nicht entscheiden. Die besten Hexameter, die wir bis jetzt besitzen, sind, meinem Gefühl nach, die Schlegel'schen und die hundert, die Wolf in den Analecten aus der Odyssee übersetzt hat.

Da ich Herrn Schwenck nicht selbst mit einem schriftlichen Danke für seine Zueignung*) und seine Mittheilungen beschwerlich fallen will, so bitte ich Sie, ihn ihm recht lebhaft in meinem Namen zu sagen. Sein Urtheil über meine Uebersetzung und mich, das sich auch darin ausgesprochen hat, ist wirklich von grossem Werthe für mich, und sein Beifall ist mir daher doppelt angenehm gewesen. Es ist schon viel, wenn man in jetziger Zeit nur ernstlich geprüft wird, und ich bin namentlich überzeugt, dass eine solche Prüfung meinem Agamemnon nur von Wenigen in dem Grade, wie von ihm, zu Theil geworden ist.

Ihren Wunsch, Ihrem Freunde eine Anstellung bei uns zu verschaffen, werde ich sehr gern, soviel ich kann, zu befördern suchen. Allein ich kann Ihnen nicht läugnen, dass ich das Gelingen für schwierig halte. Es sind jetzt wohl nicht einmal Universitätsstellen offen, auch sieht man

*) Die Uebersetzung der Hymnen des Kallimachos von Conrad Schwenck (Bonn 1821) war W. v. Humboldt, „dem Uebersetzer des Agamemnon" gewidmet.

dabei, obgleich man darin, meiner Meinung nach, nicht immer recht thut, zu oft auf schon allgemein anerkannten Ruf. Für eine Schulstelle würde ich Herrn Schwenck's Hypochondrie fürchten. Der Schulunterricht fordert eine Heiterkeit, die ihm um so leichter fehlen könnte, als eine Schulstelle ihn auch nicht einmal sehr reizen wird. Minister Altenstein ist in diesem Augenblick krank, und so war es mir unmöglich, ihn zu sprechen. Mit Suevern dagegen habe ich gleich geredet. Er erwähnte auch mehr die Schwierigkeiten, als er Hoffnungen gab. Er rieth indess, dass Herr Schwenck, da er im Winter in Bonn bleiben will, und ihm seine jetzige Stelle Musse lässt, Collegien anschlagen und lesen möchte. Dies schiene auch mir sehr passend. Hätte er Beifall, so bekundete er dadurch sein Talent zum mündlichen Vortrag. Seinen mir überschickten Brief behalte ich zurück, bis Sie ihn mir vielleicht abfordern.

Von meinen Sprachbeschäftigungen wird Ihnen die Ihnen neulich übermachte Abhandlung*) einen kleinen Begriff geben. Mein nächster Vorwurf ist, zu untersuchen, inwiefern die Verschiedenheit des grammatischen Baues der Sprachen auf die Tauglichkeit dieser zu jeder Art der Ideenentwickelung einwirkt. Ich möchte dies indess mehr historisch, als bloss aus Ideen behandeln, und dazu bieten mir die Amerikanischen Sprachen einen so günstigen Stoff dar. Sie stammen alle sichtbar aus einer frühen Epoche der Sprachbildung, und wenn gleich auch sie schon viel zu alt (oder jung) sind, um an ihnen das Werden der Sprache selbst zu erkennen, so bemerkt man dennoch an ihnen deutlich das Werden gewisser grammatischer Formen. Es ist übrigens wichtig, so viele Ideen, die man über sie und alle wilde Sprachen bisher hatte, an ihnen zu be-

*) Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung, Berlin 1821 (Ges. Werke III, 241.)

richtigen und fest zu bestimmen. Denn man kann mit Wahrheit sagen, dass sie die Gattung der Sprachen der Wilden fast vollständig repräsentiren. Was wir in dieser Art von den andern Welttheilen besitzen, ist im Grunde nur wenig. In Amerika haben die Missionare unglaublich viel gethan. Davon ist freilich ein bedeutender Theil untergegangen, und ein anderer mit den Menschen, den Exjesuiten, hingestorben. Aber der selige Hervas in Rom hatte noch aus mündlicher Tradition Vieles gerettet, und ich habe wieder durch Abschriften, die ich damals machen liess, seine Sammlungen grösstentheils erhalten. Denn die Originalpapiere sind nach seinem Tode zerstreut worden, ohne dass man weiss, wer sie besitzt. Alles das hat freilich Vater im Mithridates benutzt. Aber der Zweck dieses Buches beschränkt seinen Raum viel zu sehr und dann möchte ich sagen, fehlt es ihm auch an dem Talent, das Charakteristische aufzufassen. Wenn Sie seine grammatischen Schilderungen ansehen, werden Sie eigentlich gar nicht dadurch zu einem Resultat, kaum zu einer Bemerkung geleitet. Ich habe also die ganze Arbeit von Neuem aufgenommen, und aus allen Quellen, die ich mir habe verschaffen können, nunmehr etwa zwanzig Specialgrammatiken zusammengetragen. Ueber mehr als höchstens dreissig Amerikanische Sprachen besitzt man nicht so umständliche Nachrichten, als zu meinem Zweck erfordert wird, und somit bin ich von der Vollendung der Vorarbeiten nicht so sehr weit entfernt. Aus diesem denke ich nun eine allgemeine Abhandlung zu bilden, welche das Charakteristische des grammatischen Baues dieser Sprachen darstellen, prüfen soll, in wie weit sie unter sich übereinkommen, oder abweichen, wie sie sich von den Sprachen des übrigen Erdballs unterscheiden, und bestimmen, was davon bloss aus ihrem sonst gemeinsamen Charakter, dass sie von Nationen auf der ersten Culturstufe gebildet sind, herfliessen kann. Ob ich an diese Abhandlung gleich

auch knüpfen werde, was in jener oben berührten mehr philosophischen Ansicht auseinanderzusetzen ist, weiss ich nicht, aber von sehr grossem Nutzen für diese letzte Arbeit muss nothwendig die erstere sein. Denn soviel ich jetzt sehen kann, wird sich zeigen, dass jene Sprachen noch gar nicht die Stufe grammatischer Bildung erlangt haben, dass sie das formale Denken zu befördern im Stande sind, so reich sie auch an Ausdrücken und selbst Formen für die Materie des Denkens, selbst wo sie geistige Gegenstände betrifft, sind. Auf der Stufe der Beförderung des formalen Denkens steht, wenn man die Sprachen rückwärts, von den gebildetsten zu den ursprünglichen hinauf durchgeht, erst das Sanskrit, aus dem auch alle grammatische Form der klassischen und unserer Sprachen herstammt. Aber zwischen dem Sanskrit und dem Griechischen scheint nun wieder eine Kluft zu liegen. Denn ich halte das Sanskrit nicht für den vollendeten Ideengebrauch fähig. Als das Zeichen und das Resultat von diesem sehe ich die ausgebildete Prosa an, und ich glaube nicht, dass man diese über die Griechen zurück hinaus aufsuchen darf. Hier sehen Sie nun auch den Grund, der mich bewogen hat, mich so ernstlich mit dem Sanskrit zu beschäftigen, als ich seit einem Jahre thue. Ich habe jetzt ziemliche Fortschritte gemacht, und mich überzeugt, dass wer wahrhaft Sprachstudium auf eine zugleich gründliche und für den Geist interessante Art (nicht bloss um Schälle und Formen zu vergleichen), treiben will, des Sanskrits in nicht zu geringem Grade mächtig sein muss. Es ist in meiner Ansicht ein Centrum, von dem man zurück auf die minder ausgebildeten Sprachen, um den Mechanismus der Sprache zu beurtheilen, und vorwärts auf die höher ausgebildeten, um die Fähigkeit der Sprache zur Ideenentwickelung zu beurtheilen, gehen kann. Ich sage indess dies nur Ihnen, den Enthusiasten für die Indische Sprache würde ich mit so kühnen

Behauptungen nicht entgegentreten mögen. Sie würden nicht zugeben, dass eine Sprache höherer Ausbildung fähig sei, und meine noch mangelhafte Kenntniss des Sanskrits anklagen. Allein ich glaube doch Recht zu haben, so sehr ich die Mängel meiner Kenntniss des Sanskrits allerdings anerkenne.

Bopp wird wahrscheinlich hier in Berlin, als Professor bleiben. Er ist nur noch nicht recht mit seiner Regierung darüber im Reinen. Sein Umgang ist in jeder Rücksicht von grossem Werthe für mich.

In meinem Hause geht es jetzt wieder recht gut; — — Sie grüssen Sie alle freundschaftlichst. Erhalten Sie mir u. s. w.

der Ihrige
Humboldt.

Noch vergass ich zu erwähnen, dass Wolf gegen mich mit sehr vielem Lobe von der Schwenck'schen Ausgabe der beiden Stücke des Aeschylus sprach.

XXVIII.

[Ohne Datum; kurz vor dem folgenden Brief.]

Ich bin wahrhaft beschämt, Ihren inhaltreichen letzten Brief, liebster Freund, noch nicht beantwortet zu haben und es auch heute nicht zu können. Ich habe dessen Beilage*) gleich und mit dem grössesten Interesse und Vergnügen gelesen, und kam nur bis heute nicht dazu,

*) Ein auch in der Dedication der Trilogie Prometheus, Darmstadt 1824 an Professor Dissen in Göttingen erwähnter handschriftlicher Aufsatz, der schon in Giessen (wo auch die Uebersetzung der Wolken und der Frösche aus zwei Vorlesungen hervorgegangen war) als Einleitung zu einer Vorlesung geschrieben war, und dessen zufällige Mittheilung von Bonn aus an Dissen die Bekanntmachung, die er anrieth, veranlasst hat; unter dem Druck dehnte dann die Untersuchung sich auf die sämmtlichen Ueberreste des Aeschylus aus. F. G. W.

Ihnen darüber zu schreiben, weil ich diesen Winter durch viele Privatgeschäfte und eine Reise nach Schlesien sehr von wissenschaftlichen Beschäftigungen und selbst vom freundschaftlichen Briefwechsel abgezogen worden bin. Ich muss es mir auch heute noch vorbehalten, Ihnen erst nächstens ausführlich zu schreiben. Ich wollte nur nicht eine Gelegenheit versäumen, die sich mir nach Frankfurt darbietet, um Ihnen die inliegende Abhandlung zu schicken. Ich empfehle sie Ihrer gütigen Beurtheilung und lege ein Exemplar bei, das ich Sie bitte Schlegel zu geben. Ich habe meine Tochter Adelheid nach Herrnstadt in Schlesien gebracht u. s. w.

Humboldt.

XXIX.

Tegel, 12. März 1822.

Ich bin auf einige Tage allein aufs Land gegangen, liebster Freund, und schreibe Ihnen von hier. Einige Zeilen mit einer gedruckten Abhandlung*) werden Ihnen schon, als Vorläufer zugekommen sein.

Ich habe hier Ihren Prometheus**) noch einmal und mit wahrem Vergnügen durchgelesen. Sie haben auf wirklich sehr sinnreiche Weise aus den wenigen Bruchstücken die Folge und das Ganze der drei Stücke so zusammengesetzt, dass sowohl der Gang der Fabel als die philosophische Idee in hohem Grade klar wird. Die Behandlung solcher mystisch-philosophischen Gegenstände ist gewiss sehr schwer, und erfordert einen richtigen Takt, wie weit man im Symbolischen gehen könne. Denn es ist augenscheinlich, dass man die beiden Extreme zu ver-

*) Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers 1822. (Jetzt Ges. W. I, 1.)

**) Siehe die Anmerkung zu dem vorangehenden Brief.

meiden hat, die Fabel für ein bloss spielendes, alles tieferen Gehaltes ermangelndes Aneinanderreihen von Fabeln zu nehmen, oder auf der andern Seite sie ganz in hohle metaphysische Ideen aufzulösen. Gerade aber in Ihrer Arbeit scheint mir der richtige Mittelweg vortrefflich gehalten. Aeschylus hat offenbar nur das Grosse und durchaus Sinnvolle aus der Mythe des Prometheus in seine Dichtung aufgenommen. Alle Erzählungen von Trug und Ueberlistung hat er verschmäht, und ist bloss bei den einfachen Begriffen der den Menschen erzeigten Wohlthaten, der Weissagungsgabe, und des Einflusses auf das Weltschicksal stehen geblieben. Eine Stelle jedoch hat mir, wie ich Ihnen bekennen muss, Zweifel erregt, die ich Ihnen doch vorlegen will, ob ich gleich selbst kein sehr grosses Gewicht darauf lege. Sie haben diesen Gegenstand lange und sorgfältig erwogen, ich nur bei Gelegenheit Ihrer Arbeit. Ausserdem fehlen mir sogar die Bücher hier, die hiebei nachzuschlagen sein dürften. Meine Zweifel betreffen den Chiron.

Ich kann mir nämlich nicht vorstellen, dass in dem befreiten Prometheus Chiron sollte, als ein Sühnopfer für den Prometheus angegeben gewesen sein*), und dass überhaupt diese ganze Erzählung von Chiron ihren Grund in Aeschylus habe. Die Thatsache, auf die man bei dieser Annahme fusst, scheint mir nur die zu sein, dass auf der einen Seite diese Stellvertretung erzählt wird, auf der andern Seite Hermes im gefesselten Prometheus etwas sagt, das man darauf beziehen kann. Allein ein Zeugniss eines Alten, auch nur eines Scholiasten, dass jener Mythus aus Aeschylus genommen sei, ist meines Erachtens nicht vorhanden. Irrte ich mich hierin, so fiele meine ganze Behauptung von selbst über den Haufen.

*) Bekanntlich ist dies die Ansicht, welche Welcker in der „Aeschylischen Trilogie Prometheus" S. 48 entwickelt.

Die Worte des Hermes scheinen mir gar nicht einer solchen Annahme zu bedürfen, dann aber auch in sich selbst auf Chiron nicht zu passen.

Ich sehe nämlich in diesen Worten keine Vorherverkündigung, so dass man nothwendig sagen müsste, wer war denn nun der Gott, der für Prometheus in die Unterwelt hinabstieg? sondern es scheint mir, als wollte Hermes nur ausdrücken, Prometheus werde zwar aus dem Tartarus wieder hervorkommen, allein dann die Strafe der Zerfleischung leiden, und von dieser werde es keine Errettung geben. Zeus, sagt er, wird dich nicht befreien, ehe nicht ein Gott, als Nachfolger deiner Qualen und Herabsteiger in den Tartarus komme. Hiermit wird nur ausgedrückt, dass ein solcher Fall nicht eintreten wird, da kein Gott dies thun würde, und dass Zeus sich von dem Widerspruch keines Gottes würde von Prometheus' Strafe abbringen lassen, der Gott müsste denn selbst für ihn leiden wollen. Läge in den Worten eine Vorherverkündigung, dass es so kommen werde, so wäre sie eher tröstend als drohend und schreckend. Denn wenn dieser Gott einmal erschien, konnte es ja früher so gut als später sein. Hätte Hermes ahnend die Aufopferung des Chiron vorausgesehen, so ist kaum zu glauben, dass er sie an dieser Stelle gesagt haben würde, wo es ganz gegen seine Absicht ist, Hoffnung zu erregen. Ueberhaupt ist nicht aus der Acht zu lassen, dass alle Stellen, die deutlich von Lösung reden, immer dem Prometheus in den Mund gelegt sind, der im Trotz behauptet, Zeus werde ihn lösen müssen.

Die Verse scheinen mir aber auch nicht auf Chiron zu passen. Sollte wohl Chiron, ein Centaur, trotz aller seiner Unsterblichkeit *θεῶν τις* heissen können, und könnte man nicht dem Zeus vorwerfen, sich, nach solcher Drohung, mit etwas viel Geringerem begnügt zu haben? Sie erinnern selbst mit Recht, dass der, doch gewiss höher

stehende Prometheus nicht einmal ein Gott heissen kann. Dann ging zwar Chiron, nach jener Erzählung, in die Unterwelt, aber *διάδοχος τῶν πόνων*, wie Hermes will, wurde er nicht.

Ich glaube daher, dass diese Verse nicht zwingen an eine solche Stellvertretung zu denken. Sie scheint mir aber auch in die Aeschyleischen Stücke sonst nicht zu passen. Dass in diesen Hercules den Geier tödtete, ist gewiss. Wozu aber war dies Tödten, wenn Zeus selbst für Prometheus einen andern Leidenden annahm? Ja wenn Hermes' Worte in Erfüllung gehen sollten, musste er nicht getödtet werden. Man brauchte ihn vielmehr, damit er nun Chiron's Eingeweide durchwühlte. Wollte aber Zeus Befreiung, so musste der Adler von selbst weichen, so war es auch keine Heldenthat, mit Zeus' Willen, ihn zu tödten. Es scheint mir daher richtiger den Hercules, als den Befreier anzusehen, der nun dadurch zugleich, er mochte diese Absicht haben oder nicht, seinen himmlischen Vater von der ihm drohenden Gefahr befreite.

Gegen die ganze Idee einer solchen Stellvertretung möchte ich auch wohl noch Einiges sagen. Wenn ein Opfer versöhnend ist, ist es gewöhnlich nur ein symbolisches, oder ein solches, wo der sich in der Versöhnung Rettende durch etwas Geringeres vertreten wird. So opfern sich für ganze Völker Individuen, so wurden für Menschen Thiere geopfert. War ein solches Verhältniss zwischen Chiron und Prometheus? Wohl nicht, es scheint nur, dass für einen Dämon, ein anderer auch Unsterblicher, im Tartarus sein sollte. Da die Idee dieser Stellvertretung, auch wenn sie nicht Aeschyleisch ist, immer bleibt, so gelten allerdings diese Gründe nicht. Allein so viel nur möchte ich beweisen, dass die Prometheische Fabel nichts verliert, wenn sie dieselbe aufgiebt, ja dass sie sich aus ihr nicht einmal begreifen lässt, sondern andere, wenigstens mir jetzt unbekannte Gründe haben muss.

Die Freiwilligkeit des Opfers verliert schon durch den Lebensüberdruss. Sie erwähnen eines Gegensatzes des Chiron und Prometheus, der auch im Namen ausgedrückt sei. Dies, gestehe ich aber, ist mir dunkel gewesen. Als Wohlthäter und Erzieher des Menschengeschlechtes waren sie einander nicht entgegengesetzt. Da nach der Mythe, die Aeschylus befolgt, Prometheus zur Strafe angeschmiedet ist, so scheint mir überhaupt eine solche Stellvertretung wenig zu passen. Dauerte Zeus' Zorn fort, so konnte sie ihm nicht genügen, und hatte er sich besänftigt, so war sie überflüssig. Eine Schicksalsnothwendigkeit (wie bei Castor's und Pollux' Abwechseln im Todtenreiche) lag wenigstens nach dieser Mythe, nicht in Prometheus' Strafe, und ich würde daher glauben, dass die Erzählung von Chiron mit ganz andern Fabeln über Prometheus zusammenhing, die uns jetzt nicht mehr bekannt sind.

Allein ich habe vielleicht schon zu viel über eine Idee gesagt, die Sie doch, wahrscheinlicher Weise, nicht haltbar finden. Ich glaubte nur, dass es Ihnen lieb sein könnte, auch die Zweifel ausgeführt zu finden, die sich etwa gegen diese Ihre Ansicht erheben lassen. In allem Uebrigen stimme ich Ihren Ansichten vollkommen bei. Die Stücke haben sichtbar eine Trilogie ausgemacht, und was Sie über das Feuer, seine Entwendung und seinen Zusammenhang mit der geistigen Einwirkung des Prometheus auf die Menschen und ihr Geschlecht sagen, ist vortrefflich, tief gedacht und schön ausgedrückt. Auffallend ist es, dass dagegen Creuzer (Neue Ausgabe II. 653) den Prometheus ganz tellurisch behandelt! Ich habe seine Symbolik in dieser Ausgabe aufs Neue angefangen. Seine Methode, das kann man nicht läugnen, ist nicht vorwurfsfrei. Ein ewiges Häufen von Einzelheiten, oft ohne Athem dazwischen holen zu können, und keine lichtvolle Aufstellung von Resultaten. Ich finde noch immer, dass man sein System am besten aus den Briefen an Hermann

erkennt. Dennoch lese ich ihn gern. Ueberall ist grosse Gelehrsamkeit und Belesenheit, und überall eine grossartige geistvolle Ansicht, wenn auch nicht immer eine klare und bestimmte. Dies liegt aber auch grossentheils an dem Gegenstand. Da Ihr Aufsatz*) nur eine Abschrift ist, und Sie mir nicht sagen, dass ich ihn zurückschicken soll, so behalte ich ihn und wiederhole Ihnen meinen innigsten Dank dafür. Hätten Sie ihn aber doch zurück haben wollen, so schreiben Sie es mir.

Ihr Urtheil über meine Arbeiten erfreut und ermuntert mich ungemein, obgleich ich fühle, dass es zu günstig und freundschaftlich ist. Nur insofern bin ich selbst zufrieden damit, weil ich jetzt wenigstens mich auf einem Wege fortschreitender Forschung befinde. Meine letzte Abhandlung in der Akademie**) enthält zum Theil das, worauf Sie sagen neugierig zu sein. Sie entwickelt nämlich den Unterschied zwischen den Sprachen mit und ohne wahrhafte grammatische Formen, und erläutert ihn an den Amerikanischen Sprachen. Fr. Schlegel hatte gerade, wie ich, in Paris die Amerikanischen Sprachen und das Sanskrit vor Augen gehabt, hatte den Unterschied gefühlt, aber meines Erachtens, die Gründe nicht richtig aufgefasst. Er wollte Sprachen, die agglutiniren, und die sich aus ihren Wurzeln entfalten, von einander absondern, und solche letztere giebt es offenbar nicht. Ich habe mich bemüht, in meiner Abhandlung einen Weg einzuschlagen, der sich mehr durch Thatsachen bewährt. Leider kann ich Ihnen keine Abschrift derselben schicken, da mein Abschreiber gerade jetzt nicht zu meiner Disposition steht.

Was Sie in Ihrem Briefe über die mechanischen Erklärungsarten, vorzüglich bei der bildenden Kunst sagen, ist ungemein geistreich. Ich darf mir danach doppelt

---

*) Ueber Prometheus.

**) Ueber das Entstehen der grammatischen Formen Ges. W. III, 269.

schmeicheln, dass Sie mit demjenigen übereinstimmen werden, was darüber in der Ihnen neulich übersandten Abhandlung gesagt ist. Es ist ein Hauptfehler und der auch wohl anderwärts als bloss bei der Erklärung der Spracherfindung vorkommen mag, dass man den Anfangsepochen der Nationen gerade mechanische Erklärungen unterschiebt, als wären diese demjenigen anpassend, was man Kindheit der Menschheit nennt. Gerade da aber ist das Mechanische am wenigsten vorhanden. Da, in der natürlichen Frische des Gemüthes, wird immer ein Ganzes empfunden, und, wenn auch mit rohen Zügen, ein Ganzes wieder darzustellen versucht. Das mechanische Verfahren findet sich auf der Mitte einer vorgerückten, aber nicht durchgedrungenen Bildung. Es ist nie reine und rohe Natur, und wird an den Ort verwiesen, an den es hingehört, wenn die vollendete Bildung wieder Natur geworden ist. So einfach aber und begreiflich das ist, so hat man doch viel Mühe damit durchzudringen. Die Leute schreien über Dunkelheit und Mysticismus, und klagen, dass man da Wunder sucht, wo, ihrer Meinung nach, Alles ganz natürlich vor sich geht. Sie denken gar nicht daran, dass sie von Wundern solcher Art umgeben sind und dass das Hervorkommen jedes Blattes im Frühjahr kein geringeres ist. Indess scheint mir doch die jetzige Zeit nicht gerade so sehr an dieser Krankheit zu leiden, als vielmehr an der, auffallende, bisher unerhörte Resultate aufstellen zu wollen und sie auf isolirte Thatsachen zu gründen, da doch gerade der jetzige Zustand der Wissenschaft und Literatur es beinah unverzeihlich macht, nicht Alles zusammenzunehmen, worauf sich eine Untersuchung gründen lässt. Dahin gehört besonders so vieler etymologische Unfug.

Ich begreife sehr wohl, dass Sie die Nothwendigkeit gefühlt haben, Ihrem anfänglichen Plan, nur über die Religion der Griechen schreiben zu wollen, mehr Umfang zu geben und die Poesie und Kunst mit darin aufzunehmen.

Diese Dinge greifen so in einander, dass Sie, glaube ich, durch die Ausdehnung, Sich eher die Sache erleichtern als erschweren. Ich wünsche von Herzen, dass Sie mehr Musse besitzen mögen, an ein so grosses und schwieriges, aber auch so wichtiges Werk Hand anzulegen. Es ist ein wahres Bedürfniss der Zeit.

Ihre Ansichten über die Schrifterfindung haben mich sehr angezogen und ich theile sie vollkommen. Die Zoëga'sche Idee hat mir immer wunderbar und durchaus unhaltbar geschienen, sobald man sie allgemein machen will. Langer Gebrauch von Bildersprache musste, dünkt mich, den Uebergang zur Buchstabenschrift nur erschweren, und die Nationen in der Bilderschrift sich gewöhnen die Worte als ungetheilte Ganze anzusehen. Die Bilderschrift ist in ihrem Ursprunge keine Schrift der Worte, sondern der Gedanken selbst. Ich glaube aber nicht einmal, dass auch wahre Gedankenschrift (wie mir die Chinesische zu sein scheint) nothwendig braucht aus Bildern entstanden zu sein. Auch Creuzer spricht darüber, und, glaube ich, hat ganz Recht, die Hieroglyphen nicht für eine ursprüngliche, sondern für eine Geheimschrift anzusehen. Ich bin überzeugt, dass in diesen Dingen Alles auf die Anlage der Nationen zum Denken ankommt. Es giebt offenbar zwei Hauptmanieren, die Sprache zu behandeln, die eine bloss um die Gedanken auszudrücken und die materiellen Zwecke zu erreichen, die andere, die Gedanken in eine bestimmte Form zu kleiden und dadurch das Denken zu erweitern und sich den Genuss des Denkens zu verschaffen, und diese Ansicht jeden Gebrauch der Sprache, auch den materiellsten, begleiten zu lassen. Ich glaube, dass ein hoher Grad von Cultur mit der ersten Manier verbunden sein kann, technische, mathematische, bis auf einen gewissen Grad naturhistorische Kenntnisse, dagegen nie eigentliche Poesie, Philosophie und Beredtsamkeit, da der Zweck dieser die Form selbst ist. Wo

nun eine Nation bloss die erste Manier der Behandlung hat, können Jahrhunderte vergehen, ehe die Sprache eigentlich grammatische Formen erhält und ehe Schrift wird. Was so eine Nation braucht, leistet auch eine unvollkommene Sprache, leisten Zahlen und Bilder. Wo der Trieb zur zweiten Behandlungsart erwacht, wird in Kurzem die Sprache umgeschaffen, und Schrift erfunden sein. Die Schwierigkeit liegt nicht in dem Einen oder Andern, sondern nur im Erwachen des Triebes. Die Energie des Denkens, auf das Denken an sich gerichtet, ist hier die schaffende Kraft. Aber Nationen entstehen und gehen unter, ohne dass diese Energie in ihnen hervortritt. Ich bin also ganz Ihrer Meinung, dass es unmittelbar (nicht durch den Weg der Bilder) entstandene Alphabete, und Alphabete an verschiedenen Orten, eins unabhängig vom andern gebildet, gegeben hat. Demungeachtet möchte ich die Zoëga'sche Idee nicht ganz verwerfen. Warum sollte nicht auch bei einer Nation haben aus Bilderschrift ein Alphabet hervorgehen können? Nur müsste man, um dies zu behaupten, den Beweis aus besondern Umständen, nicht aus einem allgemeinen Entwickelungsgange hernehmen. Es ist überhaupt sehr misslich, solche allgemeine Wege vorschreiben zu wollen und die individuelle Natur der Nationen zu verkennen, auf der doch allein Alles beruht. Noch muss ich bemerken, dass doch auch Sie gewiss einen Unterschied zwischen der ältesten und neueren Hieroglyphenschrift machen. Nach Young's in London doch wirklich sehr scharfsinnigen Forschungen enthalten die Hieroglyphen auch Buchstabenzeichen, vorzüglich bei Namen. Dies ist doch vermuthlich neuer. Immer aber wäre es höchst interessant, wenn man namentlich für Aegypten ergründen könnte, ob die Hieroglyphen lange Zeit ganz die Stelle der Buchstabenschrift vertraten, oder ob es neben ihnen schon sehr frühe auch Buchstabenschrift gab, und sie nur Geheimschrift waren. In Mexico war offenbar

das Erstere der Fall. Ueberhaupt muss man, meiner Kenntniss der Sprachen in America und den bekannten historischen Umständen nach, wohl annehmen, dass in ganz America keine Nation über den ersteren der oben erwähnten Standpunkte der Sprachansicht hinausging. Ferner glaube ich, dass, obgleich die Erfindung von Alphabeten hätte oft und an verschiedenen Orten geschehen können, sie sich dennoch nur an wenigen wiederholt haben und sehr selten geschehen sein mag. Jene Energie, von der ich oben sprach, bedarf doch, wie jede andere im Menschen, auch äusserer Umstände, um zu erwachen. Ein mächtiger, solcher Umstand war ein schon erfundenes Alphabet, und so mag die Wanderung der Alphabete öfter den Trieb der Sprachvervollkommnung erregt, als dieser Trieb Alphabete erfunden haben. Dass die vorhandenen Alphabete sich auf so wenige Formen zurückführen lassen, spricht wohl für diese Behauptung.

Aber ich ermüde Sie mit meinem so ausführlichen Räsonnement. Nur war Ihr Brief und dessen Beilage so reichhaltig, dass ich es mir nicht versagen konnte, in das Einzelne seines Inhalts einzugehen.

Meine Frau, die mit Carolinen in Berlin ist, würde mir sehr viel Freundschaftliches an Sie auftragen, wenn sie wüsste, dass ich Ihnen schreibe. Gabriele war nach ihren Wochen recht leidend und ist es noch häufig. Sie erholt sich nur überaus langsam. — Adelheiden habe ich selbst an ihren neuen Wohnort begleitet, und bin einige Tage bei ihr und ihrem Mann geblieben. Der kleine Ort Herrnstadt, acht Meilen diesseits Breslau von hier, wo sie leben, ist nicht sonderlich einladend, doch sind die nächsten Umgebungen ziemlich angenehm, und meine Kinder haben auch ein ungewöhnlich hübsches Haus gefunden. Sie werden sehr allein sein, aber sie sind glücklich zusammen und so werden sie das nicht unangenehm empfinden. Nur uns hat die Trennung sehr geschmerzt und

täglich noch fühlen wir die Entbehrung. Caroline ist wirklich ungewöhnlich wohl und ganz hergestellt. Meiner Frau ist es den ganzen Winter über auch recht leidlich gegangen.

Ich befinde mich hier auf einem kleinen Gute, auf dem mein Bruder geboren ist, und wo wir beide unsere Kindheit und einen grossen Theil unserer Jugend zugebracht haben. Für Berlin ist die Gegend hübsch und ich habe den Ort lieb. Ich baue jetzt eben ein neues Haus hier, das vorzüglich den Zweck hat, unsere Marmor und Gypse zu stellen, doch nicht in einer Art Museum, wozu die Sammlung zu klein ist, sondern so, dass die Kunstsachen sich mit dem häuslichen Wesen verbinden. Schinkel und Rauch haben viel Güte für das Unternehmen und so hoffe ich, soll es hübsch werden. Das Haus, das ursprünglich ein Jagdschloss des grossen Kurfürsten war, bekommt vier Thürme und jeder von diesen zu Basreliefs zwei der Winde aus Athen. Für ein Landhaus scheint mir die Verzierung passend, in den Flur stelle ich die antike Brunneneinfassung, in welchem der heilige Calixtus ertränkt sein soll, zu der Wolf eine Inschrift gemacht hat.*) Ich erzähle Ihnen dies, weil Sie an Allem, was uns angeht, fortdauernd so gütigen Antheil nehmen.

Leben Sie wohl. Mit herzlicher Hochachtung der Ihrige Humboldt.

XXX.

Berlin, 15. December 1822.

Ich habe, theurer Freund, vor mehreren Wochen, gleich nach meiner ersten Zurückkunft vom Lande, wo ich seitdem zum zweiten Male war, Ihr freundschaftliches

*) Vgl. Briefe an F. A. Wolf Nr. LXXXIX. Ges. W. V, 308.

Schreiben vom 30. Jul. und in diesen letzten Tagen das vom 12. v. M. mit Herrn Dr. Schwenck's interessanten „Andeutungen"*) erhalten. Ich habe mich seitdem mit dieser Schrift beschäftigt, und bitte Sie, dem Verfasser für das belehrende Vergnügen, das er mir verschafft hat, recht sehr zu danken, und den gleichen Dank selbst für Ihre gehaltreiche Zugabe anzunehmen.

Der Gegenstand, den Sie beide darin behandelt haben, gehört zu denen, wie ich offenherzig gestehe, über die ich noch am wenigsten mit mir selbst im Klaren bin, und über die ich doch vorzugsweise gern im Klaren sein möchte. Ich werde daher von ihm wechselsweise angezogen und abgestossen, gehe immer wieder an neue Lectüre und neues Nachdenken, und verzweifle wieder, je darüber meine Ideen wirklich festzustellen.

Sie müssen mir daher nicht zürnen, wenn ich Ihnen nur so wenig, und sehr Unbefriedigendes darüber sagen kann, Sie müssen noch nachsichtsvoller meine Fragen, meine Zweifel — denn nur diese sind es, nicht Einwendungen — aufnehmen; ich müsste ganz schweigen, wenn ich mich nicht auf diese Art äussern dürfte.

Dass ich die grosse Wichtigkeit dieser Untersuchungen anerkenne, bedarf keiner Versicherung. Sie behandeln die Geschichte des menschlichen Gefühls auf seinem höchsten menschlichen Standpunkte, sie versprechen, wenn nicht Licht, doch Ahndungen zu geben über Epochen des Menschengeschlechts, in deren Dunkel sonst keine Fackel leitet, und sie hängen ausserdem mit den meisten andern philologischen Untersuchungen zusammen.

Ich gehöre auch nicht zu denen, die gleichsam darüber zürnen, dass die leichte, anmuthige, vermenschlichte griechische Götterlehre mit manchem dunkeln Symbol,

*) Etymologisch-mythologische Andeutungen von Konrad Schwenck, nebst einem Anhang von Prof. Fr. Gottl. Welcker (Elberfeld 1823).

manchem widrigen gottesdienstlichen Gebrauch, mancher unkünstlerischen Missgestalt vermischt wird, und dadurch an Lieblichkeit und Reiz verliert. Allerdings liegt zwar in diesem Vorwurfe einige Wahrheit, und man muss das Bedeutsame, um ihn zu entfernen, auf die richtige Weise nehmen. Auf der andern Seite aber kenne ich auch nichts Traurigeres und Erbärmlicheres, als die griechische Götter- und Heroenlehre von allem Symbolischen entkleidet zu sehen. Die Gestalten gleichen dann entweder auf sehr trockene Weise bloss historischen Figuren, oder auf gehaltlos tändelnde willkürlichen Geburten der Phantasie. Die geringe Wirkung, welche mythologische Gegenstände in neueren Gedichten und Gemälden hervorbringen, kommt wohl eben daher, dass ihnen alles Symbolische bei uns mangelt. Zwischen beiden Abwegen liegt, dünkt mich, der richtige mitten inne, nämlich den mythologischen Begriff mit Allem, was in ihm symbolisch ist, so gehaltvoll als möglich aufzunehmen, allein da, wo der Begriff als Bild erscheint, wieder rein bei dem Bilde zu bleiben, und das Symbolische nicht an sich, sondern nur dergestalt mitwirken zu lassen, dass das Bild dadurch eine reichere Bedeutung und eine höhere Würdigkeit erhält.

Von dieser Seite also folge ich jeder Untersuchung, die darauf hinausgeht, in der scheinbar bloss dichterischen Erzählung einen tieferen und versteckten Sinn zu finden, mit lebhaftem Interesse.

Dagegen finde ich, so oft ich Creuzern lese — und ich läugne nicht, dass mir das Gleiche zum Theil auch bei Ihrer jetzigen und Herrn Schwenck's Arbeit geschehen ist — einen doppelten Anstoss. Wenn von einem mythologischen Begriff die Rede ist, so wird so von einer Ausbildung der Idee in die andere übergegangen, Erzählung und Erklärung so verbunden und untermischt, dass ich mich oft vergebens quäle, einen bestimmten, und noch mehr einen einfachen, leicht festzuhaltenden Sinn darin zu

finden. Ferner sind die Beweise aus Stellen und Schriftstellern aller Art zusammengetragen, von den ältesten Dichtern bis auf die letzten Scholiasten, oft aus einzelnen Beiwörtern hergenommen, und, wie es mir scheint, nicht immer für den Zweifler hinlänglich geschieden, was wirklich dasteht, und was in dem Dastehenden gefunden wird. Das Erste macht, dass ich nicht immer genau weiss, was gemeint, das Zweite, dass mir nicht deutlich wird, ob das Gemeinte wirklich bewiesen ist.

Zu meiner individuellen Befriedigung würde ich daher einen viel ruhigeren Gang, ein einfacheres Auseinanderlegen des Einzelnen, ein genaueres und mehr die Ueberzeugung herbeinöthigendes Bestimmen der wahren geschichtlichen Thatsache wünschen. Ich verhehle mir keineswegs, dass in diesem Feld Vieles nur vermuthet, geahndet, errathen werden kann. Ich weise auch keins von Allem diesem zurück. Ich bin überzeugt in mir, dass vorzüglich Sie diese verschiedenen Stufen der Gewissheit auch wieder genau unterordnen; ich wünschte nur, dass es auf eine noch viel deutlichere Weise für den Leser geschähe. Denn ich muss es wiederholen, mir schwimmt nach dem Lesen eines grösseren Stücks in diesen Arbeiten Alles zu sehr und zu ungeschieden herum, und es würde mir nicht gelingen, wenn ich das Buch aus der Hand lege, das von mir gefasste Resultat mit anderen, aber deutlichen und bestimmten Worten aufzuzeichnen.

Ich sehe dies nicht als eine Einwendung, auch nur gegen die von Creuzer beobachtete Methode an. Ich habe in diesen Dingen weder Belesenheit noch Uebung genug, um mir anzumassen, meine Meinung geltend zu machen. Ich muss auch hinzufügen, dass, was Sie über Here sagen, eine viel grössere Einfachheit und Bestimmtheit hat, als der gleiche Artikel bei Creuzer. Allein da ich es mit jeder Untersuchung ehrlich meine, zu dieser grosse Liebe habe, und es mir nun doch so geht, so schien es mir

nicht unnütz, Ihnen meine Erfahrung zu sagen. Es kann Andere geben, denen es ebenso ergeht, und dies brächte Sie vielleicht bei der Ausführung Ihrer Religionsgeschichte der Griechen auf eine Behandlung, die auch von dieser Seite nichts zu wünschen übrig liesse. Grossentheils liegt freilich die Schwierigkeit in dem Stoff. Die Fabeln reihen sich ebenso unendlich an einander, als beim Etymologisiren die Worte. Man muss aber da, dünkt mich, entschieden abschneiden, herausheben, wofür schlagende Gründe vorhanden sind, und nun das Uebrige, wenn es sich auch noch so ähnlich aussehend anschmiegt, unerbittlich zurückweisen. Freilich ist in den theologischen Ideen noch eine andere Schwierigkeit mehr. Sie gehen wirklich in einander über, sie haben nicht immer, ja selten bestimmte Umrisse, und es ist, wie Creuzer vortrefflich auseinandersetzt, gerade das Schwanken die charakteristische Eigenthümlichkeit des Symbols. Man könnte also gerade durch die von mir geforderte Bestimmtheit und Vereinzelung der Wahrheit Eintrag thun. Es giebt indess doch immer einen Weg auszuweichen, indem man dieses vermeidet. Denn das Symbol hat immer Einen festen Punkt, in dem Begriff und Bild einander gleichsam decken, und die in ihren Umrissen unbestimmtesten und schwankendsten Bilder zeigen doch, wie die Kometen, einen Kern, von dem aus ihre, nur in den Endpunkten vielleicht nicht bestimmbare Richtung sich verfolgen lässt.

Sie, liebster Freund, laufen überdies, wie es mir scheint, weniger Gefahr an eine Klippe zu stossen, als Creuzer. Er behandelt, obgleich Sie beide zum Theil denselben Gegenstand gewählt haben, den seinigen im Grunde fast objectiv, die Mythologie statt des mythologischen Glaubens, und hat einen viel umfassenderen, die ganze Symbolik, zu seiner Aufgabe gemacht. Sie heben nur die religiösen Symbole heraus, und kündigen gleich

in einer Religionsgeschichte die Schilderung subjectiver Meinungen an.

Dies scheint mir von der äussersten Wichtigkeit. Alle Gegenstände göttlicher Verehrung können zwar auch objectiv behandelt werden, allein da sie zu diesen Objecten nur innerhalb subjectiver Meinungen werden, so machen diese dennoch die Hauptsache aus. Es lässt sich nicht eigentlich schildern, was Zeus und Here für Wesen waren, sondern als welche Wesen man sie in dieser oder jener Zeit und an diesem oder jenem Orte ansah. Diesen Gesichtspunkt verabsäumt nun zwar Creuzer nicht, den localen hebt er vorzugsweise heraus. Allein mich soll doch wundern, ob Sie nicht nach Ihrem Plan einer Religionsgeschichte nöthig finden werden, eine ganz andere Ordnung zu befolgen.

Vermuthlich werden Sie Ihre Hauptabtheilungen nicht nach den Göttern, den mythologischen Begriffen, sondern nach den Perioden machen. Allein dies erstreckt sich noch weiter, denn wie ich es jetzt ausdrücke, thut es gewissermassen auch Creuzer. Sie werden also, glaube ich, auch überhaupt wenigstens ebensoviel von den Meinungen der Gläubigen, als dem Wesen der Geglaubten reden. Beides muss wenigstens, dünkt mich, immer gleichen Schritt mit einander gehen. Sie werden dies um so mehr thun wollen, als Sie doch gewiss Religion von Theologie, Volksgefühl und Glauben von Priester-Meinung und Wissenschaft scheiden. Wenn man aber diesen Weg wählt, theilt sich Alles mehr ab, und die Gefahr der zu unbestimmten Vermengung ist bei Weitem geringer.

Creuzer hat hierüber ein eigenes, wie es mir scheint, ungemein lesenswerthes Kapitel, I. 196. Allein ich wünschte diesem an sich mehr Ausführlichkeit und dem ganzen Werke mehr auf diese Punkte genommene Rücksicht.

Auch in diesem Kapitel selbst ist mir manches dunkel und unerwiesen. Die Spiellust in dichterischen Mythen

wird einer sinnvolleren Ansicht der Religion bei den altionischen Philosophen entgegengesetzt, und diese letztere soll übereinkommen mit den vorhellenischen Priesterinstituten in Thracien und im Auslande. Also alte Priesterreligion, wo noch die Natureinheit vorwaltete und Zersplitterung durch fabelnde Dichter stehen einander gegenüber. Dieser Gegensatz ist gewiss wahr, und richtig aufgefasst. Griechenland hatte das Priesterjoch in einer Periode, die wir nicht kennen, abgeschüttelt, oder, wie ich glaube, nie getragen. Allein sollten jene Priesterinstitute wirklich so sinnvolle und philosophische Ideen gehabt haben? Beruhte nicht vielmehr auch bei ihnen Alles auf Fabel und Legende einer- und Vorschriften und Gebräuchen andererseits? In der Aegyptischen und Indischen Mythologie ist doch, ungeachtet der Priesterinstitute, auch Anthropomorphismus und rohes Mythenwesen, nur weniger dichterisch, künstlerisch und lieblich. Ich kann mich überhaupt nicht davon überzeugen, dass gerade die rohe Idee Eines Gottes die ursprüngliche Idee der Menschheit gewesen, und nur nachher verdunkelt und verloren gegangen sei. Man hat dies auch von den Sprachen behaupten wollen, jedoch, meiner Ueberzeugung nach, auch vergeblich. Da jedoch die wahre Religion ursprünglich allerdings in der menschlichen Natur selbst liegt, wenn auch ihre Idee nicht immer an den Tag kommt, so kann, und wie Herr Schwenck in seiner sehr guten Einleitung sagt, auch ohne Mittheilung, bei allen Völkern und zu allen Zeiten ein Schimmer der ewigen Wahrheit sein und muss es sogar.

Diese Frage aber, inwiefern wirklich in früherer Zeit die Religionsbegriffe nicht bloss eine mehr düstere, sondern wahrhaft grossartige ernste Gestalt gehabt haben, ist überaus wichtig, weil sie im Grunde die Frage ist, ob, vor der Offenbarung, irgend eine Volksreligion diesen Charakter an sich getragen hat, oder dies nicht vielmehr immer nur ein Eigenthum einer geringen Zahl von Philo-

sophen gewesen ist? War aber dies, und waren jene Priesterinstitute selbst schon philosophirende, so war der Unterschied zwischen der früheren Zeit und der Hellenischen so radical nicht. Er bestand dann nur darin, dass an die Stelle des befehlenden Priesters, der einer Kaste angehörte, eine Schule von Denkern trat, und selbst das Volk befand sich besser dabei. Denn auch die Priester liessen sie die erkannte Wahrheit nur durch ein trübes Medium sehen, und da war die Darstellungsart der Dichter, wie Homer, heiterer, belehrender, und schöner einwirkend auf Gefühl und Sitte. Ich gestehe also, dass der von Creuzer behauptete Gegensatz zwischen würdigem Ernst und lockerem Spiel mir wieder grossentheils in Nichts zusammenzusinken scheint.

Es scheint mir überhaupt eine Tendenz, welcher man nicht strenge genug ihre Beweise abfordern kann, eine vorhistorische Periode anzunehmen, in welcher ein über den ältesten, uns bekannten historischen sich so sehr erhebender Zustand des Menschengeschlechts sollte Statt gefunden haben. So gestehe ich Ihnen, dass es mich schon in eine zweifelvolle Stimmung versetzt, wenn ich von den Pelasgern, wie von einem gewissermassen bekannten Volke reden höre.*) Ich gestehe frei, dass mir über die Pelasger noch Alles unentschieden und unbewiesen scheint. Nicht einmal die Frage, ob sie das Urvolk der Hellenen, oder nur ihre, sie weiter nicht angehenden Vorgänger in denselben Wohnsitzen waren? kommt mir bis jetzt ausgemacht vor.

Wenn ich also in Schelling finde: das Griechische Urvolk, die Pelasger, haben die Grundbegriffe der Religion in natürlicher Unschuld und Frische erhalten; so

*) In Rom hatte Humboldt während meines dortigen Aufenthalts eine Untersuchung über die Pelasger niedergeschrieben, die ich nur gesehn, nicht gelesen habe. F. G. W.

habe ich gar keinen Begriff, wie ich mir das, als eine historische Thatsache, construiren soll. Noch mehr gerathe ich in Verwirrung, wenn ich eine solche Aussage mit anderen, wirklichen Thatsachen vergleiche. Eine solche ist es, dass die Griechische (also Hellenische) Sprache in irgend einem Verhältniss und auf irgend eine Weise (denn ich will Beides unbestimmt lassen) aus dem Indischen abstammt. Sind nun diese Pelasger insofern Urvölker der Griechen, dass sie zwischen Hellenen und Indiern in die Mitte treten? Dann müssten sie aber auch wohl Indische Religion, wenigstens zum Theil, gehabt haben, und diese macht (wie ich Schelling beistimme) nicht das aus, was Schelling Grundbegriffe der Religion nennt. Oder traten die Pelasger, als ein zweites Element, zu den Urstämmen, die, mit Indien zusammenhängend, die Urvölker der Hellenen waren? Dann ist aber ein Theil der so dreist ausgesprochenen Thatsache schon nur mit grossen Einschränkungen wahr. Und nun der andere und hauptsächliche? Wenn ich Schelling's ganze Abhandlung*), und Creuzer's ganzes sechstes Capitel des zweiten Bandes durchlese, wenn ich auch annehme, dass Alles, was von Samothraciern bis in die späteste Zeit hin gesagt wird, den Pelasgern wirklich angehört hat, so bleibt es so dunkel, so unbestimmt, dass ich mich vergebens peinigen würde, nur mit einiger Klarheit hinzuschreiben, was denn nun diese Pelasger wirklich geglaubt, ja nur welche Priesterinstitute sie wirklich gehabt haben? Wie aber gar die Grundbegriffe der Religion reiner und frischer als in anderen Mythologien darin liegen, sehe ich auch nicht ein. Sie sind in Allem, was wir Heidenthum nennen, wie verschleiert angedeutet, aber, meines Erachtens, um nichts klarer und reiner in dem den Pelasgern zugeschriebenen Systeme. Jener factische Ausdruck schreckt mich aber

*) Ueber die Gottheiten von Samathrace. Stuttg. u. Tübing. 1815.

noch mehr zurück, wenn ich aus Creuzer's weitläuftiger Ausführung sehe, dass lange nicht genug gesondert wird, und vermuthlich auch nicht gesondert werden kann, was wirklich vorhellenischer Glaube war, und wozu die Kabiren in der Folge der Zeit in Samothracien und Hellas wurden. Denn man kann doch unmöglich jeden Begriff, der mit dem Namen Kabiren, oder gar mit den Gottheiten, die auch als Kabiren gelten, verbunden wird, für Samothracisch achten.

Wenn ich nun aber solche Zweifel mir nicht zu lösen weiss, so hält mir Creuzer (Th. 2, S. 370) sein Medusenhaupt vor, dass ich eine der „bloss dialektischen, von aller Anlage zu grossartigen alterthümlichen Religionsanschauungen entblössten Naturen" bin, und das sage ich weder im Scherz, noch im Spott, sondern es ist wirklich mein Ernst.

Ich möchte wissen, was und wie viel sich über diese Gegenstände wahrhaft historisch behaupten lässt?

Hierauf muss man antworten: nichts oder so und so viel.

Ist eine von diesen Antworten auf gründliche Weise gegeben, so lasse ich mir hernach alles Vermuthen, Ahnden, Rathen gern gefallen. Es werden dann nicht mehr die Quellen des Erkennens vermischt, und man weiss bestimmt, auf welchem Gebiete man steht.

Das Meiste, was man jetzt in diesem Fach bewiesene Thatsachen nennt, ist mir, wie ich nun einmal nicht läugnen kann, äusserst zweifelhaft.

Hier, liebster Freund, muss ich auf die etymologischen Beweise kommen. Sie spielen bei Herrn Schwenck eine hauptsächliche, in Ihrer Zugabe eine ziemlich grosse, bei Creuzer eine mässigere Rolle. Ich meines Theils glaube, man müsste sich bei diesen Untersuchungen, und sobald der Name einen Theil des Beweises ausmachen soll, allein auf diejenigen Namen beschränken, die wirklich Epitheta,

d. h. aus bekannten Griechischen Wörtern zusammengesetzte Wörter sind. Bei diesen kann man wenigstens darin nicht fehlen, dass nicht der Name die angegebene Bedeutung haben sollte. Aber auch da ist die Beweiskraft (so wie nicht von Göttern, sondern Heroen die Rede ist), dass mit der Person, die solchen Namen trägt, die durch ihn angezeigte Sache symbolisch gemeint sei, noch sehr schwach. Denn die Person kann ja zugleich, oder ganz historisch sein, wo der Name vielleicht von einem Vorfahren herkommt, und da einen zufälligen Ursprung hat. Ich würde also zweitens niemals einen Beweis allein, oder nur hauptsächlich aus einem Namen hernehmen. Nehmen Sie z. B., was Creuzer Th. 2 S. 382 über Hyrieus sagt. Er soll der Bienenmann sein und mit den Cerealischen Mächten und der Seelenwanderung in Verbindung stehen. Mir scheint aber nur das historisch, dass er mit der Stadt Hyria zusammenhängt, und dass kein Mensch jetzt mehr entscheiden kann, ob die Stadt vielleicht von der Bienenzucht so heisst, oder ob er davon, und sie von ihm ihren Namen hatte, oder ob beide Namen ganz anders abgeleitet werden müssen?

Herr Schwenck sichert sich zwar sein Gebiet dadurch, dass er geradezu die Möglichkeit fremder Namen in der griechischen Mythologie abschneidet. Aber kann man ihm darin wohl beistimmen? Ist es nicht vielmehr sehr wahrscheinlich, dass die Namen vieler Götter alte, von Volke zu Volke gegangene Namen sind? Kennen wir denn auch die ganze griechische Sprache? Können die Namen nicht in Sprachwurzeln gegründet sein, die, weil man nun doch sonst so oft von Pelasgern spricht, Pelasgisch sind, und wissen wir irgend etwas Bestimmtes über die Pelasgischen Wörter? Ist es also nicht vielmehr ein Prokrustesbett, wenn ich diese sehr alten Namen in den Kreis der viel jüngeren Hellenischen Sprache einzwänge? Zwar geht Herr Schwenck auch über diesen Kreis hinaus. Allein wenn er das einmal

thut, so sehe ich nicht ab, warum der Orient abgeschnitten werden soll? Hängt denn die griechische Sprache nicht vorzüglich mit dem Orient zusammen? Man muss, dünkt mich, jeden Versuch des Etymologisirens aufgeben, da wo man nicht aus andern Gründen wenigstens wahrscheinlich machen kann, zu welcher Sprache das zu Etymologisirende gehört. Nun aber ist dies bei den Griechischen und Lateinischen Götternamen durchaus der Fall. Jeder etymologisirt sie aus den Sprachen, die er zufällig am besten weiss. Es lässt sich aber nicht sagen, dass sie nicht Aegyptisch, Phönicisch (was Schelling nun gleich ganz identisch mit dem Hebräischen, was er kann, annimmt), Persisch, Indisch, Pelasgisch sein könnten. Was ist also da zu thun? Meines Erachtens nur Folgendes: die Etymologie als Beweisquelle ganz aufzugeben, von keinem Namen eine Ableitung geflissentlich zu suchen, aber wo sich eine zeigt, die ohne alle Veränderung der Laute recht passend ist, sie auch, aus welcher der Sprachen, die einen möglichen Einfluss haben konnten, sie stamme, nicht wegzuweisen. Von dieser Art kann ich Ihnen kein passenderes Beispiel anführen, als Schlegel's (Indische Bibl. 3. Heft S. 320) Ableitung des Vulcanus aus dem Indischen ulca. Eine solche Ableitung zu bestreiten, müsste man wirklich die Unmöglichkeit darthun, dass der Gott nicht seinen Namen aus dem Indischen her haben konnte, und wer möchte das unternehmen? Dies einzige schlagende Beispiel würde einen sehr grossen Zweifel gegen Herrn Schwenck's allgemeine Behauptung eingeflösst haben. Ihre Ableitung von Here empfiehlt sich gleichfalls sehr durch ihre Einfachheit.

Sich aber in das Ableiten so vieler Namen, als Herr Schwenck gethan hat, einzulassen, scheint mir, auch vorausgesetzt, dass sie alle Griechischen Ursprungs wären, sehr bedenklich, wenn man nicht zugleich auf das Indische zurückgeht. Nach dem jetzigen Zustande der Sprachkunde

scheint mir das, auch wenn man Griechische Wörter aus Griechischen ableiten will, unerlässlich. So glaube ich nicht, dass *νέος* und *νυός* mit n u r u s (denn diese gehören gewiss zusammen) von demselben Stammwort herkommen.

Schliesslich muss ich noch der Aktoriden aus Ihrer Zugabe*) gedenken. Glauben Sie wirklich, liebster Freund, dass sich annehmen lasse, dass man in ihnen ein Volksmährchen von den beiden Mühlsteinen erkennen könne? Mir, das läugne ich nicht, scheint diese Annahme durchaus unhaltbar, wenn auch die Mutter wirklich *μύλη* hiesse, und alle Geschwister ganz ähnliche Namen trügen, wie ich doch in Theronike und Theraphone (denen Sie ja erst willkürlich ein *α* vorsetzen) durchaus nicht finden kann. Muss denn in jedem Mythus ein Symbol oder eine Allegorie liegen, muss man nicht vielmehr erst dann danach suchen, wenn eine bestimmte Spur dazu nöthigt? Soll denn aber ein Symbol in der Fabel sein, so müsste ich doch mehr die Art billigen, wie Creuzer die beiden Helden erklärt. Wenn man sich Helden als Mühlsteine denkt, so verschwindet, genau genommen, der Begriff des Symbols. Denn es ist hier keine Idee in ein Bild gebracht, sondern eine Sache durch eine andere angedeutet.

Ich habe Ihnen, theurer Freund, meine Meinung mit Fleiss recht offen dargelegt, weil Sie mein Urtheil über die Ansichten, die Sie leiten, auch in Rücksicht auf die Ausarbeitung Ihrer Religionsgeschichte wünschen, zugleich aber weil ich selbst durch Sie, indem ich Sie mit Zweifeln anrege, in mir klarer werden möchte.

Sie sagen: eine andere Methode, dem Alterthum näher zu kommen, stehe für Sie nicht mehr zu gewinnen. Ich glaube aber auch nicht, dass Sie irgend in dem Fall wären, mit Ihrer Methode im Ganzen unzufrieden sein zu dürfen. Dass der Mythologie mehr, als ein Fabelspiel der

*) S. Schwenck's Etym.-mythol. Andeutungen S. 306 ff.

Dichter zum Grunde liegt, dass sie Religionswahrheiten, Natur- und Sittengesetze symbolisirt enthält, ist die Uridee, aus welcher jedes Resultat in Ihren Arbeiten herfliessen muss, und wirklich herfliesst. Die Quelle, aus der man hierüber Belehrung selbst schöpfen kann, um sie Anderen wieder mitzutheilen, ist, meiner Meinung und innigsten Ueberzeugung nach, auch nur das Griechische Alterthum mit der Griechischen Sprache. Dies aber haben Sie inne, und studiren es täglich. Tief in Aegyptisches, Indisches einzugehen, halte ich nicht für nöthig. Denn ich bin überzeugt, und suche dies vielleicht bald einmal einzeln auszuführen, dass, wieviel oder wenig die Griechen von andern Völkern genommen haben mögen, sie es immer auf ganz eigenthümliche Weise verarbeiteten, dass daher das, was sie aus den Dingen machten, ihrem Ursprunge ganz unähnlich wurde, die Griechische Kunst der Aegyptischen, die Griechische Sprache der Indischen, und dass daher zur Erklärung der Art, wie die Griechen Griechen geworden sind, weit weniger daran liegt, zu zeigen, wieviel und was sie entlehnt haben, als zu entdecken, woher die Eine Form entstand, in welche sie alles Entlehnte assimilirend gossen. Am wenigsten würde ich nöthig finden, dass Sie den Kreis Ihrer Sprachkunde erweiterten. Sie gehören zu den Glücklichen, die in einen kleineren tief eindringen, was, wenn auch in anderer Rücksicht, vielleicht dankbarer ist.

Aber das, wünschte ich, prüften Sie genau und sorgfältig, ob Sie nicht gut thäten, die etymologischen Beweisgründe gänzlich aufzugeben, wie mit dem Aufsuchen des Symbolischen nicht zu weit zu gehen, und in dem, was Sie als Resultat aufstellen, die Grade der Gewissheit oder Wahrscheinlichkeit noch bestimmter zu unterscheiden.

Ich bin überzeugt, dass Ihre Religionsgeschichte zu einem der wichtigsten Werke werden kann, und dass sie wahrhaft durch die Zeit gefordert ist, wenn Sie Sich vor

Allem zum Gesetz machen, wirklich eine Geschichte zu schreiben, wenn Sie, statt den bisherigen Etymologien, Erklärungen, Vermuthungen neue hinzuzufügen, das bisher Gesagte sichten und auf das Wenige zurückführen wollen, was sich nur wirklich historisch aufstellen lässt. Meiner Ueberzeugung nach braucht man nichts so sehr in diesem Fache als strenge und unerbittliche Kritik. Und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich annehme, dass meine Ueberzeugung hierin sehr allgemein getheilt wird.

Es wird schwer sein, mehr Gelehrsamkeit und Belesenheit zu vereinigen, als Creuzer besitzt; auf jedem Blatt seines Buches ist sein Geist, und ein tiefes Gefühl, eine seltene Anschauungsgabe sichtbar, oft erkennt man deutliche Funken wahren Genies. Aber bei dem Allen wirkt sein Buch mehr niederschlagend, als erhebend und belehrend. Man wird in keinem Kapitel durch Klarheit und Bestimmtheit befriedigt.

Ihr Abschnitt über die Here gewährt, wie ich schon oben sagte, offenbar mehr Aufschluss. Allein dennoch gestehe ich, dass mir der Beweis, dass man unter dieser Gottheit die Erde verstand, doch auch noch nicht vollständig genug geführt scheint. Vorzüglich aber stört es mich, dass auch in dieser Entwickelung mir viele Dinge angeführt scheinen, die nur überhaupt zur Geschichte des Heredienstes gehören, und dass man nun zweifelhaft wird, in welchen Umständen die eigentliche Beweiskraft liegen soll.

Ich glaube daher, liebster Freund, dass Sie gar nichts in der Richtung des Weges zu ändern haben, den Sie verfolgen, aber dass Sie für die Zweifler und Ungläubigen mit mehr Vorsicht, mehr Sorgfalt auch die Gründe Ihrer Richtung darzulegen, vorschreiten müssen. Bei Allem aber, was Sie in diesem Briefe finden, müssen Sie vor allen Dingen nicht vergessen, dass ich, was ich sage, nicht dogmatisch verstehe, nicht als wäre es wirklich so, sondern dass ich nur ausspreche, wie es mir erscheint, und dass

ich Sie selbst daran erinnere, dass ich vielleicht von Natur weniger Anlage habe, in diese Untersuchungen mit dem nothwendigen Tacte einzugehen, dass ich ferner mich nie selbst mit ihnen beschäftigt habe. Ich würde daher gar nicht unnatürlich finden, wenn das Resultat Ihrer Prüfungen, selbst wenn Sie neue anstellen wollten, nur wäre, dass ich mich geirrt hätte.

Dass Herr Schwenck so viele Schwierigkeiten, angestellt zu werden, findet, thut mir ungemein leid. Sollte er es nicht lieber in einer anderen Gegend Deutschlands versuchen?

Ihren Philostratischen Erklärungen sehe ich mit grossem Vergnügen entgegen. Die Stelle über den Nil*) hat mir sehr viel Freude gemacht, und Ihre Art, sie mit dem Pindarischen Fragment zu verbinden, ist überaus sinnreich.

Ich würde Sie zu ermüden fürchten, wenn ich, nach einem schon so überlangen Briefe noch ausführlicher auf die Gegenstände einginge, die Ihr erstes Schreiben berührt. Ich bemerke also nur kurz, dass, was Sie über Apollodor's Gewohnheit sagen, seine Nachrichten aus den Tragikern zu entlehnen, allerdings sehr für Ihre Erklärung der Stelle des Prometheus spricht, und dass ich in Ihr Lob der Boeckh'schen und Dissen'schen Arbeit vollkommen einstimme. Ihre einzelnen Bemerkungen haben mich sehr interessirt. Die Erklärung des Basreliefs (Nem. 9)**), die mir äusserst gelungen scheint, war mir um so willkommener, als ich gerade einen Abguss dieses Basreliefs im Flur meines neuen Hauses in Tegel, ganz nahe bei der Stadt, eingemauert habe, und es mir also oft vor Augen steht. Der antike Brunnen steht in demselben Flur, und es steht Ihnen sehr gern eine Zeichnung davon zu Dien-

---

*) S. Philostratorum imagines ed. F. Jacobs et F. Th. Welcker S. 232 f.

**) Pag. 453 der Boeckh'schen Ausgabe.

sten*). Ein kleiner Stich wird davon in Kurzem erscheinen, da Schinkel, der dies Haus gebaut hat, Zeichnungen davon und von den mir gehörigen Kunstwerken herausgiebt, welche diesen Flur verzieren. Doch wird diese Zeichnung nur sehr klein sein.

Den zehnten Gesang der Odyssee von Herrn Schwenck habe ich mit grossem Vergnügen verglichen und ungemeine Fortschritte darin gegen die früheren Versuche bemerkt. Er sollte ja fortfahren, andere Stücke, oder noch lieber das Ganze so zu bearbeiten. Es wird einem wohl, den Homer im Deutschen auf eine Weise zu lesen, wo die Farben nicht so überdick aufgetragen sind.

Von unserem Leben kann ich Ihnen nur wenig sagen. Es rollt in Ruhe und stillem Familienglück dahin. Meine Frau geniesst doch jetzt recht leidlicher Gesundheit, und dass wir unsern jüngsten Sohn, einen äusserst gutmüthigen Knaben, ins Haus genommen haben, gereicht uns zu grosser Freude. Caroline ist auch bei uns, Adelheid allein fern; denn Gabriele wohnt mit ihrem Manne hier in unserer Nähe. Meine Frau und Caroline grüssen Sie herzlich. Leben Sie innigst wohl und erhalten Sie uns Ihre Freundschaft und Ihr Andenken. Unsere besten Wünsche und unsere herzliche Theilnahme begleiten Sie. Ganz

der Ihrige

Humboldt.

XXX a.

Welcker an Humboldt.

Bonn, 13. Januar 1823.

Nachdem ich von einer kleinen Reise zurückgekommen, und einen lästigen Bericht über ein auf derselben

*) Rauch hat die Figuren gezeichnet, jede einzeln, in der Höhe eines gewöhnlichen Foliobogens. Diese Blätter sind später von mir, da ich sie als Geschenk von der Generalin Amalie von Helwig erhalten hatte, an K. O. Müller zum Gebrauch für seine Denkm. der a. K. gekommen und nie an mich zurückgelangt. F. G. W.

untersuchtes Münzcabinet beseitigt habe, ist es mein Erstes, Ew. Excellenz für den etwas spät erhaltenen Brief vom 15. December meinen innigsten Dank zu sagen. Der Brief hat für mich fast den Werth einer Schrift über die Materie, worüber er sich verbreitet; Ihre Ansichten über Natur und Richtung dieser Studien ausführlicher zu vernehmen, ist mir von hohem Interesse; sie werden, wie ich hoffe, in mehrfacher Hinsicht auf meine Untersuchungen heilsamen Einfluss ausüben, und was könnte mir erfreulicher sein, als die Güte, womit Sie mich mit allen diesen reichhaltigen Mittheilungen beschenken? Besonders angenehm war es mir zu finden, dass ein Theil der Forderungen, welche Ew. Excellenz an ein Unternehmen, wie das von mir angekündigte, stellen, sich auch in mir im Verlauf meiner Beschäftigung damit mehr und mehr entwickelt hatte, und dass ich mich in Ansehung der Gesichtspunkte mehr auf einem Wege mit Ihnen befinde, als ich je in Ansehung der Ausführung und Leistung Ihrem Urtheil zu genügen hoffen darf. Ich habe die rhapsodische Zuschrift an Schwenck nicht ohne Bedenken, dass sie der Form nach von meinem Beginnen unmöglich eine klare und richtige Andeutung geben könnte, abgedruckt gesehen, und ich muss Ew. Excellenz um Erlaubniss bitten, wenigstens einige Ihrer Bemerkungen aufzunehmen und zu zeigen, wie sehr schon bisher mein Bemühen damit übereinstimmte. Diese Zuschrift entstand freilich zufällig und tumultuarisch genug. Da sie aber mir einmal das Glück verschafft hat Ew. Excellenz Theilnahme und eine Beurtheilung zu gewinnen, so ausführlich und gründlich, als den ersten Werken heutiges Tages nicht zu Theil wird, so kann ich mir nicht versagen, Einiges schriftlich hinzuzufügen, was sich öffentlich meist nicht, oder doch nicht im Voraus sagen liess.

Ew. Excellenz tadeln in den neuen mythologischen Schriften, dass Erzählung und Erklärung nicht gehörig

getrennt, und dass die Belege ohne Unterscheidung der Zeit der Verfasser unter einander gemischt werden.

Was das Erste betrifft, so habe ich öfter daran gedacht, ob es nicht gut gethan sein würde, eine Sammlung der Erzählungen selbst, streng nach den Worten der alten Schriftsteller in gehöriger Ordnung aufzustellen, um daraus die einzelnen Züge, die man an jeder Stelle bedürfte, zu entnehmen, und dem Leser doch immer die Prüfung anheimzugeben, ob diesen Zügen kein mit dem Ganzen des Textes unverträglicher Sinn geliehen worden sei. Denn dass unter hundert Lesern kaum Einer zum Nachschlagen sich entschliesst, wenigstens zum Untersuchen und Feststellen jedes einzelnen berühmten Mythus, von dem ein Mythologe oft einen speciellen und untergeordneten Gebrauch machen muss, darf sich keiner verhehlen. Besonders hatte ich im Sinn, die Klasse von Erzählungen, die ich nicht besser als durch Legende zu bezeichnen wusste, oder doch die besseren von ihnen, in einem Anhang zusammenzustellen. Ich verstehe darunter Erdichtungen im Volkssinne, wenn auch in der Nähe der Heiligthümer erfunden zur Erklärung von Momenten der heiligen Sage oder des Cultus und der Gebräuche, deren wahre Bedeutung man entweder nicht mehr einsah oder auch nicht sehen wollte, um nicht der Religion und dem Aberglauben des Volks Abtrag zu thun. Sie sind meist in gleichem Geiste wie all' die falschen Dichtungen zur Erklärung von Namen der Orte, von Entstehung weltlicher Sitten und Einrichtungen, die sich so häufig finden. Schon die blosse Anordnung muss den Beweis führen, dass in dieser zahlreichen Klasse kein Aufschluss über das Ursprüngliche, über den reinen Sinn der Dichtungen und Symbole zu suchen sei, und dass diejenigen, die sie in ihrem Wesen nicht erkannt haben, unzählige Verwirrungen anrichten mussten. Sie gehören der falschen Exegese an, die nach veränderten Bedingungen und Bedürfnissen der Zeiten in

sehr verschiedener Gestalt einzudringen pflegt. Eine andere, nur weniger leicht irreleitende Form derselben liegt in der ziemlich alten allegorischen Auslegung der Mythen — Erdichtungen in physikalischem und ethischem Sinn —, die bis zum Greuelhaften unwahr, kaum zu begreifen sein würde in ihrer Dauer, ihrem Ansehen, wenn nicht spätere Erfahrung lehrte, dass historisch kritische Auslegung eine der zuletzt entwickelten Fertigkeiten des menschlichen Geistes sei. Es kann einen ein Bedauern anwandeln, wenn man bemerkt, wie die Menschheit so oft sich beschränkt und verwahrlost von einzelnen Seiten zeigt, wenn sie andere der Bewunderung darbietet. So nah der logische Grund jener Auslegung zu liegen scheint, so ist es doch gewiss, dass er vor Melanchthon nie bestimmt gefasst und ausgesprochen war, und dass alle früheren Zeitalter unter dem Auslegen eher ein Hineinlegen verstanden, wovon die jüdische und die christliche Bibelerklärung der ältesten Zeit ebenso starke Beispiele enthalten, als irgend ein Neuplatoniker. Auch die allegorischen Erklärungen würden durch wohlgewählte Proben sich vielleicht am besten charakterisiren und widerlegen lassen. Sie und die Legenden dürfte ich dann in der Darstellung ganz unberührt lassen, wo nicht etwa nebenbei in ihnen etwas zu Benutzendes eingeschlossen liegt — so dass sie nur ihrer Entstehung und ihrem Wirken nach im Allgemeinen als ein historisches Moment, nicht aber im Einzelnen zur Ergründung einer Idee oder eines Symbols herangezogen würden.

Vielleicht sollten dann auch die *ἱεροὶ λόγοι* (mystische symbolische Sagen) und gewisse Klassen der Dichtungen eigens als Material bearbeitet, dem kritischen Leser als Hülfsmittel dargeboten werden. Umfassende Analysen einiger ausgehobnen von jeder Art würden ihn in Stand setzen, über das Maass der Umsicht zu urtheilen, womit der Schriftsteller von solchem Material Gebrauch zu machen

verstehe, ob er die verschiedenartigen Elemente, die sich oft verschmolzen haben, alle eigenthümlichen Motive und Nebenmotive im Allgemeinen zu unterscheiden, zu fassen und zu bestimmen wisse.

Ueberhaupt scheint mir, dass auf die Erforschung und Entwickelung des Wesens und Begriffes einer jeder dieser Arten, die sich unter dem Gattungswort Dichtung verbinden lassen, wie die Griechen sie gewöhnlich unter *μῦθος* zusammenfassen, sehr viel ankommt: und in meinen Vorlesungen habe ich gewöhnlich in der Einleitung diese Begriffe genau zu erörtern gesucht. Die übrigen Arten ausser den schon erwähnten, sind mir die Allegorie, die sich vom Symbolischen hauptsächlich durch die Bewusstheit unterscheidet, also bestimmt einer späteren Entwickelungszeit im Allgemeinen angehören möchte, die Göttermythen, in denen das Princip der Schönheit und Natur- und Charakterdichtung eintritt, das Mährchen, der Kindheit eigen, vom Mythus oft umgewandelt, erhoben, unterdrückt, an dem es dafür sich oft rächt, wenn die Mythen von Volk und Kindern wieder mährchenhaft um- und fortgebildet werden, endlich die systematisirende Mythologie, die hauptsächlich in der Theogonie thätig ist, doch auch durch Amalgamiren und Verknüpfen im Einzelnen Vieles neuert und hervorbringt. Es werden ausserdem noch Elemente zu unterscheiden sein, welche durch die eigenthümlichen Bedingungen des Mimischen (in den Gebräuchen oft sehr ausgedehnt seit ältester Zeit) und durch die der bildenden Künste allmählich in die Vorstellungen der Menschen eingewachsen sind, und manches Andre. Es sind dies so viele Standpunkte der Betrachtung und Auffassung; noch andere sind zu betrachten, worin der Einbildungskraft freier Spielraum nicht gestattet ist, sondern wo im directen Ausdruck der Lehre, als in Gebetsformeln, in der Lehre der Philosophen, in der Zahlenmystik sich Religionsbegriffe zu erkennen geben.

Eine möglichst deutliche und geläufige Unterscheidung dieser verschiedenen Betrachtungsarten, insbesondere aller dichterischen, ist nicht bloss zur tieferen Auslegung erforderlich, sondern sie scheint mir auch in Ermangelung der gewünschten chronologischen Merkmale, sehr oft den Massstab der Zeit herzugeben.

Und dies hängt dann mit dem anderen Anstoss zusammen, den ich selbst auch oft genommen habe in meinen eigenen Vorträgen über Mythologie und im Lesen Creuzer's und Anderer, dass nämlich die Stufenleiter aller Autoren oft durchgelaufen wird in Bezug auf ein Moment von bestimmter, meist sehr alter Zeit. Wer dies thut, sollte immer die innere Beschaffenheit des Angeführten wohl prüfen: er sollte ungefähr mit derselben Sicherheit, womit der Kunstcharakter verschiedener Zeiten zu erkennen ist, das geistige Gepräge zu unterscheiden suchen, welches eine von Späteren angeführte Dichtung an sich trägt: denn dass gewisse Zeitbildungen gewissen Formen derselben vorzugsweise angemessen sind, steht nicht zu läugnen. Auch wird man aufmerksam sein müssen, das gleichsam Nachgeahmte, eben wie in der Kunst, von dem Aechten — das Aechte war ein herrschendes — zu unterscheiden und das etwa Beibehaltene wahrzunehmen. (So wenn etwas Mährchenartiges von Homer aufgenommen ist, womit ich eine Rechtfertigung meiner Aktoriden bevorworten will, die Ew. Excellenz abgewendet wissen wollen). Es scheint mir in der Natur der Sache zu liegen, dass hierin dem Tacte des Erklärers viel überlassen bleiben muss. Ich will ein einziges Beispiel anführen. In Arkadien war in der Nähe von einem Heiligthum der Furien ein Erdhügel mit einem marmornen Finger (Pausan. VIII, 34, 2). Sehr möglich, dass ich irre, wenn ich die Legende zur Erklärung dieses eigenen Denkmals, wie unzählige andere, verwerfe: doch ändert dies in der Sache nichts; wir nehmen an, dass ich das Symbol richtig deute. Ein Finger wächst aus dem

Grabe des Vater- und Muttermörders, und des *πατραλοίας*; dies kommt in deutschen Volksliedern und Mährchen vor (Grimm's Mährchen Thl. 3 S. 205, der sich des Pausanias nicht erinnert, obgleich er sonst das Griechische fleissig verglichen hat.) Ew. Excellenz aber bitte ich zuvor um Gnade für das Kindermährchen, und für mich, dass ich mit einem Lächeln abkommen möge, wenn ich scheinen sollte, sie sehr unzeitig in die Philologie einzumischen, da ich freilich die Debatten vorhersehe, die durch solche Einmischung uns leicht erwachsen könnten.) Nun scheint mir dies sehr schöne Symbol — noch wenn den Vatermörder die Erde birgt, wird sein eigner Finger sich gegen ihn kehren und deuten auf eine Schuld — zu denen zu gehören, die, wie weit auch die Uebereinstimmung und Wiederholung in Erfindung von Bildern unter den Geschlechtern der Menschen reichen möge, nicht zweimal erfunden werden, sondern die von einem Ursitz mitgebracht worden sind. Aus dem Griechischen kann es nicht, wie wohl von vielen andern mythischen und symbolischen Motiven anzunehmen ist, in den Norden gekommen sein: es findet sich in keinem weitverbreiteten Schriftsteller, es wurde vom Arkadischen Volk selbst nicht mehr verstanden. Dies Symbol würde ich daher, die Richtigkeit der Sache vorausgesetzt, aus dem Pausanias ohne Weiteres in die Griechische Urzeit versetzen, wie und wo ich es dort brauchen könnte.

Ein Hauptgrund, die Mischung der Zeugnisse in vielen Fällen zu rechtfertigen, liegt in der Festigkeit, womit sich gewisse Grundideen im Volke selbst, das gerade in religiösen Dingen so viel zur Sprache kommt, von Anfang bis zu Ende halten — und ebenso religiöse Gebräuche, deren Sinn eher sich verkehrt, als dass sie selbst wichen, und bei denen das Angesetzte vom Uralten gewöhnlich sehr leicht zu unterscheiden ist. Was den *ἱερὸς γάμος* der Here betrifft, so ist er allerdings insofern in meiner

Ausführung ein hors d'oeuvre, als ich von der Behauptung, Here sei Erdgöttin, ausging. Aber ich wollte gelegentlich und gleichsam beispielsweise ein dunkles Fest schildern, und diese Schilderung hatte Schwenck gleich angeregt, sich das Festwesen bekannt zu machen, worüber er sofort zu schreiben sich vorsetzte. Dies habe ich ihm widerrathen, und ihn vermocht, was ich schon längst von ihm gewünscht hatte, dass er sich jetzt mit einem Lateinisch-griechisch-deutschen Etymologicum ernstlich beschäftigt.

Meine Behandlung der Here ist übrigens ausserdem auch unvollständig und einseitig: es hätte mich allzuweit geführt, sie abzuschliessen. Ich meine nämlich, dass ausser der Naturseite immer zugleich das Persönliche, Dämonische eines Gottes aufgefasst werden muss — es ist das Wunderbarste in den alten Religionen, dass, während der religiöse Sinn sich abwärts ins Naturalistische verirrt, er die Natur als eine sich offenbarende Gottheit nimmt, und wenn er auch nicht zu deutlichem Gefühl eines einigen, überweltlichen Gottes gelangt, doch seine der Natur zuvor angepassten oder von ihr abstrahirten Dämonen immer der Sphäre jener Idee entgegengeführt. Neben der besonderen Berücksichtigung dieses Dämonischen sollte dann auch Alles, was sich an den Hauptcharakter anschliesst, aus ihm selbst auf dem Wege der Cultur entwickelt, oder auch auf äusseren localen Verhältnissen beruht, erwogen werden.

Die grösste Wirkung macht die Verwandlung von einer Reihe von Göttern im Lauf der Zeit, wenn sie die physikalische Bedeutung ausziehen, und in der geistigen Natur des Menschen und in dem Leben der Gesellschaft eine analoge Stelle sich aufsuchen. Mir, muss ich gestehen, scheint durch die neuere Art der Behandlung die Griechische Mythologie am Interesse des Schönen im Ganzen nur zu gewinnen. Denn wenn sie wie ein Proteus erscheint, so weichen doch die mishelligen Gestalten

auf allen Punkten den gefälligeren, die Contraste beleben die Interessen. Die Drachen und die Tiger, womit Thetis sich zuerst umgiebt, verhindern nicht, dass sie als die schönste Braut eines Heros gefeiert wird.

Vorzüglich viel wird auf Stellung und Vertheilung der Sachen ankommen: die grösste Schwierigkeit, auch die mühevollste scheint mir in diesem Theil des Geschäftes zu liegen. Wie vielerlei habe ich schon in dieser Absicht versucht und geändert! Aber ich bin überzeugt, dass nur dann, wenn alles Einzelne fertig durchforscht ist, die Anordnung sich befriedigender ergeben kann: nur vorbereiten kann man und theilweise zuschneiden, doch auch dies nicht ohne Ideen unbestimmter Art von einem Ganzen. Die Fragen und Winke, die Ew. Excellenz auch in dieser Beziehung äussern, sind mir vorzüglich wichtig und schätzbar. Eine zwangvolle chronologische Scheidung auf Kosten der Fasslichkeit und Ueberschaulichkeit der Lehre im Ganzen scheint mir nicht vortheilhaft. Nur entschiedene Merkmale gebieten chronologische Trennung. Wiederholungen werden unvermeidlich sein, so sehr ich sie hasse; wenn man z. B. die Hauptgötter überblickt hat nach einem System von Ideen und nach einer gewissen Stufe der Ansicht und des Glaubens, wird es dienlich sein, auch jeden einzeln nach der Reihe seiner Umdeutungen, wenn ich so die Veränderungen der religiösen Ansicht nennen darf, zu verfolgen. Wo man nicht von ganzen Zeitaltern reden kann, werden die Autoren häufig zu scheiden sein.

Auch diese erfordern eine scharfe Prüfung hinsichtlich ihres religiösen und wissenschaftlichen Standpunktes, wonach die Nähe oder der Abstand der Zeit oft eine wesentliche Modification für die Anwendung ihrer Aussagen erhält. Ich habe daher schon in Göttingen angefangen manche eigens in der Absicht zu lesen, um aus einzelnen Urtheilen und Andeutungen über religiöse Dinge, über

höheres Alterthum u. s. w. auf den Umfang und die Beschaffenheit ihrer Begriffe weiter zu folgern und habe mir daher angewöhnt, bei den Zeugnissen, die ich aushebe, den Mann, der sie giebt, immer ins Auge zu fassen. Vergleichung lehrt auch in dieser Hinsicht Manches leicht und sicher. Das Wichtigste, wovon mir diese Art der Prüfung eine Anfangs nur schüchterne, allmählich aber selbstständigere Ueberzeugung gegeben hat, ist, dass unsere Alten die Natur des Alterthümlichen, ihre eigene Vorzeit im wahren Sinn derselben zu fassen nicht verstanden, wenigstens nicht mehr, als sie sich ungebildetere Völker richtig vorzustellen wussten, und dass daher unser historisches Urtheil, wenn es auf sie fusst, von der lebendigen Kenntniss alterthümlicher Zeit überhaupt immer begleitet sein muss. Sie berühren Dinge gleichgültig, aus welchen wir wichtige Folgerungen mit hinlänglicher Wahrscheinlichkeit ableiten können: sie ermangeln mancher wesentlichen Begriffe, die uns mit Sicherheit leiten. Sogar die auf einer falschen philosophischen Hypothese beruhende Gestaltung ihrer Vorzeit, wie sie mit Unmenschen den Anfang der Geschichte machen, ein System, in Geschichtssage stark eingekleidet, welches sich tief herab in der Geschichte fortgepflanzt hat, lässt sich vielleicht in seiner Bildung und seinem Ungrund aus der alten Literatur selbst nachweisen. In dieser Beziehung sind die nordischen und übrigen Germanischen Sagen von so grosser Wichtigkeit: die gleichartigen Erscheinungen bei äusserer Getrenntheit verrathen die organischen Bildungsgesetze, — erst eine solche Vergleichung lehrt das Bedeutsame von dem Zufälligen sicherer zu trennen.

Zu grosser Beruhigung gereicht es mir, dass Ew. Excellenz ein nicht unfruchtbares Studium des Griechischen Alterthums ohne das Hülfsmittel der Sprachen Asiens möglich halten. In der That ist dort, wenn man sich nur an die nächsten Quellen der Untersuchung hält, nach dem

Maass meiner Kräfte und Zeit noch so viel zu sichten und zu ordnen, dass ich jetzt wenigstens kaum darüber hinauszublicken wage. Es muss aber, dünkt mir, jede wohl abgeschlossne Untersuchung auf diesem beschränktern Gebiet als ein dienstbares Glied in eine umfassendere eingehn können. So schliesse ich also jetzt alle Fragen nach der Urwelt, womit ich sonst mich viel zu beschäftigen auch nicht ermangelt habe, aus. Mein Geschäft leidet nicht dabei, wenn ich mich über die Frage nicht entscheide: „ging ein klares Denken vor dem trüberen voraus, Vielgötterei vor einem einigen Gott?" Auf dem Boden Griechenlands finde ich Grund anzunehmen, lässt Vieles auf eine schon anfänglich höhere Religionserkenntniss, auf einen gewissen Monotheismus schliessen, im Hintergrund all' jener bunten Erscheinungen erkennbar.

So sind mir auch die Pelasger nur ein Griechisches Geschlecht, keine Nation. Man wird sie immer zuerst wieder fassen, wenn man versucht, den Griechen den Weg aus Asien herüber nachzuweisen. Ich kann nicht anders anfangen, als mit dem Pelasgischen Zeus im Thessalischen Dodona, zu welchem Achilles betet. Eine sehr weite Verzweigung scheint mir Homer nicht schliessen zu lassen: keine Volkssagen enthalten sie. Darum möchte ich glauben, sie gehöre schon seit Aeschylus und früher nur den Gelehrten an, die es bequem fanden, einem wenigstens unter den übrigen des vielstämmigen Landes hervorstehenden Namen, dem späteren Nationalnamen entgegengesetzt, eine weitere Geltung zu geben; und die Benennung bedeute in weiterem Sinn schon damals, wie bei den Römern, „althellenisch," wenn man so sagen kann von einer Zeit, wo die verschiedenen Thrakischen und Kleinasiatischen Mundarten kaum mehr wie die in Hellas und dem Peloponnes von eigenthümlich Hellenischer Form entfernt sein mochten. Wenn ich das Wort Pelasgisch in diesem weiten Sinn genommen habe, so will ich nicht läugnen, dass

von dem eigentlichen Geschlecht der Pelasger Einiges aus Homer zu entnehmen, auch sonsther zu erschliessen sei: und diese sind es, die ich für *Ὠλασγοι*, Erlauchte, für einen Adel nehmen möchte, der wie die Kydonen, Kaukonen (Priester, also auch Herren) u. A. bei den Griechen, vielleicht auch die *Ϝάξιοι* in Kreta, wie die Armannen bei den Longobarden, wie die Gothischen a s d i n g i u. A., welche Grimm in der zweiten Ausgabe seiner Grammatik I S. 1070 anführt, einen dienenden Stamm neben sich voraussetzen.

Um nun den diesen Pelasgern und den mit ihnen ungefähr gleichartigen Herrschaften vorhomerischer Zeit eigenen, bestimmt unterscheidenden Charakter zu finden, haben mir vorzüglich die Mythen des Herakles gedient, als ich nach und nach und ohne irgend einer Anwendung noch zu gedenken, fand, wie viele darunter die ursprüngliche Bedeutung abgeschaffter Menschenopfergreuel noch deutlich verrathen, wie diese Herakliden, welche die Staaten umschaffen, sichtbarlich auch als Reformatoren gegen Hierarchie in den Kampf getreten sind. (Gerade dieselben stürzt Herakles, indem er, selbst nach der Ilias, Ephyra zerstört). Denn dass Menschenopfer in der Art und Ausdehnung, wie sie aus den Griechischen Sagen und aus so vielen leisen Spuren bei denjenigen, die darüber nur andeutend reden wollten, hervorgehen, ein Mittel hierarchischer Gewalt gewesen seien, glaubte ich unbedenklich annehmen zu dürfen: und von diesem Punkt aus schien noch manches Andre eine nicht unwahrscheinliche Beziehung, vorwärts sowohl als rückwärts, zu gewinnen.

Ich habe Ew. Excellenz vielleicht ermüdet durch diese Ausführungen: eine gewisse Selbstzufriedenheit hat mich ergriffen, als ich mir bewusst wurde, gerade mit dem innern Bedürfniss der kritischen Sonderung und des historischen Zusammenhangs in mythologischen Studien und mit dem Widerwillen gegen hierophantischen Mischmasch, welche Sie äussern, zu sympathisiren. Ich fühle die

Wahrheit und das Licht Ihrer Worte so lebendig, dass ich zu beweisen wünschte, ich sei für dieselbe vorzüglich empfänglich und nicht ganz unvorbereitet gewesen. Ebenso muss ich denn auch in die Aussetzungen am Creuzer'schen Werk einstimmen, ja ich muss bekennen, dass ich es nicht mehr zur Hand nehme, weil ich den Mann und sein Verdienst so hoch ehre und schätze, dass mich die unglaubliche Unkritik, die sich zeigt, wenn man einzelne Mythen untersucht, zur Verzweiflung bringt. Wenn ich sehe, wie er die Neuplatoniker, in denen ich mich nicht erwehren kann einen grossen Einfluss des Christlichen, und ebenso schlechte Antiquare als fromme Männer zu sehen, wie er die Etymologie der Griechen, das principloseste und spielendste Ding, das irgendwo im Wissenschaftlichen da gewesen sein mag, sich leiten lässt, so peinigt es mich ordentlich: und zu der ganzen Durcheinanderarbeitung der Symbole und Mythen aller Völker scheint es mir an Vorarbeiten noch allzusehr zu fehlen. Das, was Creuzer in der neuen Ausgabe über den Mithras, und was er über den Narcissus gesagt hat, möchte mir diese ganze Kunst verleiden. Früher habe ich ihm über manche Erklärung z. B. von Vasen ausführlich geschrieben: aber er ist einer zurückhaltenden und engeren Behandlung leicht ebenso wenig zugethan, als ich einer allzu laxen. Was er geleistet und gewirkt hat, wird mir darum doch immer höchst ehrenwerth erscheinen. Auch würde es, glaube ich, auf jeden Fall dienlich sein, Proben einer Behandlung im Sinne der Mysten und der salbungsreichsten Synkretisten zu geben, und die man aus den tollsten Allegorikern und den fliegendsten Neuplatonikern unsparsam einwebte. So hat Zoëga eine wirklich schöne Hymne in der Begeisterung eines Mysten gedichtet, in seinen Briefen Th. 2 S. 286; aber Creuzer wollte mehr, als uns von diesem Zustand ein ungefähres Bild geben, er wollte wissenschaftlich gestalten.

Dagegen enthält Ew. Excellenz gütiges Schreiben auch einen Rath, dem ich nach meinen bisherigen Erfahrungen, offenherzig zu gestehen, mich nicht fügen kann, den ich nur zur Beobachtung einer strengen Vorsicht mir nutzbar zu machen suchen werde. Noch offenherziger bekenne ich nicht recht einzusehen, wie derjenige, welcher aus wenigen Ueberresten einer ganz abgeschnittenen Sprache die wichtigsten und annehmlichsten historischen Resultate gewonnen hat, berechtigt sein könne, den etymologischen Gebrauch einer Sprache wie das Griechische ist, überall zu widerrathen. Ich sollte denken, wenn man sich auf das Veraltete in der Sprache selbst, auf das, was in den nächstverwandten Mundarten sichere Erläuterung findet, auf das, was durch vielfältige Uebereinstimmung mit bekannten Ideenverbindungen, durch Analogieen unter sich bewährt wird, einschränkt und jede Annahme, welche nur durch höheren Sprachzusammenhang erweislich ist, ausschliesst, so dürfte man unverdächtig etymologisiren, und ich glaube, dass auch so ein reicher Stoff zu sicheren Erklärungen vorliegt, die sich, wenn man in einen gewissen Ideenzusammenhang einmal eingegangen ist, meist leicht und ungesucht darbieten. Wenn ich als Heroldsnamen finde *Ταλ-(τῆλε)θύβιος*, *Ἀρ-τύβιος*, soll ich mich nicht zuerst an tuba halten, zumal im Mythischen Stand und selbst Charakter der Personen gewöhnlich im Namen ausgedrückt wird und ein Herold daher auch *Ἠπυτίδης* heisst und *ἀστυβοώτης*? Ebenso entnehme ich aus *Ἀχιρόη*, *Ἀχίρων*, *Ἀχίδουσα* ein vorhellenisches aqua, aus *θησαυρός* auron u. s. w. Ob dann diese Wörter, die Pelasgisch heissen mögen, in gleicher oder in einer ursprünglicheren weiteren oder engeren Bedeutung im Sanskrit, im Zend, im Persischen, im Deutschen und im Celtischen sich finden, lasse ich meines Orts auf sich beruhen. Durch Eindringen in die Namen überhaupt, vorzüglich aber in die ältesten gewinnt man unzählige kleine Aufklärungen, Bestätigungen,

oft wichtige Aufschlüsse. Wenn ich z. B. in der merkwürdigen Stelle über Hekate, die aus einem Hymnus in die Theogonie sich verirrt zu haben scheint, und die offenbar die authentisch älteste eigentliche Religionsurkunde im Griechischen ist, lese, dass mit Hermes Hekate — die durch den *ἱερὸς λόγος*, welchen Herodot Pelasgisch nennt, mit ihm gepaarte — Fruchtbarkeit schafft, *βριάει*, so wird mir deutlich, was der mystische Name dieser Göttin, *Βριμώ*, den Frommen galt, selbst wenn, was ich nicht glaube, die Erklärung *Ἀλκή* aus Alexandrinischer Zeit sprachlich richtiger wäre. In dieser historisch-kritischen, auf Analogieen mannigfaltiger Art zu begründenden Etymologie der mythischen Namen ist, wie ich glaube, noch sehr viel zu thun: und Schwenck, welcher viel Spürsinn und Scharfsinn besitzt, befriedigt mich gerade in dieser bei Weitem nicht einmal in der Mehrzahl seiner Vorschläge. Creuzer giebt sich dem Getändel der Griechen hin. Nur das gebe ich sehr gern zu, dass man alle Hauptsätze auf mehr als auf den Wortsinn einiger Namen begründen muss, so wie ich nicht wagen würde, eine auf mehr andere als etymologische Leser berechnete Darstellung mit einem Gewimmel kleiner Nebenuntersuchungen zu durchkreuzen. Ich dachte in ein alphabetisches Register die Beweise der gegebenen Uebersetzung, und die Belege und Analogieen von Buchstabenvertauschungen und von Namenformen und Zusammensetzungen aller Art zurückzuschieben.

Was die bisherigen Erklärungen aus dem Aegyptischen, Phönicischen, Hebräischen betrifft, so verwerfe ich sie nicht a priori, sondern, nachdem ich sie, mit vieler verlorenen Mühe für falsch, unzusammenhängend unter sich, unangemessen dem sonsther sich zu erkennen gebenden Stoff gefunden habe. Die Hebräischen bei Kanne, Schelling u. A. vermochte ich noch aus früherer ziemlich geläufiger Kenntniss dieser Sprache einigermassen unmittelbar etymologisch zu beurtheilen, die anderen fallen mir

weg, wenn ich sie nur mythologisch, nach allen bekannten Begriffen und Bezeichnungsarten, beurtheilend gegen einander halte. Elenderes als Sickler's Etymologien ist mir wenig vorgekommen. Einer der Namen, welche am übereinstimmendsten für orientalisch genommen worden sind, obwohl auf äusserst verschiedene Art, ist der der Kabiren. Lauter allgemeine Begriffe, die im Weiten herumfliegen. Die Griechen aber geben unzähligemal den Elementargöttern Weiber von gleicher Bedeutung — darum ist es gewiss nicht unwahrscheinlich, dass die Genossin des Hephaestos auf vulkanischem Boden von καίειν Καϝειρὼ hiess; um so mehr als die aus dem Feueräther geborene dem Hephästos anderwärts gegebene Athene in der Bedeutung, wenn man ursprüngliche Züge mit vielen späteren Merkmalen vergleicht, übereinkommt. Die Feuerkinder aber, die Kabirendrillinge, führen um so wahrscheinlicher den Namen von Vater und Mutter, als die verwandten Daktylen vermuthlich von Ambos, Hammer und Schmelzesse genannt sind. Dass man die Kabirischen Sacra von den anderen Griechischen so sehr getrennt, und übertrieben viel Aufschluss gerade in diesen gesucht hat, ist vielleicht daran am Meisten Schuld, dass diese Materie in dem Zustand sich befindet, welchen Ew. Excellenz so trefflich entwickeln. Gewiss bin ich mit diesen Sachen nicht aufs Reine gekommen, weder zu meiner Befriedigung, noch weniger so, dass ich wagen dürfte, auf Zustimmung prüfender Kenner zu hoffen. Nur das glaube ich versprechen zu dürfen, dass ich in vielen Punkten nachweisen würde, was und warum gefehlt sei, und dass eine ganz andre Erklärung und Auseinandersetzung ohne alle Ungerechtigkeit gegen die vorliegenden versucht werden dürfe.

Ein besonderes Anliegen ist es mir noch, die Aktoriden in einem etwas vortheilhafteren Lichte darzustellen. Diese Erklärung, so wie sie dasteht, ist ein Einfall des Augenblicks, ausgeführt in fliegender Eile. Daher, dass

Deutlichkeit der Entwickelung gebricht; und der Zusammenhang, worin ich die Sache sah, die, wie es scheint, sprechenden Gründe nicht genug hervorgehoben sind. Denn zu der Erklärung mich bekennen muss ich auch jetzt noch. Ew. Excellenz sagen selbst: jedes Symbol hat einen festen Punkt, in welchem Begriff und Bild einander gleichsam decken — und die in ihren Umrissen unbestimmtesten und schwankendsten Bilder zeigen doch wie die Kometen einen Kern. Bei den Aktoriden ist Grundzug das Zusammengewachsene und die Gleichheit beider Körper. In der Natur oder Kunst muss aufgesucht werden, was diesem Kern entspricht: denn auf menschliche Verhältnisse unmittelbar können so naive Symbole nicht bezogen werden, für sie wurden sie nicht erfunden. Ethische Reflexionen und die Erfindung solcher Bilder liegen weit aus einander. Nun finde ich noch immer nichts aus, was zu diesem Zweileibigen so vollkommen passt, als die beiden Mühlsteine. Die Mühlsteine unter diesem Symbol werden Dämonen des Mahlens, und die Zeugnisse sind da, dass die agrarischen Culte in ihrer merkwürdigen Ausdehnung häufig auch Mahlgötter hervorgetrieben haben. Diese Dämonen werden mährchenhaft gefasst, mit den Mühlsteinen selbst vermischt. Dies ist das Erste. Nun aber gehn Dämonen aller Art in die Stammessagen über, so unter andern die Dioskuren. Warum also nicht auch die in ihrer Einigung allzertrümmernden Molionen als gefeierte Dämonen und bedeutende Bilder in der Phantasie des Volks? Dass Otos und Ephialtes, die nach Platon zusammengewachsenen, eine Variation derselben Geschichte sind, was ich nur zweifelhaft ausgedrückt hatte, bezweifle ich in der That gar nicht. Die Abstammung beider Paare von Poseidon drückt nicht, wie Creuzer meint, das Wilde, Ungeheure aus, sondern hat denselben Sinn, als ob sie der Demeter Söhne hiessen. Denn Poseidon steht neben der pferdeköpfigen Demeter bei den Thelpusiern und Phi-

galeern, in Troezen wird Poseidon φυτάλμιος und Demeter verehrt, in Krisa einst Poseidon mit der Gaea (sie hatten das Orakel gemein). Und so ist noch sonst Poseidon namentlich, oder unter anderen Formen das Wasser mit der Demeter verbunden worden. Das Charakteristische hält auch die, wie ich nicht zweifle, ungleich spätere Mähr fest, welche den Aktoriden Weiber giebt. Zwillingsschwestern sind auch diese. Dergleichen einfältige Erzählungen, welche in Personen die Sache ausdrücken, kommen in unseren deutschen Volkssagen manche vor. Griechische möchten wohl weniger aufgezeichnet sein. Ich will nur eine ähnliche anführen aus Schol. Ap. Rhod. 1, 308. Des Tiresias Tochter wird als Beute nach Delphi geschickt zum Opfer: denn es heisst, sie heirathet den Sohn des Λέβης — dies ist bei Opferungen der übliche, oft, wo sie euphemistisch verschwiegen sind, ein ominöser Ausdruck — mit Namen Ῥάκιος, einen Μυκηναῖος — das Zerfleischen und das Schmerzgeheul anzudeuten. — Mir dünkt, das Zusammentreffen mehrerer Namen in derselben Sache giebt in solchen Fällen eine Bürgschaft, obgleich die Bedeutsamkeit der Namen weit genug geht, um auch oft genug sie im Einzelnen nicht zu bezweifeln. Bei Θηραφόνη und Θηρανίκη kommt in Betracht, dass das erste Wort ein üblich Griechisches sein muss, weil es das zweite ist, und dass ϑήρ bilden würde ϑηρ ο φόνη. Daher nahm ich an, dass in ἀ-ϑήρα das α vorgesetzt sei, wie in Ἄϑάμας, Τάμμας, ἄ-σταχυς, ἀ-σκαίρω, Ἀ-σπληδών und vielen anderen. Das ϑ als halber Zischlaut nimmt eben wie das σ, einen Vocal vorn noch leichter an sich, wie einen andern Consonanten. Der Anklang eines Volksliedes, welchen ich S. 313 vermuthete, scheint sich durch den Inhalt und Charakter von Il. 22, 127 zu bewahrheiten:

— τῷ ὀαριζέμεναι, ἅ τε παρϑένος ἠΐϑεός τε,
Παρϑένος ἠΐϑεός τ' ὀαρίζετον ἀλλήλοισιν.

wo die letzte Zeile gerade das Wort des bekannten Liedes zu sein scheint.

Creuzer's Erklärung und die Hermannische, die ich jetzt erst kennen gelernt habe, scheinen mir nicht bloss den Grundzug des Symbols zu umgehn, sondern auch darum unhaltbar, weil sie trockne Verstandessachen, Beobachtungen enthalten, die kaum Inhalt und Kern eines Mährchens, vielweniger Gegenstand des Cultus sein können. Aus *μοῦλος* wird vielleicht *Ἀ-μούλιος*, aber nicht *Μολιόνη*.

Noch Manches wäre über beide Sagen zu bemerken; aber ich würde unverzeihlich Ihre Geduld misbrauchen, wenn ich nicht endlich abbräche. —

XXXI.

Berlin, 18. März 1823.

Ich habe, liebster Freund, Ihren gehaltreichen Brief vom 13. Januar oft wieder überlesen, seitdem ich ihn erhielt, und danke Ihnen herzlich für die Ausführlichkeit, mit der Sie in die von mir geäusserten Bedenken eingegangen sind. Ich muss beinahe fürchten, dass Sie zu viel Werth darauf gelegt haben. Indess wird Sie das nicht hindern, Ihren, nach langem Nachdenken über diese Dinge und gründlichem Studium genommenen Weg zu gehen, und mir ist es ein höchst erfreuliches Zeichen Ihrer theilnehmenden und freundschaftlichen Gesinnungen. Meine Absicht, als ich Ihnen schrieb, war gewiss nicht, gewissermassen meine Ideen an die Stelle der Ihrigen zu setzen. Sie sind in dem Fache, von dem die Rede ist, unendlich bewanderter, als ich und ich möchte nicht bloss sagen, dass Sie von Natur mehr Anlage haben, darin mit ausgezeichnetem Glücke zu arbeiten, sondern ich gehe viel weiter und möchte mir diese Anlage fast ganz ab-

sprechen. Ich halte mich daher auch nicht für einen Beurtheiler, dem man folgen muss, aber gerade des berührten Mangels wegen, für einen, der einen heilsamen Stoss geben und Veranlassung werden kann, dass man wiederholt prüft, dass man augenblicklich am einzelnen Beginnen irre wird, und nun entweder aus sich selbst seinem Wege eine etwas veränderte Richtung giebt, oder mit sicherer Ueberzeugung in demselben beharrt. Ihr letzter Brief hat mich in der Meinung bestätigt, welche ich schon bei meinem eignen hatte, dass wir in den Grundsätzen über eine Arbeit, wie die Ihrige vollkommen übereinstimmend denken. Dass Sie beinahe strenger über Creuzer urtheilen, als ich selbst thue, da ich nicht läugne, dass seine unendliche Belesenheit, und seine nicht wegzuläugnende wahrhafte Genialität, die Art des Geistes, in dem sich Phantasie und Gefühl mit dem Verstande verbinden, mir allemal, selbst wo er mir auf ganz falschem Wege scheint, eine sehr grosse Hochachtung einflössen — selbst, sage ich, dass Sie ihn fast strenger beurtheilen, gewährt mir sichere Bürgschaft, dass Sie sicherlich nüchterner, gründlicher, und um mit Einem Wort anzudeuten, worauf es ankommt, historischer zu Werke gehen werden, als er. Ueber die Grundsätze also würden wir, wenn Ihre Freundschaft auch die Geduld haben sollte, mich ferner über diese Sache anhören zu wollen, kaum noch mit einander zu reden haben. Ein Anderes ist nun die Anwendung. Da könnten wir doch noch leicht in Einigem und Mehrerem von einander abweichen. Allein Sie würden wirklich Unrecht haben, darauf nur irgend Gewicht zu legen. Denn ich gestehe, dass ich selbst fühle, dass ich, wenn ich dergleichen bearbeitete, Forderungen machen würde, die vermuthlich das Wesen der Sache selbst zerstörten. Auch kommen da Idiosynkrasien in mir zur Sprache, die ich selbst nicht ganz billige und doch in mir nicht vertilgen kann. So habe ich eine entschiedene Abneigung gegen

alle Einmischung und allen Parallelismus unserer (d. h. der deutschen und nordischen) Mährchen, Volkssagen, Legenden mit den Griechischen. Ich finde in den Griechischen, und gerade immer mehr, je weniger man auf einzelne Erklärung hinausgeht, eine solche Zartheit, Lieblichkeit, ja ich möchte sagen Göttlichkeit, dass mir schon die Erinnerung an unsere dabei, wie eine Beimischung roher Metalle zu edlen erscheint. Ich bin nicht günstiger gestimmt gegen die Einmischung des Indischen und Aegyptischen. Denn was man auch von der Schönheit und Erhabenheit des Ramayana, Mahabharat, der Nibelungen sagen mag, um nur das zu nennen, was ich doch nun, so gut als ein Anderer, in grossen Stücken in der Urschrift gelesen habe, so fehlt ihm immer gerade das Eine, in dem der ganze Zauber des Griechischen liegt, was man mit keinem Worte ganz aussprechen kann, aber was man tief und unendlich fühlt, was machen würde, dass in jeder ernsthaftesten und heitersten, glücklichsten und wehmüthigsten Katastrophe des Lebens, ja im Momente des Todes, einige Verse des Homer und, ich möchte sagen, wenn sie aus dem Schiffscatalogus wären, mir mehr das Gefühl des Ueberschwankens der Menschheit in die Gottheit (was doch die Summe alles menschlichen Fühlens und alles irdischen Trostes ist) geben würden, als irgend etwas von einem andern Volke. Auch mag es wohl sein, dass die Griechen viel von Andern genommen haben, aber noch viel gewisser ist es, dass sie jedes, was sie nahmen, zu etwas Anderem machten, und dass es nun erst Würdigkeit, Grösse und Schönheit erhielt.

Ich will Sie heute nicht mit einem langen Briefe ermüden, schon darum nicht, weil meine verspätete Antwort schon nur aus diesem Vorsatz der Ausführlichkeit herstammt, und mein Brief also heute wieder nicht abgehen würde. Aber einige Anmerkungen über einzelne Stellen Ihres Briefes muss ich mir noch erlauben. Ich

bitte Sie, nicht mehr Werth darauf zu legen als augenblickliche Einfälle verdienen. Vielleicht aber werden sie Ihnen Veranlassungen, die berührten Gegenstände noch einmal von einer andern Seite in Erwägung zu ziehen.

In der Erklärung der Stelle des Pausanias (VIII, 34, 2) könnte ich nicht mit Ihnen übereinstimmen, und dies liegt doch diesmal nicht in der eben berührten Abneigung. Das Mährchen des Hervorwachsens der Hand passt, dünkt mich, gar nicht in den Zusammenhang der einfach schönen Dichtung, deren Pausanias erwähnt, und ist demselben geradezu entgegen. Denn in unserm Volksmährchen liegt die Idee, dass das Verbrechen thätlicher Verletzung der Eltern durch die Kinder auch im Grabe nicht versöhnt, nicht vergeben ist. In dem hier berührten Griechischen Mythus ist die entgegengesetzte Idee ausgedrückt. Die erst schwarzen Furien erscheinen weiss und versöhnt, man opfert ihnen und den Grazien. Sollte man nun über Pausanias' Erklärung hinweggehen müssen? Die Fabel hängt, wie er sie erzählt, einfach und natürlich zusammen. Es scheint mir alle Nothwendigkeit zu fehlen, darüber hinauszugehen und anders erklären zu wollen, zumal da man in ihrer Erklärung nun die immer etwas gewaltsame Voraussetzung machen muss, entweder dass bei zwei Völkern dieselbe Volksidee entstanden sei (was ich jedoch immer für annehmbarer halten möchte, als das Folgende), oder dass in dunkler Urzeit diese Idee von Hellas nach Deutschland gekommen sei.

Was Sie über die Pelasger, als eine Art adliches Geschlecht, und über *Σλαγοι* sagen, ist mir nicht recht deutlich. Sie weisen nur kurz darauf hin. Allein Stammverschiedenheit müsste man doch wohl auch dabei annehmen, da, wie es scheint, die Pelasger wenigstens einen eigenen sehr verschiedenen Dialect hatten.

Von etymologischen Gründen gar keinen Gebrauch zu machen, ist, wie Sie auch aus meinem Briefe sehen

werden, nie meine Meinung gewesen zu sagen. Allein ich möchte doch zweifeln, wie man, ohne die orientalischen Sprachen, namentlich Sanskrit zu können, auch nur so weit gehen darf, als Sie für zulässig halten. Mein Grundsatz darüber würde der sein: es ist ganz ungewiss, ob die Götter- und manche Heroennamen aus der Griechischen Sprache, wie sie jetzt ist, herstammen; nun aber kann ich nur dann aus einer Sprache etymologisiren, wenn dieser Ursprung sicher ist. Ich kann also keine Etymologie gelten lassen, als wo die Verwandtschaft mit einem Griechischen oder Lateinischen Worte ganz schlagend in die Augen fallend ist. Hiernach nun würden mir die von Ihnen angeführten Beispiele schon sehr zweifelhaft erscheinen. Thesaurus ist oft schon auf gleiche Weise angeführt worden, für gewiss möchte ich es aber nicht halten. Talthybius, Artybius scheinen mir von gleicher Art, allein viel zweifelhafter Achiroe, Acheron, Akidusa. Bei dem ersten macht das Fliessen die Erwähnung des Wassers unnöthig, das letztere kann mannigfaltige andere Erklärungen haben. Ganz und gar aber würde ich dagegen sein, bei den Kabiren an *κάειν* zu denken. Dies scheint mir, wenn ich es offen sagen soll, ein blosser Einfall, mit denen man in der Etymologie nie Nutzen schafft. Es ist gar keine Bürgschaft da, dass diese alten Gottheiten einen Griechischen Namen hatten, und die Identität zweier Buchstaben reicht nicht hin, zu einer solchen Annahme zu berechtigen. Sie führen meine Etymologien aus dem Vaskischen an. Allein diejenigen, welche, meiner Meinung nach, meine Behauptungen beweisen, sind kaum Etymologien zu nennen. Die ganzen Vaskischen Wörter liegen in den Städtenamen, ohne alle Umänderung, und es sind immer ganze Reihen von fast gleichlautenden Beispielen. Selten geht eine dieser Etymologien über das hinaus, was man bloss Auflösung der Elemente nennen kann, wie wenn man Hippolytus, Andronicus für Griechische Namen erklärt.

Die Aktoriden will ich nicht mehr angreifen. Da Sie Sich in Ihrer Meinung vielmehr bestätigen, so sehe ich, dass diese Erklärung auf Ihr Gefühl anders, als auf das meinige wirkt, und mit blossen Gründen ohne Beimischung des Gefühls, lässt sich nichts für oder wider eine solche Sache ausrichten. Ich bitte Sie nur, ehe Sie Sich öffentlich noch einmal zu der Auslegung erklären, die Sache noch einmal zu überlegen. Denn ich möchte sonst wetten, dass die Mehrzahl der Leser doch eben den Anstoss, wie ich, finden würde. Gegen die Art Ihrer Argumentation dabei aber möchte ich doch etwas einwenden. Sie sagen: „der Grundzug ist das Zusammengewachsene beider Körper. In der Natur oder Kunst muss aufgesucht werden, was diesem Kern entspricht. Nun finde ich noch immer nichts, was" u. s. f. Muss man denn Alles dieser Art erklären? Kann man es denn nicht als eine Dichtung nehmen, die keiner Erklärung bedarf, dass zwei Helden eigentlich ein Doppelheld waren? Ist denn eine Dichtung nicht ebenso ein historisches Individuum, wie ein anderes, das man doch auch nicht glaubt gerade erklären zu müssen? Mich dünkt, der Geschichtschreiber hat nur die Pflicht, da zu erklären, wo er Spuren höchst wahrscheinlicher Erklärung ungezwungen vorfindet. Sonst lässt er die Erscheinung unerklärt. Nach solchen Spuren suchen muss er, aber finden muss er nicht gerade, denn es kann ja unmöglich sein. Daraus aber, dass man suchen muss und nichts Anderes findet (woraus doch noch nicht folgt, dass nichts Anderes überhaupt zu finden sei), folgt wahrlich noch nicht, dass das Gefundene auch nur der Wahrheit nahe kommt. Ohne die Etymologien, glaube ich, wären Sie nie bei diesem Einfall geblieben, und diese haben nun für mich auch gar nichts Ueberzeugendes in diesem Fall.

Sie sagen, Sie haben Herrn Schwenck ermahnt, sich mit einem Lateinisch-Griechisch-Deutschen Etymologicum

ernstlich zu beschäftigen. Aber ist das nicht ein Werk, das sich mehr für das Ende, als selbst für die Mitte einer littèrärischen Laufbahn passt? und lässt es sich ohne genauere Kenntniss des Indischen nur unternehmen? Was Ein Sprachstamm umfasst, muss doch auch in der Bearbeitung zusammenbleiben. Müsste man nicht ein ohne eine solche Kenntniss unternommenes Werk dieser Art, mit dieser Kenntniss ganz neu wieder machen? Schlegel verspricht etwas ganz Aehnliches, aber ich glaube auch, dass es bei dem Versprechen bleiben wird. Meines Erachtens ist die Sache jetzt noch zu früh. Es bedarf noch einiger Vorarbeiten. Eine solche sehr nützliche könnte gewiss Herr Schwenck machen. Allein sie ist freilich weniger glänzend, als ein wirkliches Etymologicum selbst, nämlich eine blosse schlichte Sonderung desjenigen Theils der Lateinischen Sprache, dem Griechische Wörter dergestalt zur Seite stehen, dass, wenn es erlaubt wäre das Lateinische als aus dem Griechischen entstanden anzusehen, man diese Griechischen Wörter die Stammwörter nennen könnte, von demjenigen Theil, bei dem dies nicht der Fall ist. Man müsste aber hierbei sehr strenge verfahren, in den ersten Theil nichts aufnehmen, als wo die Verwandtschaft ganz evident wäre. Den letzten Theil müsste man dann ganz unberührt liegen lassen, und es der Kenntniss des Indischen überlassen, zu entscheiden, wie viel sich da hinüber ziehen liesse. Es giebt noch gar keine solche Sonderung irgend einer Sprache, und die Sache wäre doch wahrhaft nothwendig. Sie erfordert aber mehr Geduld und Fleiss als Scharfsinn, und so glaube ich, dass Herr Schwenck, der diesen und Geist in Fülle besitzt und bewiesen hat, leicht eine Arbeit wählen könnte, in der es nicht so gut möglich wäre, ihn zu ersetzen. Aber ein wahres Etymologicum scheint mir ein Unternehmen, vor dem auch ein sehr Kühner zurückschrecken muss.

Meine Frau und Caroline sind sehr dankbar für Ihr

Andenken und tragen mir die herzlichsten Grüsse auf. Wir sind Alle so wohl, als Wetter und Jahreszeit es erlauben. Leben auch Sie recht wohl, erhalten Sie mir Ihren gütigen Antheil an meinen Beschäftigungen und schreiben Sie mir bald einmal. Ganz der Ihrige

Humboldt.

XXXII.

Tegel, 25. September 1823.

Ihre beiden gütigen Briefe, liebster Freund, vom 26. v. M. und den kleinen, besonders für Herrn Professor d'Alton bestimmten, habe ich erhalten und sage Ihnen in meinem und meiner Frau Namen herzlichsten Dank für alles Liebe und Freundschaftliche, was beide für uns enthalten. Herrn Professor d'Alton habe ich leider nicht gesehen. Er hat vermuthlich nicht Zeit gehabt, mich hier auf dem Lande aufzusuchen. Wenn ich mich nicht irre, ist er derselbe, der mir schon aus ziemlich frühen Jahren als ein überaus geistvoller Mann bekannt ist. Ich habe desto mehr bedauert, seine Bekanntschaft nicht gemacht zu haben, denn ich habe ihn auch früher nie selbst gesehen. — Ich muss zwar fürchten, dass diese Zeilen Sie nicht in Bonn finden, da Sie, wie Sie mir schrieben, einige Reisen zu machen gedachten, ich möchte aber doch auf keinen Fall meine Antwort noch länger verzögern. Schlegel habe ich auf seinen letzten Brief nicht mehr geantwortet, da ich überzeugt war, dass er schon abgegangen sein musste, und er wohl längere Zeit ausbleibt, obgleich er mir nie bestimmt geschrieben hat, wie lange er sich in London aufhalten wird. Ich bin überzeugt, dass seine Reise seinen Studien sehr beförderlich sein wird. Ich weiss nicht, ob seine letzten Aufsätze in der Indischen Bibliothek Ihnen auch so sehr gefallen haben; uns ausser-

ordentlich. Sie scheinen zwar keines sehr wichtigen, noch weniger tiefen Inhalts, aber sie sind doch so geistvoll verfasst, und so hübsch geschrieben, dass sie, dächte ich, jedem Leser sehr viel Interesse einflössen müssen. Ich kann es mir denken, dass meine Begeisterung über die Bhagavad Gita, wie Sie es mit Recht nennen, Ihnen hat befremdend vorkommen müssen. Es giebt zwar einige Stellen, die auch in der Uebersetzung frappiren und erheben und tief erscheinen müssen. Auch ist die ganze Scene, im Angesicht zweier feindlichen Heere zu philosophiren, und viele Gesänge hindurch die Waffen ruhen zu lassen, im höchsten Grade wunderbar, aber grossartig. Endlich wird diese Grossartigkeit dadurch gesteigert, dass der Krieger und Held sich scheut, das Blut so verwandter Geschlechter zu vergiessen, und der zum Menschen gewordene Gott diese Schwachheit bekämpft, und ihm zeigt, dass doch alles Lebendige nur diesen grossen Kreisgang durch den Tod zu neuem Leben gehen muss. Allein alles dies ist sehr weit entfernt, das, was ich Schlegel schrieb, vor den Augen dessen zu rechtfertigen, der nur die Uebersetzung, wie gut sie selbst sei, liest. Das Eigentliche, was doch keine Uebersetzung nachbilden kann, liegt in dem Ton, dem Zusammendrängen und Auseinanderlegen der Gedanken in die einzelnen Worte, der Folge der Gedanken und Bilder, der Art der Metaphern, und in dem Unbegreiflichen, was sich, weil es unzertrennlich der Sprache anklebt, nicht analysiren und angeben, aber doch darum nicht wegläugnen lässt. Ich habe noch nicht Gelegenheit gehabt, historisch je das Alter dieser Indischen Gedichte zu untersuchen, und weiss also nicht, ob sie in ein so sehr hohes über Homer hinausgehen mögen. Es scheint mir aber darin auch Vieles nur relativ zu sein. Denn selbst das uns näher Stehende und mithin Jüngere kann ja durch die Abgeschiedenheit, in der es entstanden ist, dem Urzustand der Menschheit näher liegen, als das

in der That bei Weitem Aeltere. Das aber nun ist mir eine unumstössliche Ueberzeugung, dass diese Indischen Gedichte eine Farbe des Alterthums an sich tragen, gegen die Homer gewissermassen jung erscheint. Hierzu tritt nun die Eigenthümlichkeit hinzu, dass sich dies Alterthum gerade in philosophischer und theosophischer Tiefe, aber verbunden mit jugendlich scheinenden und reizenden Bildern ausspricht. Ich glaube, dass man ohne Vorurtheil sagen kann, dass man eigentlich immer nur in der Ursprache eine Nation selbst in ihrer Individualität reden hört, in der Uebersetzung kommt nur das Material der Gedanken zurück, und das Wenige, was die beste auch in der Form beibehält, wird in der Wirkung wahrer Aehnlichkeit wieder durch die Veränderung geschwächt, die selbst das Material in der neuen Form erleidet. Dies gerade, dass man die Nation selber hört, halte ich für den höchsten, vielleicht einzigen Nutzen und Reiz des Studiums von Sprachen, unabhängig von den Zwecken dadurch sonst zu erlangender Einsichten oder Notizen, und je älter eine Nation ist, desto mehr steht sie gerade in einer solchen Verbindung mit ihrer Sprache, als nöthig ist, das Studium dieser wahrhaft anziehend zu machen. Alles wahre Erkennen und Wissen muss doch am Ende darauf hinausgehen, das zu erreichen, was der Mensch, seinem Vermögen, das Universum zu erfassen und selbst mit umzuschaffen, nach, wirklich ist. Die Kraft und Begeisterung des Seins werden aber nicht eigentlich verstärkt und entzündet durch etwas, was sich bloss erkennen und begreifen lässt, sondern nur durch die Anschauung dessen, was der Mensch schon einmal gewesen ist, und das Erahnden dessen, was er sein kann. Darum ist, wenn man alle Mittelzwecke vergisst, und nur auf das Letzte und Wesentlichste geht, wahre Erweiterung und Erkenntniss nur wahre Erweiterung des Daseins, und diese ist auf historischem Wege nur durch Anschauen gewesenen Daseins

möglich. Insofern nun das Studium einer wichtigen Originalsprache allein dies Anschauen in einiger Vollständigkeit gewähren kann, nenne ich eine darin gemachte grössere Erfahrung, wie z. B. das Lesen der Bhagavad Gita, ein so wichtiges Lebensmoment, dass man sich Glück wünschen kann, das noch, ehe man hinweggeht, erlangt zu haben. Insofern man immer eine stille Sehnsucht in der Seele nährt, die verschiedenen Arten, in welchen sich der menschliche Geist und das menschliche Gemüth gross zeigen, selbst angeschaut und gefühlt zu haben, so ist ein Theil dieser Sehnsucht gestillt, und eine Beruhigung für das Hinaustreten erlangt. Denn wenn ich mir denke, wie man wohl ohne ekle und mir sehr fremde Sattheit am Leben, auf eine edle und würdige Art den Kreislauf hier so vollendet zu haben denken kann, dass man nicht voraussieht, dass leicht etwas hinzukommen könnte, so ist es nicht durch Vollendung einer Reihe von Thaten, noch einer Masse von Richtungen, nicht durch ein Erschöpfen eines Kreises des Wissens (denn das Thun und das Wissen sind nie aufhörende Reihen von Einzelheiten, durch die man doch nie zur Unendlichkeit gelangt), aber wohl dadurch, dass jedes Vermögen, das man in sich spürt, einmal einen Gegenstand in sich gefunden hat, in dem es ganz aufgegangen ist, wo nun jede neue Beschäftigung gleichsam nur eine Wiederholung sein würde. Nur also, was im Stande ist, ein Geistes- oder Gemüthsvermögen so zu beschäftigen und zu bewegen, kann für den Menschen eine absolute Wichtigkeit haben, eine solche, bei der Leben und Tod in Betrachtung kommt; alles Uebrige fällt in den Kreis des Zufälligen und Ausserwesentlichen, und wird, wie man den ernsten Gedanken des Todes fasst, so bis zur Gleichgültigkeit entfärbt, wie Kohlen ihren Schimmer verlieren, wenn daneben eine Flamme auflodert. Sie müssen mir verzeihen, liebster Freund, dass ich hierüber so weitläuftig geworden bin.

Allein ich möchte sehr ungern bei Ihnen in den Verdacht kommen, Schriften, die, aus zufälligen Umständen, jetzt von Wenigen in der Ursprache gelesen werden, darum zu überschätzen, und einer Kenntniss, die jetzt nicht häufig sein kann, einen zu hohen Werth beizulegen; ich musste Ihnen daher weitläuftiger auseinandersetzen, wie ich in meiner individuellen Ansicht eine Aeusserung genommen hatte, die wirklich aus einem momentanen und individuellen Gefühl floss, die aber darum nicht weniger in mir wahr und dauernd ist, und sein wird. — Bei Schwenck's Recension im Hermes, die ich zu lesen suchen werde, fällt mir eine von Voss' Aristophanes, oder vielmehr ein philosophischer Aufsatz über Aristophanes selbst ein. Da Sie sie mir nicht nennen, glaube ich nicht, dass diese Recension auch von Schwenck herrührt. Es war sehr gut und nöthig, Vossen einmal zu sagen, dass er wirklich, und ordentlich absichtlich untreu übersetzt, nur hätte ich gewünscht, dass es mit noch mehreren Beispielen geschehen wäre. Ueber die Natur des Komischen an sich und im Aristophanes war viel Gutes gesagt, allein das wahre Wesen der Sache doch, wie es mir schien, nicht erreicht. — Die Bonn'sche Gypssammlung muss ja sehr hübsch und ansehnlich sein, und wo nur einmal ein Grund vorhanden ist, wird das Vermehren leicht. — Auf den Philostrat, den ich bisher so gut, als gar nicht kannte, bin ich ungemein begierig. Er wird doch nunmehr, hoffe ich, unverzüglich erscheinen. Die Bearbeitung konnte gewiss nur dem gelingen, der, wie Sie, mit lebendiger Phantasie eine so sehr ausgebreitete Kenntniss der vorhandenen Kunstwerke besitzt. Denn gewiss haben Sie Recht zu sagen, dass diese durchaus nothwendig ist, um sich in den Gemälden zurecht zu finden. Es muss Sie auch diese Beschäftigung zu schönen Bemerkungen über die verschieden- oder gleichartige Composition der Alten in Gemälden und Basreliefen geführt haben. — Ihre Dar-

stellung der Polygnotischen Gemälde werde ich mit grosser Freude empfangen. — Ich wünsche von Herzen, dass Sie recht bald Musse zur Ausarbeitung Ihrer Aeschyleischen Ideen finden mögen. Ich bin sehr ungeduldig, sie zu sehen. Gewiss ist Aeschylus auch schon im Alterthum nicht so gewürdigt und gefasst worden, wie er eigentlich verdient hätte. Die Versuche, die Titel und Fragmente der verloren gegangenen Stücke nach Trilogien zu ordnen, müssen eine sehr unterhaltende Arbeit gewähren, und zugleich auf feine und für die Dramatik der Alten wichtige Bemerkungen führen. — Sehr schmeichelhaft ist es mir, dass Sie sagen, Gelegenheit gefunden zu haben, auch von meinen Bemerkungen Gebrauch gemacht zu haben. Ich wünschte aber nicht, dass Sie ihnen zu viel Gewicht beilegten, und am wenigsten möchte ich die Vergleichung der Sagen verschiedener Völker gewissermassen ganz verwerfen. Meine Meinung war nur, zu warnen, dass man nicht aus zu wenigen Zügen der Aehnlichkeit gleich auf Identität, noch weniger aber, auch bei grösster Aehnlichkeit, auf Verwandtschaft schliessen möchte. Ganz gleiche Mythen können sehr füglich, jede selbständig, an verschiedenen Orten emporkommen.

Meine Frau hat mit wirklich recht glücklichem Erfolg die Böhmischen Bäder gebraucht, und grüsst Sie auf das freundschaftlichste. Wir sind jetzt hier fast Alle vereinigt, gehen aber in wenigen Tagen nach Berlin. Leben Sie herzlich wohl und schreiben Sie mir recht bald wieder. Mit der hochachtungsvollsten Freundschaft

der Ihrige
Humboldt.

XXXIII.

Tegel, 22. Mai 1824.

Es ist unglaublich lange her, dass ich Ihnen nicht geschrieben habe, liebster Freund, aber es ist in der That nur zum kleinsten Theil meine Schuld gewesen. Ihr Schreiben, in dem Sie mir die Proben Ihrer Philostratischen Bearbeitung mittheilen, hatte mir die grösste Freude gemacht, ich war oft darauf zurückgekommen, und hatte diese und alle Beschäftigungen, von denen Sie mir in jenem Briefe schreiben, in Gedanken mit dem wärmsten Antheil begleitet. Ich habe aber in dem vergangenen Winter, fast schon von Neujahr an, sehr an den Augen gelitten. Es war zwar nur eine Geschwulst und Entzündung der Augenlieder und Conjunctiva, so dass mich das Uebel oft an das erinnert hat, woran Sie in Albano in der frohen Zeit litten, in der wir noch bei einander waren. Allein die innern Augen waren stark davon angegriffen. Ihr Brief hat Wochen bei mir gelegen, ehe ich nur die Philostratica lesen konnte, und ich musste mich alles Schreibens und Lesens bei Lichte enthalten. Ich dictirte zwar, es ist das aber doch eine Art der Gedankeneröffnung, die am wenigsten freundschaftlicher Mittheilung zusagt. So dauerte es ziemlich bis gegen Anfang des März hin. Jetzt ist es zwar besser, allein ich habe doch leider die Ueberzeugung erhalten, dass meine Augen bedeutend schwächer geworden sind und untersage mir auch jetzt sehr das Arbeiten bei Licht. Es ist daher eine natürliche Folge, dass ich auch meinen Briefwechsel sehr beschränken muss. Dennoch hätte ich Ihnen viel früher geschrieben, wenn ich Ihnen nicht hätte die inliegende, endlich fertig gewordene Abhandlung mitschicken wollen*). Ich bitte

*) Die schon in dem Briefe vom 12. März 1822 erwähnte, am 17. Januar 1822 in der Akademie gelesene Abhandlung über das Entstehen

Sie, dieselbe mit Güte und Nachsicht aufzunehmen. Ich halte den Hauptgedanken darin für vollkommen wahr, besorge indess dennoch, dass vielleicht nur Wenige ganz damit übereinstimmen dürften. Bei allen Arbeiten über die Sprache habe ich in meiner Ansicht damit zu kämpfen, dass nur sehr wenige Menschen auch nur im allerallgemeinsten das Gefühl von der Sprache haben, bei dem diese Ansicht allein Ueberzeugung gewähren kann. Die ganz gewöhnlichen Ideen, dass die Sprache ein Werkzeug, ein Mittel ist, die Worte gleichgültige Zeichen, die Grammatik eine Einrichtung, die, welche Vorzüge oder Mängel sie habe, sich doch am Ende immer mit gleichem Fortgang gebrauchen lasse, die Verschiedenheit der Sprachen ein Hinderniss, dessen Hinwegräumung man wünschen müsse, wäre es auch nur dadurch, dass Alle Lateinisch oder Französisch schrieben, das Studium der Sprachen bloss in Beziehung auf das in ihnen Geschriebene Wichtigkeit habe u. s. f., sind eigentlich, und nicht bloss bei denen, die sich eigentlich mit Wissenschaften beschäftigen, sondern auch bei den Philologen die herrschenden. Dieser von gänzlicher Stumpfheit gegen das ächte Sprachgefühl ausgehenden Ansicht ist Alles spitzfindig oder schwärmerisch, was über die wahre Natur der Sprache auch noch so überdacht, noch so vorsichtig mit Thatsachen in Zusammenhang gebracht, noch so nüchtern gesagt wird. Bei dieser Abhandlung darf ich mir auch von einer andern Klasse von Lesern nur wenig versprechen, nämlich von denen, welche das Alterthum, das höchste meine ich, ganz anders, als ich, ansehen, einen Unterschied unter den Nationen machen, der sich kaum noch dem Grade nach messen lässt, eine ursprüngliche Vollkommenheit auch in der Sprache, gewissermassen eine Offenbarung

---

der grammatischen Formen und ihren Einfluss auf die Ideenentwicklung, im Separatabdruck 1823. (Ges. Werke III, S. 269 fg.)

annehmen, von der man nur nachher herabgesunken ist u. s. f. Diese Ansicht hat Friedrich Schlegel zuerst auf die Sprachen angewendet. So unvollkommen aber auch seine Kenntniss selbst des Indischen war, und so sehr ihm alle nur einigermassen allgemeine Sprachkunde mangelte, so hat dies System doch viel Beifall gefunden. Noch im letzten Stück der Indischen Bibliothek ist eine Stelle enthalten, aus der man sieht, dass auch sein Bruder diese Meinung noch theilt. Denen, die hieran hängen, muss ich nun vorkommen wie einer, der Wunder aus natürlichen Ursachen erklärt. Ich sage Ihnen dies, liebster Freund, um Ihnen zu zeigen, wie wichtig es mir bei dieser Lage der Dinge ist, Ihr Urtheil zu hören, und wie viel mir daran liegt, dass Sie es mir recht offen und unverhohlen aussprechen. Ich sehe das Wenige, was ich drucken lasse, vorzüglich gern als Vorwürfe an, über die sich allgemeiner reden lässt, und mithin ist mir auch Tadel, wo er die Kenntniss des Gegenstandes erweitert, immer willkommen. Ich habe auch die Absicht, die Hauptseiten des allgemeinen Sprachstudiums nicht nur mir klar zu machen, sondern auch mit Andern zur Sprache zu bringen, weil ich fühle, dass eine das Ganze umfassende, jedoch fürs Erste nur einleitende Bearbeitung desselben, ein eigentliches Lehrbuch für dasselbe, das das System der Sprache von allen Seiten aufstellt, ein grosses Bedürfniss ist. Denn dabei, dass man bloss eine allgemeine Grammatik aus philosophischen Begriffen, einen Mithridates, eine Art Topographie und Statistik der Sprachen und endlich einzelne Grammatiken und Lexiken hat, kann es unmöglich bleiben. Ich schmeichle mir selbst auf keine Weise, ein solches Lehrgebäude aufzuführen. Allein es wird früh oder spät doch zu Stande kommen, wenn eine richtigere Sprachansicht herrschend wird. Ehe man jedoch nur daran denken kann, es zusammenzutragen, muss man die Hauptfragen einzeln erörtern, und dies ist vorzüglich der Zweck,

8*

den ich bei diesen einzelnen Abhandlungen habe, die ausserdem aus der Nothwendigkeit entstehen, in der Akademie obligate Vorlesungen zu halten, eine Einrichtung, die ich nicht für sehr gut halte, die aber einmal besteht. — Dass Sie, liebster Freund, im Ganzen dieselbe Ansicht mit mir von der Sprache haben, haben mir Ihre früheren Aeusserungen oft bewiesen, und spricht auch Ihr letzter Brief dadurch aus, dass Sie mit grossem Recht der Sprache in der philologischen Encyclopädie eine ganz eigene Stelle und Behandlung einräumen. — Neuerlich habe ich einen andern Punkt desselben Gebietes, nämlich das Alphabet abgehandelt. Sie erinnern Sich vielleicht, mir einmal geschrieben zu haben, dass Sie Zoëga's Vorstellungsart, das Alphabet nur aus den Hieroglyphen entstehn zu lassen, nicht theilten. Dies hatte auch mir immer so geschienen. Im vorigen Winter fing ich eine Arbeit über die verschiedenen Schriftarten an, und hatte schon die hieroglyphischen nach der Art abgehandelt, wie man es bloss nach den alten Schriftstellern kann. Glücklicherweise fiel mir Champollion's lettre à M^{me} Dacier in die Hände, und ich sah voraus, dass von meiner Arbeit nichts zu brauchen sein würde, und die Sache ganz anders stehe. Ich prüfte also diese neuen Ideen mit grosser Genauigkeit und Schärfe, und überzeugte mich noch mehr nach Erscheinung des ganzen Systems, dass die Champollion'sche Entdeckung in der That haltbar, und wirklich sehr wichtig ist. Ich verglich die Papyrusrollen, die Graf Minutoli mitgebracht hat, und die Champollion also nicht kennt, mit seinen Behauptungen, fand dieselben bestätigt und Vieles in den Rollen vollkommen lesbar. So kehrte ich nun zu den Ideen über das Alphabet im Allgemeinen zurück*). Die

---

*) Durch ein Humboldt'sches Zeugniss demnach wird das bestätigt, was über das Verhältniss der beiden Aufsätze Ges. W. VI, 426 ff. und ebendaselbst 526 ff. Steinthal (die Entwickelung der Schrift S. 31. 32) behauptet hat. Vgl. Haym, W. v. Humboldt S. 439 Anmerkung 3.

Zoëga'sche Idee wird jetzt mit Triumph erneuert werden, da man nun wirklich aus Hieroglyphen unläugbar entstandene Alphabete und ein Alphabet in Hieroglyphen hat. Meine Meinung hat sich darum aber nicht umgeändert. Ich habe die Ueberzeugung, dass die Buchstabenschrift, d. h. ihre Erfindung, Art und eifrige oder kalte Aneignung immer von der Stärke und Richtigkeit des Sprachsinns der Nationen abhängt, und dass, wo es [das Alphabet] nicht auf diese Weise entsteht, es auch die Spur seiner Entstehung an sich trägt. Das hieroglyphische z. B. ist von der Art, dass es den wahren immer wissenschaftlichen Nutzen des Alphabets wenig befördern kann. Es trägt immer das Gepräge einer Bilderschrift. Sind alle übrigen, z. B. die Indischen daraus entstanden, was mir sehr zweifelhaft scheint, so hat sich ächter Sprachsinn der Idee bemächtigt und sie zu ganz etwas Anderem gemacht, aber in diesem ächten Sprachsinn lag schon die Idee des Alphabets präformirt da, und der Zufall bot mit den äusseren Zeichen nur die Gelegenheit, dass es äusserlich ans Licht trat. Ich habe vor wenigen Tagen in der Akademie eine Abhandlung über diesen Zusammenhang der Buchstabenschrift mit dem Sprachbau*) gelesen, die aber nur die allgemeine Idee und Einiges über die Schriftlosigkeit der Amerikanischen Sprachen enthält. In einer zweiten werde ich die Aegyptische Schrift besonders abhandeln. In der jetzigen habe ich mich vorzüglich darauf eingelassen, wie in den Sprachen Alles daran hängt, dass der Gedanke immer einzig und ganz an den Ton geknüpft werde, und bin also in diesen und seinen Einfluss auf die Sprache genau eingegangen. Allein genug von meinen Beschäftigungen, in die ich nur darum so weit eingegangen bin, weil ich weiss, dass Sie gütigen Theil daran

*) Ueber die Buchstabenschrift und ihren Zusammenhang mit dem Sprachbau. Gelesen am 20. Mai 1824. Berlin in der Druckerei der Akademie der Wissensch. 1826 (Ges. Werke VI, 526).

nehmen. — Ihre Philostratischen Proben*) haben mich sehr erfreut. Gelehrsamkeit, Kritik und ein an Kunstwerke gewöhnter Blick sind in Allem unverkennbar. Ich bedaure nur, dass Sie haben Lateinisch schreiben müssen. Der Nutzen der Arbeit geht so für fast alle Künstler verloren. Noch mehr thut es mir leid, dass sich die Herausgabe, wie Sie sagen, verzögert. — Wir sind seit einigen Wochen hier, wo mein Hausbau dies Jahr vollendet wird. Ich wünschte, Sie könnten ihn sehen. Was ich von Gypsen, Marmorsachen u. s. f. besitze, und was sich, seit Sie es kennen, nicht unbedeutend vermehrt hat, ist nun hier zusammen aufgestellt, und gewährt eine freundliche und belehrende Umgebung. Die Basreliefe sind in die Wand eingelassen. In Gyps besitze ich vier der schönsten Stücke aus der Villa Ludovisi: den Junokopf, den sitzenden Mars, Arria und Paetus, und Papirius mit der Mutter, Abdrücke, wie man sie selten so schön und rein sieht. — Meine Frau und Caroline grüssen Sie herzlich. Beide sind leidlich wohl. Mit innigster Hochachtung und Freundschaft

der Ihrige
Humboldt.

XXXIV.

Tegel, 16. Mai 1825.

Ich würde Ihren Brief, liebster Freund, den mir heute Herr Bach geschickt hat, mit noch mehr Besorgniss und Beschämung geöffnet haben, wenn ich nicht schon fest beschlossen gehabt hätte, Ihnen heute zu schreiben. Und wirklich habe ich Ihre Grossmuth bewundert, dass Ihr Brief gar keinen Vorwurf über mein langes Schweigen

*) Philostratorum imagines et Callistrati statuae: erschien Leipz. 1825.

enthält. Ich habe mir dies Schweigen oft vorgeworfen; da ich aber gern, ehe ich schrieb, Ihre Trilogien*) recht genau durchlesen wollte, ist es zu einem so langen Aufschub wider meinen Willen gekommen.

In diesen letzten Tagen hier bin ich endlich dazu gelangt, mich des Inhalts dieser offenbar sehr wichtigen Schrift auch im Einzelnen zu vergewissern, und so stehe ich nicht an, Ihnen mit meinem herzlichsten Danke zu sagen, wie sehr viel Freude und wahre Belehrung sie mir gewährt hat. Was mir für die ganze Kunstgeschichte das Wesentlichste scheint, ist die von Ihnen gewiss zuerst aufgestellte Idee, dass Aeschylus, seine ersten Versuche ausgenommen, drei Tragödien zu verbinden und in Eine Totalwirkung zusammenzufassen als Regel annahm, und ihm die andern Tragiker hierin nicht folgten. Der ganze bei Ihnen: „Bemerkungen über die Trilogie" überschriebene Abschnitt (pag. 482—540) hat mir überaus merkwürdig, und wenn ich frei gestehen soll, der wichtigste Theil Ihrer Schrift geschienen. Ob den Alten dieser Unterschied auch klar geworden ist, möchte ich nicht mit Gewissheit behaupten. Was Sie davon anführen, scheint mir doch ziemlich undeutliche Spur, und beweist wohl kaum mehr, als dass sie den factischen Zusammenhang einiger zu sichtbar zusammenhängenden Stücke nicht übersehen konnten. Zur bestimmten äusseren Form kann die Trilogie wohl nicht geworden sein, da sonst Sophokles nicht so willkürlich hätte davon abgehen können. Ich glaube, dass man daher immer mehr dabei bleiben muss, dass es eine aus Aeschylus' individueller Ansicht entstehende Kunstform war, zu der er vielleicht selbst zuerst durch einige ganz eng zusammenhängende Stoffe gebracht wurde. Gegen manche der von Ihnen zusammengestellten Trilogien wer-

---

*) Die Aeschylische Trilogie Prometheus und die Kabirenweihe zu Lemnos, Darmstadt 1824.

den Sie Sich auf Einwendungen und Unglauben gefasst machen müssen. Sie äussern dies selbst schon an einer Stelle. Allein darauf kommt meines Erachtens wenig an. Wäre nur die Promethie und die Oresteischen Stücke allein bewiesen, und an diesen kann doch Niemand zweifeln, so wäre darin schon eine durchaus eigene Kunstform der Tragödie erwiesen. Zweifelhafter ist es mir, ob, wenn man die Sophokleischen und Euripideischen Stücke mit derselben Sorgfalt, die Sie den Aeschyleischen gewidmet haben, durchginge, man nicht auch in ihnen solche Trilogien finden würde, welche sich den chronologischen Angaben der Didaskalien nicht widersetzten. Ich halte es aber selbst für unwahrscheinlich. Denn der Ursprung der Trilogie lag doch in der epischen Anlage der Aeschyleischen Stücke, die in den Nachfolgern immer mehr verloren ging. Dies haben Sie überall angedeutet, allein auch sehr gut darin auseinandergesetzt, dass Sie die Selbständigkeit jedes Stücks, und die überwiegende Wirkung des Mittelstücks herausgehoben haben. Der schärfste Unterschied des Epos und der Tragödie liegt gerade darin, dass in der letzteren Alles zum Ende eilt, und das Ende schroff, ohne Vermittelung, abbricht, da das Epos, nur in Länge und Breite wogend, sich immer wieder ausgleicht und am Ende vorzüglich versöhnend und besänftigend wirkt. Darum sind auch die Aeschyleischen Trilogien so sehr von einigen neuen Versuchen der Art verschieden. Schiller, mit dem ich so oft über die Eigenthümlichkeit der Anlage seines Wallenstein gesprochen habe, hält zwar auch sehr darauf, dass, um für sich eine Einheit und ein Ganzes zu machen, keines der einzelnen Stücke derselben eigentlich des andern bedürfen müsste. Indess war es doch unläugbar, dass die Vielheit nur daher entstand, weil er zu dem gewaltigen Stoffe in Einem Stücke nicht Raum genug fand. Dies läugnete er auch selbst nicht ab, nahm es nur, wie auch die Stücke beweisen, in einem eigenen

Sinn. Die drei Stücke sollten nicht Eins, nur in soviel Acte getheiltes sein, und wenn man sie mit Gerechtigkeit beurtheilt, kann man ihnen auch diesen Vorwurf nicht machen. Die beiden letzten haben jedes ihren besonderen Endpunkt, und dieser Endpunkt findet in jedem seine Motive bloss in dem zu ihm gehörigen, ohne dass man auf das andere zurückzugehen braucht. Aber um den Helden und seinen Tod ganz empfinden und beide die volle Wirkung machen zu lassen, schien es ihm unerlässlich, diesem Gipfel des tragischen Ereignisses eine breite Basis zu geben, und die ganze Scene, auf welche die Katastrophe erfolgen sollte, so auszumalen, dass sie in allen ihren Theilen sich der Einbildungskraft des Lesers einprägte. Wallenstein's Heer, sein Verhältniss zu seinem Kaiser und dessen Hof, der Zustand Deutschlands musste klar und anschaulich vor den Augen stehen. Zum zweiten Stück wurde es ihm möglich, dazu auch eine Tragödie zu wählen, und auf eine sehr sinnvolle Weise ein Zeitalter und einen Schauplatz in einer tragischen Handlung zu schildern. Allein bei dem ersten Stück war das unmöglich, und er musste unter dem unbestimmten Namen eines Prologs eine dialogisirte Scene geben, und eine Dichtung, die man, wenn man sie allgemein charakterisiren wollte, würde eine Idylle, das ist die poetische Schilderung einer Lebensweise nennen müssen. Daher bilden denn doch die drei Stücke mehr ein zu einer letzten Katastrophe zugehendes Ganzes, als sie es für die Einheit und Vollständigkeit der einzelnen sollten, man muss aber auch gestehen, dass darum die ganze Dichtung noch mehr Tragödie im wahren Sinne des Wortes ist. Die Aeschyleische Trilogie lässt sich, wie es mir scheint, mit der wahren Tragödie viel weniger vereinigen. Denn Alles, was einer Tragödie folgt, kann ihre Wirkung nur schwächen, und dies muss auch bei den Eumeniden nach den Choëphoren und dem Agamemnon der Fall gewesen sein. Aber

Schwächung ist darum wieder der unrichtige Ausdruck, da auch in jedem einzelnen Stücke die Anlage mehr episch ist, und die Einbildungskraft das Ganze Einer langen Schicksalswendung nicht sowohl zusammenfasst, als verweilend durchläuft. Ueber Aristoteles und die Vergleichung seiner Urtheile über Aeschylus mit den Aristophanischen enthält Ihre Abhandlung höchst treffende Stellen. Aristoteles war vielleicht, seiner Natur überhaupt nach, nicht so unaufgelegt, da man von ihm nicht gern unfähig sagen mag, den grossen Tragiker zu würdigen. Aber auf seinem systematischen Wege musste es ihm fast unmöglich fallen, mit ihm fertig zu werden. Es ist unläugbar, dass alle Dichtungswerke geschichtlich entstanden sind, und dass gar nicht die Idee ihrer Gattung, sondern Zeit, Anlage des Dichters und besondere Zwecke sie bestimmt haben. So lächelt wohl jeder jetzt mit Recht darüber, wenn man den Dante und Ariost als epische Dichter ansehen will. Wer nun, wie Aristoteles, durchaus ein System wollte, und es zuerst entwarf, dem musste am meisten ein Dichter wie Aeschylus im Wege stehen, der offenbar einen Uebergangspunkt bildet. Denn eine so unläugbare und grosse tragische Kraft Aeschylus auch besass, so ist die eigentlichere Form der Tragödie doch erst in Sophokles wahrhaft niedergelegt, den auch ich insofern wohl den Vater der Tragödie nennen möchte.

Den ersten Theil Ihres Werkes, liebster Freund, ich meine die ersten 300 Seiten, habe ich gleichfalls mit sehr grossem Interesse gelesen, und kann mit Wahrheit sagen, dass ich ungemein viel Belehrung daraus geschöpft habe. Es ist ein Schatz gesammelter, schön geordneter und richtig beurtheilter historischer und mythologischer Angaben darin zusammengetragen. Die Sonderung der Lemnischen und Samothracischen Dogmen und göttlichen Personen hat mir sehr lichtvoll und vollständig erwiesen geschienen. Auch bin ich Ihnen gern und willig darin gefolgt, dass

die Grundidee der Promethie wohl Lemnischen Ursprungs sein mag, obgleich ich es nicht einen eigentlichen Beweis nennen möchte. Ueber den Chiron, muss ich offen gestehen, sind mir die Zweifel noch nicht gelöst. So viel und oft ich die Verse (Prom. 1026) lesen mag, scheint mir die natürlichste Erklärung diejenige, welche bisher die gewöhnliche war, in der ich nichts Komisches finden kann. Hätte, nach Aeschylus, Hermes dabei auch wirklich den Chiron im Auge haben sollen, so kommt es doch immer so heraus, als habe Hermes mit Fleiss es so vorgetragen, als sollte Prometheus es für den Ausdruck der Unmöglichkeit halten. Denn gewiss wollte Zeus ihn nicht trösten, und wenn einmal wirklich ein Gott ihn zu lösen kommen sollte, so konnte das ja auch schon bald der Fall sein. Prometheus versteht es auch wirklich wie eine Unmöglichkeit. Denn sonst würde er nach der Deutung des räthselhaften Wortes gefragt haben, und wenn er die Deutung wusste, sie trotzend, als müsse ihn Zeus doch einmal lösen, anführen. Gleich wenig will es mir klar werden, dass Chiron der von den Kabiren geschlachtete Gott sei. Die Spuren, die Sie davon anführen, scheinen mir zu unsicher, um das daraus zu schliessen. Wie Sie selbst (p. 253) diesen Kabirentod erzählen, passt, dünkt mich, Chiron gar nicht hinein; dennoch scheinen Sie ihn so zu nehmen, und auch dadurch die Beziehung der Prophezeihung im Prometheus auf die Lemnischen Geheimnisse beweisen zu wollen. Was ich oben über die Aeschyleische Stelle sagte, widerlegen Sie freilich p. 48. 49, aber ich gestehe, dass mich diese Widerlegung nicht befriedigt. Die von Ihnen aus dem Agamemnon angeführten Stellen sind ganz verschiedener Art. Sie enthalten eine deutliche, wie wir sagen, namentliche Prophezeihung, eine entschiedene Drohung, und dies scheint mir im Sinne des Alterthums, das nicht hinhalten, nicht überraschen will, sondern

sich bestimmt und klar ausspricht. Sehr dankbar habe ich Ihre Erwähnungen meiner an zwei Stellen bemerkt.

Hirt hat mir wiederholt geäussert, mit welcher Freude er Ihre Trilogien gelesen hat.

Den handschriftlichen Aufsatz, den Sie mir auch geschickt hatten*), habe ich Rauchen mitgetheilt. Er hat sich sehr Ihres Andenkens gefreut. Aber zu einer Arbeit von der Art, wie Sie wünschten, kommt er jetzt nicht. Er hat noch mit den Monumentbildsäulen und Basreliefs dazu zu thun, und das wird ihn wenigstens dies Jahr noch beschäftigen.

Ihr freundschaftlicher Antheil an meinen Arbeiten hat mich herzlich gefreut. Ich habe mich mehrere Monate im vergangenen Winter mit etwas beschäftigt, das der Zusammenstellung aller Ideen über Sprache, die Sie mir vorschlagen, nahe kommt, und bin ziemlich weit darin vorgerückt. Nachher aber haben mich andere Zwischenbeschäftigungen abgezogen und ich werde erst in einigen Wochen dazu zurückkehren können. Das Sprachstudium ist, wie ich es nehme, so unermesslich, dass, wenn man nicht, wie ich nicht möchte, a priori absprechen will, man sich in unendlich Verschiedenes einlassen muss. Ich scheue es nicht. Ich sehe wohl, dass, indem ich mich auf diese Weise zerstreue, ich nicht zu einem das Ganze umfassenden Werk kommen werde. Aber einestheils ist meine Ueberzeugung fest, dass, ohne so viel Einzelnes vorher durchzugehen, das Ganze auch besser ununternommen bleibt. Andererseits ist der Hauptzweck meines Lebens eigentlich nie weder das Schreiben, noch das Thun gewesen, sondern der, durch Schreiben und Thun, soviel als möglich, und durch so nahe kommende Anschauung, als möglich,

*) Ueber die Polygnotischen Gemälde in der Lesche zu Delphi, worüber eine Abhandlung erst 1847 in den Schriften der Berliner Akademie erschienen ist.
F. G. W.

von den verschiedenen Arten des menschlichen Seins und der menschlichen Bemühungen in mich aufzunehmen. Darum ist mir das Indische so lieb gewesen, weil es, gross und schön an sich, durchaus eigenthümlich ist.

Eine Zeit habe ich wieder den Aegyptischen Schriften gewidmet. In meiner Ansicht kann ich dieser Sache nicht fremd bleiben. Sie hat vielerlei wichtige Beziehungen. Die Champollion'sche und Young'sche Art kenne ich nun hinlänglich und muss nun mit ihnen fortgehen. Aber die Spohn'sche und die seines Herausgebers Seyffarth, der neulich hier bei mir war, sind neu, und ehe nicht der zweite Theil des Spohn'schen Werkes erschienen ist, setze ich meine Abhandlung über die Schrift nicht fort und lasse auch den Anfang nicht drucken. Sie können aber einen Auszug aus der Handschrift im Journal Asiatique*) gesehen haben.

Mit dem Verfasser dieses Auszugs, Schultz aus Darmstadt, der mir ein recht geistvoller Mensch scheint, bin ich im Briefwechsel über das Chinesische, vorzüglich über den alten Stil, den man gewöhnlich Chinesische Sprache nennt, der mir aber nur Manier einer philosophischen Secte scheint, die Sprache zu behandeln. Doch ist dieser Versuch mit der Sprache höchst merkwürdig, auch darum, weil da offenbar die Schrift stark die Sprache gemodelt hat. Ich habe mehreres Chinesische in Uebersetzungen, und Einiges ganz genau grammatikalisch im Original mit den Französischen sehr guten Hülfsmitteln gelesen.

Seit mehreren Wochen aber sitze ich fast ohne Ausnahme in der Bhagavad Gitá und der Indischen Philosophie, über die man nur ein paar sehr erläuternde Abhandlungen Colebrooke's hat. Dies Werk zieht mich mehr an, je tiefer ich es studire, und es in seinen philosophischen Beziehungen, der ganz eigenthümlichen und vortrefflichen

*) Band V, Jahrgang 1824, S. 369 ff.

philosophischen Terminologie zu durchschauen ist keine leichte Sache. Am wenigsten hat es Langlois verstanden, der Schlegeln im Journal Asiatique zu schulmeistern unternommen hat. Es ist ein wahres Glück, dass man mit einer Uebersetzung von seiner Hand verschont geblieben ist. Ich möchte nicht bestreiten, dass Langlois ganz gut Sanskrit weiss und traue ihm darüber viel mehr Uebung als mir selbst zu. Aber in das Philosophische ist er auch nicht von fern eingedrungen, und an, meinem Urtheil nach, ganz missverstandenen Stellen sind seine Aufsätze reich. Die Schlegel'sche Uebersetzung ist, meiner Ueberzeugung nach, ob sie gleich auch bedeutend viele Stellen hat, wo ich von ihm abweichen möchte, meisterhaft, und hätte sie Niemand jetzt so liefern können. Aber ich habe mich durch genaue Prüfung der Wörter und Gedanken doch überzeugt, und glaube es beweisen zu können, dass es auch nach dieser in jeder Rücksicht trefflichen Uebersetzung unmöglich ist, die Philosophie des Gedichtes wahrhaft zu fassen und einzusehen. Diese ist in der Sprache eingewachsen, und jede Uebersetzung bedürfte eines Commentars, dessen der Text für den, der recht genau alle Parallelstellen vergleicht, entrathen kann. Wie viel man in Absicht der Theorie der Wortbildung, vorzüglich der Bildung der unsinnlichen Ausdrücke für die Sprache überhaupt aus dem Indischen lernen kann, darauf bin ich erst jetzt gekommen. Mit der Gitá muss man aber auch die philosophischen Stellen aus Manu's Gesetzbuch vergleichen. Grüssen Sie doch Schlegel herzlich von mir und entschuldigen Sie mein unglaublich langes Stillschweigen bei ihm. Er ist aber nicht sicher, nicht recht bald einen sehr langen Brief von mir zu bekommen.

Niebuhr das Freundschaftlichste und Herzlichste von mir. Ich habe ihn zwar viel, aber lange nicht soviel gesehen, als ich gewünscht hätte.

Herrn Bach werde ich wohl noch diese Woche in Berlin sehen, ihn dann aber bitten, hieher zu kommen, wo er mein Haus und die Kunstsachen vielleicht gern sehen wird. Es ist mit Ihren Trilogien zu Stande gekommen. Denn ich schrieb Ihnen über den Prometheus von hier fast an dem nämlichen Fleck, wo ich heute in meiner neuen Stube neben meinen Römischen Torsen schreibe, aus einer ganz alten Stube, die ich als Kind bewohnt hatte.

Meiner Frau u. s. w.

Humboldt.

XXXV.

Tegel, 26. October 1825.

Ihr freundschaftlicher Brief vom 4. v. M. hat mir, wie alle, die ich von Ihnen empfange, die herzlichste Freude gemacht, und ich danke Ihnen, liebster Freund, auf das innigste dafür. Es ist meiner Frau und mir wirklich rührend gwesen, dass Sie Sich des Geburtstages des 16. Mai erinnert haben, und Sie können gewiss überzeugt sein, dass auch in uns die Erinnerungen jener Zeit, wo Sie in unserm Hause lebten, nie erlöschen werden. Meine Frau und Caroline grüssen Sie auf das freundschaftlichste. Ihre Reise nach Berlin würde uns, wenn sie gerade in eine Zeit getroffen hätte, wo wir dort oder hier gewesen wären, unendliche Freude gemacht haben, allein als Geschäftsreise wie Sie sie mir schildern, hätte ich sie Ihnen selbst nicht gewünscht. Es ist in Berlin doch Vieles, was Sie interessiren wird, auch Menschen, denen daran liegt, Sie zu sehen, und die Sie wieder gern sehen werden, und alles dies müssen Sie in freier und heiterer Musse geniessen. Sehr schmerzhaft ist mir gewesen, was Sie von Ihrem Vater sagen. Ich wünsche von Herzen, dass seine

Gesundheit sich wieder herstellen möge. — Ihren Philostrat habe ich freilich bis jetzt nur sehr flüchtig ansehen können, allein ich lese und studire gewiss noch Einzelnes darin. Wenn ich mich auch jetzt meist mit sehr heterogenen Dingen beschäftige, so verlieren meine früheren Beschäftigungen ihren Reiz für mich nicht, und ich lese doch immer noch sehr viel Griechisch und Römisches. Ich hätte aber gewünscht, der Philostrat wäre Deutsch. Nun haben Sie einen ganzen Theil des Publikums ausgeschlossen, und einen sehr dankbaren, die Künstler. Ich freue mich, aber bewundere auch Ihre rüstige Thätigkeit, liebster Freund, die neben dem Lesen und gewiss vielen anderen Geschäften, so Vieles zu Tage fördert. Ihrem Theognis sehe ich mit wahrem Verlangen entgegen. Mir wird es immer unmöglich bleiben, viel drucken zu lassen. Ich schreibe zum Druck zu zögernd und langsam, und mache nicht bloss zu dem, was ich schreibe, oft übermässig grosse Vorstudien, sondern oft auch Vorstudien zu Arbeiten, die ich nie mache, oder die nie erscheinen, so dass auch von den Vorarbeiten Niemand etwas erfährt. So habe ich im vergangenen Winter gewiss vier Wochen mit den Sprachen der Südseeinseln zugebracht, und mir die Mühe gegeben, ein ganzes Otaheitisches Evangelium Johannis bloss nach dürftigen Hülfsmitteln verwandter Dialekte durchzuarbeiten, ohne dass ich weiss, ob ich davon je Gebrauch werde machen können. Es scheint mir aber nothwendig, in den Studien, die ich treibe, Vieles, auch zur Seite Liegendes, zu durchlaufen, bloss um gewiss zu sein, dass da nichts steckt, was den Behauptungen, die man machen möchte, feindlich entgegentritt. Das Meiste aber, was in mir der Autorschaft entgegenwirkt, liegt tiefer in meiner Ansicht des Lebens. Ich habe, so lange ich in Geschäften war, mehr auf das Thun als die Thaten gehalten, und halte im literärischen Leben mehr vom Lernen als vom Hervorbringen. Ich habe einmal

die bestimmte Idee, dass man, ehe man dies Leben verlässt, soviel von inneren menschlichen Erscheinungen, für die ich doch allein rechten Sinn habe, da mich alles Andere nur vorübergehend berührt, kennen und in sich aufnehmen muss, als nur immer möglich ist. Ein mir neues wichtiges Buch, eine neue Lehre, eine neue Sprache scheinen mir etwas, das ich der Nacht des Todes entrissen habe, und machen mich innerlich viel mehr glücklich, als ich es aussprechen kann. Das geringe Talent äusserer Hervorbringung, das ich besitze, ist auch gar nicht zu vergleichen mit dem, wie ich wahrhaft sagen kann, viel ausgezeichneteren, Verschiedenartiges und Tiefes in mich aufzufassen und innerlich zu verknüpfen, und jeder Mensch muss doch seiner Individualität und seinem charakteristischen Talent nachgehen. Dass ich z. B. Sanskrit gelernt habe, kann ich in der Freude und Genugthuung, die es mir innerlich verschafft, mit keinem andern Gut und keiner andern Freude vergleichen. Es ist mir geradezu ein solcher Gewinn, wie es mir war, in das Griechische einzugehen, und da es sich mit dem Griechischen glücklicherweise in mir verbindet, stellt es sich auf einmal auf eine viel höhere Stufe. Den ganzen Sommer habe ich Manu's Gesetzbuch gelesen und studirt, grossentheils mit dem Indischen Commentar, und ob es gleich bei Weitem die Eindrücke nicht hinterlassen kann, welche die Bhagavad Gitá macht, so gewährt es mir doch einen ungemeinen Genuss. Friedrich Schlegel hat von beiden Gedichten (verrathen Sie mich aber dem Bruder nicht) wirklich ziemlich wie der Blinde von der Farbe gesprochen, und mit schneidender Systemsucht. Ich werde vermuthlich auf die fertige Abhandlung über die Gitá eine über den Manu folgen lassen, in der ich alle metaphysischen Stellen, die zum Theil ganze Bücher sind, auf das sorgfältigste durchgegangen bin. Ein grosser Reiz des Alterthums, davon bin ich jetzt fest überzeugt, liegt gewiss darin, dass eine

Schrift aus klassischer Zeit nicht mehr Gedanken eines Einzelnen, sondern einer Nation, eines Zeitalters scheint, und der Mensch will doch immer auf der breiten Basis der Menschheit ruhen, nicht ohne geheime Ahndung, dass in dieser unmittelbarer die Gottheit liegt. —

Sie haben vielleicht, liebster Freund, aus den Zeitungen gesehen, dass ich an der Spitze eines Kunstvereins stehe, der sich hier gebildet hat, um die Hervorbringung und Verbreitung von Kunstwerken zu befördern. Die Sache hat sehr guten Fortgang, und wir mögen wohl schon 1200 bis 1300 Thaler jährliche Beiträge unterzeichnet besitzen. Ich werde so frei sein, Ihnen einige Exemplare des Statuts und der Ankündigung zu überschicken, und es würde uns sehr freuen, wenn wir durch Sie auch von dorther Unterschriften erhielten. Der Verein hat die Portofreiheit, und wenn Sie uns etwas für unsern Zweck überschicken wollten, müssten Sie nur die Addresse an den Verein richten (abzugeben bei mir oder dem Secretair Dr. Jüngken) und Ihren Namen eigenhändig auf die Addresse schreiben. Natürlich muss in dem beigefügten Brief zugleich nichts Anderes stehen, als was auf den Verein unmittelbar Bezug hat. — Dass Schlegel Viele erzürnen muss, sehe ich auch daraus, dass er gar nicht schreibt. Ich habe ihm im Julius einen Aufsatz geschickt, und weiss noch nicht, ob er ihn empfangen hat. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie es von ihm herausbrächten, nämlich das einfache Factum, ob ihm der Aufsatz zugekommen ist? Hat er ihn erhalten, so bedarf es weiter nichts. Hätte er ihn aber nicht bekommen, dann bitte ich Sie, es mir anzuzeigen. Ich ersuche Sie aber bestimmt, ihn nicht in meinem Namen zu fragen, sondern nur so, als schiene es Ihnen aus meinem Briefe, dass ich ihm etwas geschickt habe. Ich bin über sein Stillschweigen, das ich ganz begreiflich finde, nicht im Mindesten empfindlich, und er würde das unfehlbar denken, wenn ich nach der Antwort fragen liesse. Schlegel

hat wirklich ein seltenes Talent, und ein grosses Verdienst um mehr als Ein Fach des Wissens und Denkens, aber es wäre sehr zu wünschen, dass er wenigstens jetzt die Eigenheit verlöre, sich so leicht durch etwas, das gar nicht mit dem, was er leisten kann, im Verhältniss steht, von dem richtigen Wege abbringen zu lassen. Auch im Sanskrit und von dem, was er darin geleistet, konnte er unglaublich viel mehr, fast mit derselben Mühe thun. — Haben Sie Bopp vielleicht auf seiner Durchreise durch Ihre Gegend gesehen? Er ist eine der stillen und sehr anspruchlosen Naturen, die aber in ihrem bestimmten Kreise sogar viel mehr zu Stande bringen, als man ihnen anfangs zutraut. Ich halte ungemein viel auf seine Sanskrit Grammatik. —

Leben Sie nun herzlich wohl, theurer Freund. Mit der innigsten Freundschaft

der Ihrige
Humboldt.

XXXVI.

[Ohne Datum; eingegangen 10. Februar 1826.]

Ich danke Ihnen herzlich, liebster Freund, für Ihren gütigen Brief vom 10. v. M. Die reichliche Liste von Unterzeichnern für den Kunstverein ist uns ungemein erfreulich gewesen. Es wird in diesen nächsten Tagen eine Verloosung von zwei Bildern sein. An dieser hätten, einer Bekanntmachung in den hiesigen Zeitungen nach, eigentlich diese Unterzeichner von Bonn und Cöln nicht Theil nehmen können, weil sie nicht ihren Beitrag, wie in dieser Bekanntmachung bestimmt war, vor dem 29. Januar eingeschickt hatten. Allein ich habe, um sie nicht ausge-

schlossen zu sehen, das Geld für Alle vorgeschossen. Ich bitte Sie nun, liebster Freund, diese Beiträge einzukassiren und das Geld unter der Ihnen bekannten Addresse des Vereins, mit Bezeichnung Ihres Namens auf dem Couvert, einzuschicken. Nur haben Sie ja die Güte, einem Briefe, der auf diese Weise portofrei geht, nie auch nur Ein Wort, das nicht den Verein betrifft, hinzuzufügen. Mit dem Vereine, denke ich, soll es recht gut gehen, wenn man nicht übermässige Forderungen macht. Erwartet man freilich lauter Werke von Meistern erster Grösse, und überhaupt Unerhörtes, so irrt man sich. Das kann kein Verein schaffen, wohl aber lobenswerthe Bilder, und mitunter auch ganz vortreffliche, anschaffen und verloosen, und dadurch den Künstlern Hoffnung beibringen, dass auch eine nicht für das Brod gemachte Arbeit einen Abnehmer findet. Niebuhr sollte also nicht eifern. Ohne Andere tadeln zu wollen, scheue ich mich immer vor dieser hemmenden Weisheit. Er hat nicht einmal Recht mit dem Tadel des Kunstpilgerns nach Rom. Er hat sich lange nicht genug und mit hinlänglicher Unparteilichkeit mit den Künstlern in Rom amalgamirt, um ihr Treiben recht beurtheilen zu können. Bei so grossen und trefflichen Eigenschaften des Geistes, der Gelehrsamkeit und des Charakters, als er besitzt, möchte ich ihm nicht gerade Sinn zu Beurtheilung von Kunstwerken und noch weniger von Kunsttalenten beimessen. Unser armer Verein leidet aber übrigens ganz unschuldig. Möge auch das Kunstpilgern nach Rom nicht gut sein, so kann es doch unmöglich schaden, wenn man denen, die es thun, Aufgaben macht, aber nur wenn die Skizzen dazu Gutes versprechen, die Gemälde bestellt. Selbst im Statut ist ja das Unterstützen der Künstler in Rom nur als Einer der mehreren Zwecke aufgestellt. Darum nun gleich seinen Namen einer Sache zu versagen, und sich schon dadurch

so auszusprechen, mag in anderer Art gut sein, aber mir sagt es nicht zu; man wirkt durch etwas mehr Toleranz sanfter und mehr. — Zur Aufgabe für Rom hat der Künstlerausschuss gerade die Befreiung der Andromeda nach Philostratus gewählt. Sie tadeln diese Auffassung der Geschichte, liebster Freund. Ich gestehe aber, dass ich Ihnen nicht vollkommen beistimmen kann. Wenn Perseus selbst um die Andromeda bemüht ist, wird die Sache so eine blosse Liebesangelegenheit und etwas modern. Wenn aber das Vorherrschende in der Darstellung der Kampf und das gerettete Volk werden, und Eros als ein ernster Gott erscheint, der mitgekämpft hat, so erhält das Ganze mehr Würde, und das Schicksal der beiden handelnden Personen, als bloss ihre Empfindung angehend, tritt mehr in Schatten. Doch kann man darüber freilich leicht verschiedener Meinung sein. Sobald eine Verloosung geschehen sein wird, und die Verhandlungen der beiden jetzt gehaltenen General-Versammlungen gedruckt sein werden, wird Ihnen für jedes Mitglied, das bei Ihnen unterzeichnet hat, ein Exemplar zugeschickt werden. Sobald das Geld einläuft, werden Sie auch die Quittungen erhalten. Bei den in Cöln Unterzeichneten war die Höhe des Beitrages nicht angegeben. Ich habe angenommen, dass sie Alle einfache Beiträge leisten. — Meine Abhandlung über die Buchstabenschrift, die Schultz im Asiatischen Journal erwähnt hat, werden Sie, wenn nicht mit diesem Briefe, doch in wenigen Tagen nachher erhalten. Ich werde sie sous bande abgehen lassen, und so frei sein, ein Exemplar für Niebuhr und Schwenck beizulegen. Ich halte die Sache für wichtig und wahr, und bin auch Ihrer Meinung, dass Alphabete ohne Hieroglyphen und Chinesische Figuren erfunden worden sind. Ueber das Aegyptische habe ich in dieser Abhandlung fast ganz geschwiegen. Man muss erst abwarten, dass sich die streitenden Parteien mehr aussprechen. — Dagegen habe ich mich diesen Winter

ernstlich mit dem Chinesischen beschäftigt, was für das grammatische Studium ganz unentbehrlich ist. Es ist eine wahrhaft wunderbare Sprache, die man nicht überschätzen muss, aber nicht verachten kann, vielmehr von einer Seite sehr hoch achten muss. Die äusseren Schwierigkeiten scheinen gross, sind aber bis zu dem Zweck, um schon sehr wichtige Bücher lesen zu können, in weniger als vierzehn Tagen überwunden. Ich habe darüber geschrieben, will es aber erst Rémusat mittheilen, weil meine Kenntniss doch etwas jung ist. — Ueber das Japanesische werden Sie eine Kleinigkeit von mir in Kurzem im Journal Asiatique finden.*) — Die Abhandlung über die Bhagavad Gitá werde ich erst im Sommer drucken lassen. Ueber den Manu habe ich nur erst die Materialien gesammelt. Ich erwarte die neue nun erschienene Ausgabe. — Bei allen diesen Sprachstudien komme ich immer darauf zurück, und hoffe Gelegenheit zu finden, es einmal recht ordentlich zu sagen, dass die Griechische Sprache und das Griechische Alterthum das Vorzüglichste bleiben, was je der menschliche Geist hervorgebracht hat. Was man vom Sanskrit rühmen mag, das Griechische erreicht es nicht, auch ganz einfach, als Sprache, nicht. Das wird immer mein Glaubensbekenntniss sein, und Schlegel weiss zu viel Griechisch, um das nicht auch zu finden, er müsste denn sagen, dass ich zu wenig Sanskrit wüsste. Dagegen würde ich wenig streiten, allein gerade das Grammatische habe ich genau im Sanskrit studirt, und darin möchte ich es ziemlich mit Jedem aufnehmen. Ich verfolge jetzt in allen Sprachen, was keiner allein angehört, und darum muss ich mich verbreiten, aber ich denke mich doch einmal wieder bloss im Griechischen zu vertiefen, und einer alten Idee nachzugehen, dass alle wahrhafte Geistesbildung

*) Notice sur la grammaire Japonaise du P. Oyanguren, jetzt Ges. Werke VII, 382 ff.

aus den Eigenthümlichkeiten des Attischen Dialektes hervorgeht. Lassen Sie es Sich also nicht leid sein, vorzugsweise im Griechischen zu leben und weben. Ihren Theognis habe ich noch nicht lesen können, doch schon gesehen, dass mir die Prolegg. allein schon eine grosse Freude versprechen. — Schlegel hat mir zwar nicht geschrieben, sondern mir sous bande seine Lateinischen Sachen geschickt, aber sagen Sie ihm ja nichts. Ich bin ihm keinen Augenblick böse darum. Sein Gedicht ist in jeder Art gelungen. Aber der Brief an Blumenbach hat das Schlimme, dass er sich durch die Sprache hat zu einer gewissen Ideenleere hinreissen lassen. Ist es denn nicht anziehender und war es hier nicht sehr möglich, die Sprache mit Ideen ringen zu lassen, die ihr nicht immer geboten werden? — Die Hamaker'sche Recension werde ich aufsuchen. Klaproth's Sprachideen gehören nicht zu den erleuchtetsten. Doch liegt in der Asia polygl. viel Brauchbares, und wichtiger scheinen mir noch seine Tableaux de l'histoire de l'Asie. — Meine Frau und Caroline grüssen Sie herzlich. Die erstere ist gar nicht wohl diesen Winter. Sie leidet recht viel an gichtischen Uebeln. Ich selbst bin in Berlin seit einigen Wochen unpässlich. Doch geht das über. Leben Sie herzlich wohl, liebster Freund. Mit der hochachtungsvollsten Freundschaft

der Ihrige
Humboldt.

[*Randschriftlich.*] Schultz, den Sie also kennen*), hat vom Französischen Minister der auswärtigen Angelegenhei-

---

*) Er zeigte ungewöhnliches Talent und Arbeitslust schon im Gymnasium zu Giessen, wo er z. B. in Secunda den ganzen Quintus Smyrnaeus für sich in Hexametern übersetzte, folgte mir später bei meiner Versetzung nach Göttingen, wurde dann ausserordentlicher Professor in Giessen, ging von da bald nach Paris und gewann nicht bloss dort, bei St. Martin und andern Französischen Gelehrten, sondern nachher auch bei Türkischen in Konstantinopel ungewöhnliches Vertrauen und Unterstützung. F. G. W.

ten Auftrag erhalten, auf dessen Kosten vier Jahre lang im Orient zu reisen, um Manuscripte des Zend und Pehlvi für die Pariser Bibliothek zu sammeln. Es lässt sich viel davon erwarten, und Schultz scheint mir ganz gemacht dazu. Nur, glaube ich, sollte er sich mit Rask besprechen, der in dieser Gattung viel gesammelt hat.

XXXVII.

Tegel, 10. October 1826.

Ich danke Ihnen herzlich, theuerster Freund, für Ihren gütigen und freundlichen Brief vom 16. v. M. und bitte Sie, ja nie über ein längeres Stillschweigen von Ihrer Seite in Verlegenheit zu sein. So gern ich Ihre Briefe empfange, möchte ich nie, dass Sie Sich darum in wichtigeren Arbeiten störten, oder zu einer Zeit schrieben, wo Sie nicht die rechte Stimmung dazu fühlen. Nur unter diesen gegenseitigen Bedingungen kann man sich selbst auf freundschaftlichen Briefwechsel einlassen.

Meine Frau, die mit Carolinen Sie herzlich grüsst, war wirklich, als sie ihre Badereise antrat, recht leidend, und mehr als das, wirklich bedenklich und gefährlich krank. Glücklicherweise hat das Bad kräftiger gewirkt, als wir zu hoffen gewagt hatten. Das Befinden ist seit der Rückkehr ungemein besser, die Kräfte gehoben, alle Symptome des Uebels gemindert, das Aussehen mit dem im Frühjahr nicht zu vergleichen, und Lebensmuth und Heiterkeit zurückgekehrt. Bei einem einmal sehr eingewurzelten gichtischen Uebel kann man niemals wissen, ob nicht der Winter es wieder sehr verschlimmern kann, ist das aber nicht der Fall, so lässt sich mit Grund hoffen, dass ein nochmaliger Gebrauch Gasteins eine völlige Wiederherstellung bewirken wird. Wie viel beruhigter und freudiger mich dies in die Zukunft blicken lässt, die

mich vorher sehr bekümmerte, brauche ich Ihnen nicht zu sagen, und da ich Ihre Freundschaft für uns, Ihren Antheil an unseren Schicksalen kenne, so ist es mir ein wahrer Genuss, Ihnen diese erfreulichen Nachrichten mittheilen zu können.

Bach's habe ich mich mit Vergnügen angenommen, da Sie, liebster Freund, ihn mir empfohlen hatten, und mir sein Fleiss und seine Kenntnisse eine günstige Meinung von ihm einflössten.

Ihre Theilnahme am Kunstverein und der Beifall, den Sie seinem Anfange schenken, haben mich beide gleich sehr gefreut. Ob gerade die Aufgabe der Andromeda sehr zu loben ist, lasse ich dahingestellt. Es ist mein Grundsatz bei dem Vereine gewesen, dass nur Künstler über das Künstlerische urtheilen sollten, darauf halte ich fest. Eine Mischung von Laien und Künstlern taugt gar nichts. Bei einem Hamburgischen Vereine hat man die Künstler ganz ausgelassen. Es urtheilen also bloss Dilettanten. Was sind aber Dilettanten? — theils solche, die einem ihnen bekannten Künstler folgen: dann hat man Künstler, ohne Verantwortlichkeit, im Rath; theils Leute, die auch das Laster des Malens haben: dann hat man schlechte Künstler darin. Deren, wo Beides nicht ist, giebt es wenige, und von denen muss man nun noch die eigensinnigen Theoretiker und die ganz Unwissenden, als unbrauchbar abschneiden. Was bleibt dann übrig?

Dass man eine Gallerie Philostratischer Gemälde hätte, auch nur in Zeichnungen und Umrissen, wäre zwar sehr hübsch, aber rathen möchte ich doch keinem Künstler, sie zu unternehmen. Es wäre eine fortlaufende Reihe von Erfindungen und Compositionen, ohne den Ernst der einzelnen Ausführung. Der gemachte Künstler wird sein Talent nicht so ausgeben wollen und wird Recht haben. Dem angehenden könnte es aber sehr schädlich werden. Der Leichtigkeit, die er gewönne, könnte es wohl an

Gehalt fehlen, und vom Studium und Ausführung des Details würde er durch die Lust am blossen Componiren und Zusammenstellen, was einen grossen Reiz hat, abgezogen. Die Französischen und Englischen Arbeiten dieser Art scheinen mir eher abmahnender Natur.

Meine Abhandlung über die Bhagavad Gitá habe ich sous bande für Sie auf die Post gegeben. Nehmen Sie, liebster Freund, sie mit gewohnter Güte und Nachsicht auf. Meine Absicht ist, dass das Gedicht auch unter denen bekannt werde, die nicht Sanskrit wisssen. So trefflich die Schlegel'sche Uebersetzung ist, so liest sie niemand, und wer sie liest, lernt doch das Gedicht nicht kennen. Man ermüdet über den Wiederholungen, Einschaltungen u. s. f. Es ist durchaus nothwendig, das Einzelne, wie ich gethan, anders zu ordnen, zugleich zu sichten, und geradezu nicht Alles zu geben. Dann ist auch das Lateinische gerade die Sprache, in die man so etwas nicht übersetzen darf. Endlich sehen die Menschen Lateinische Uebersetzungen bei Sanskritoriginalen wie Eselsbrücken für Sanskritlernende an, und überschlagen sie. Meine Abhandlung ist aus einer wahrhaft ungemeinen Liebe zu dem Gedicht entstanden. Ob diese vor Lesern, wie Sie, mein Bester, und andern, die alle Bedingungen zum entscheidenden Urtheil mit der Art Parteilosigkeit, die die Nichtbeschäftigung mit der Ursprache giebt, verbinden, sich durch meine Arbeit rechtfertigen wird, ist die Frage. Die Deutsche metrische Uebersetzung hätte Schlegel unbedenklich viel besser gemacht, ich habe aber die eigene Treue hineingelegt, die wenigstens ich bei anderen, auch Schlegel'schen Uebersetzungen, bisweilen vermisse. Ich wünsche sehr, recht bald Ihr Urtheil zu erfahren.

Die Schmidt'sche Arbeit über den Infinitiv schätze ich auch. Nur genügt mir seine Widerlegung meiner Meinung nicht, und seine grammatische Grundidee kann ich nicht billigen. Er hätte nicht von der Bernhardi'schen

abgehen, sondern diese vielmehr tiefer studiren sollen, wie er sichtlich nicht gethan. Ich habe ihm weitläuftig darüber geschrieben*). Es ist überhaupt ein eigenes Ding, dass jetzt die Menschen so gern eigene Theorien aufstellen, ohne die bisherigen zu prüfen und zu widerlegen. Auch dem jungen Görres muss ich das vorwerfen. Sein Begriff des Verbums ist sichtlich falsch, und er konnte den richtigen aus Bernhardi schöpfen.

Doch danke ich Ihnen sehr für seine Bemerkungen. Da ich ihn erst in einem halben Jahre hier sehen könnte, so veranlassen Sie ihn doch, mir seine Preisschrift mitzutheilen. Ich werde dann auf seine Bemerkungen, die einen guten, wenn auch nicht klaren Kopf verrathen, antworten.

Leben Sie herzlich wohl! Mit der innigsten und hochachtungsvollsten Freundschaft

der Ihrige
Humboldt.

XXXVIII.

Berlin, 28. Januar 1827.

Ich habe eine Reise nach Jena, Weimar und Rudolstadt und auf ein Gut meiner Frau im Mansfeldischen gemacht, und bei dem ländlichen Aufenthalt ist mir der kleine Aufsatz des jungen Görres in die Hände gefallen, den Sie, theuerster Freund, mir einmal mitzutheilen die Güte hatten. Ich habe, wie ich mir längst vorgesetzt hatte, aufgeschrieben, was mir dabei eingefallen ist, und stelle Ihnen anheim, es ihm mitzutheilen. Wenn Sie dies thun, so sagen Sie ihm ja, wie sehr es mich gefreut hat, dass er sich hat mit meinen Ideen beschäftigen wollen.

*) Siehe: Ueber den Infinitiv, Schreiben an Maximilian Schmidt, vom 28. October 1826, abgedruckt in der Zeitschrift für vergleichende Sprachkunde, December 1852.

Ich war zehn Tage in Weimar und täglich mehrere Stunden mit Göthe. Man kann ihn kaum in einer anderen Periode seines Lebens heiterer und zufriedener, auch beschäftigter und thätiger gesehen haben. Seine Gesundheit ist ganz wieder hergestellt, und er ist das Bild eines schönen und rüstigen Greises. Die Herausgabe seiner Schriften setzt ihn in die erfreulichste Thätigkeit. Er zersplittert nicht seine Zeit dabei auf eine kleinliche Weise, sondern geht daran, das Wichtige und Grosse, was noch der letzten Hand bedurfte, zu vollenden. Es wird sehr viel Neues in der neuen Ausgabe erscheinen. Eine zum Faust gehörige Episode, Helena, in früherer Zeit angefangen, aber in der spätesten und zum Theil erst jetzt vollendet, gab er mir zu lesen. Es ist eine sonderbare Composition wie es bei dem Sujet nicht anders sein kann, aber von Anfang bis zu Ende belebt durch die regste und höchste Poesie. Diese Helena, und eine wunderschöne, vor einigen Jahren in den Böhmischen Bädern gedichtete Elegie werden allein der ersten, Ostern erscheinenden Lieferung einen entschiedenen Werth geben.

In Jena war ich, vorzüglich wegen Frau von Wolzogen, die sich jetzt dort aufhält, acht Tage lang. Ich habe wieder die Bemerkung gemacht, dass die Universitäten, durch alle ihre Phasen hindurch, doch ihren eigenthümlichen Geist behalten. Auch jetzt finde ich in Jena bei den Professoren vorzugsweise philosophischen Sinn und aufs Allgemeine gehende Bildung.

In Rudolstadt ist die verwittwete Fürstin (eine Prinzessin von Hessen Homburg) eine der geistreichsten und sinnvollsten Frauen.

Es verlangt mich sehr, recht bald von Ihnen, liebster Freund, und Ihren Beschäftigungen zu hören. Ich bitte Sie auch Schlegel und Niebuhr, wenn Sie ihn sehen, herzlich von mir zu grüssen.

Mit der Gesundheit meiner Frau geht es in diesem

Winter bei Weitem besser, als man hoffen durfte, meine Kinder sind gleichfalls wohl, und meine Frau und Caroline grüssen Sie sehr. Leben Sie innigst wohl. Ganz

der Ihrige

Humboldt.

XXXIX.

6. April 1827.

Ich erfahre so eben, dass ein Courier abgeht, und habe nur die Zeit Sie, theuerster Freund, in zwei Worten zu bitten, ein Exemplar der Inlage für Sich anzunehmen, und eins Schlegel, das dritte aber Niebuhr zu schicken und beiden zu sagen, dass eine Arbeit, mit der ich eben beschäftigt bin, mich abhält, ihnen heute zu antworten, dass ich es aber nächstens thun werde. Für Ihren gütigen Brief danke ich herzlich. — Meine Frau und wir alle sind wohl. — Mit der herzlichsten Freundschaft

Ihr

Humboldt.

XL.

Tegel, 8. Julius 1827.

Ich wollte Ihnen, theuerster Freund, einen ausführlichen Brief durch Schlegel schreiben. Allein seine verspätete Abreise hat mich so nahe an meine eigene gebracht, dass ich herzlich bedaure, Ihnen jetzt nur einige flüchtige Worte sagen zu können. Ich begleite nämlich meine Frau und Caroline, die sich Ihnen herzlich empfehlen, in das Bad von Gastein, und wir reisen in zwei, drei Tagen ab und können vor der Mitte Septembers nicht hieher zurückgekehrt sein. An meiner Frau hat das Gasteiner Bad im vorigen Jahre in der That Wunder bewiesen.

Sie war in einem Krankheitszustande, an den ich nicht ohne wahres Entsetzen zurückdenken kann, und der, wenn nichts ihn aufgehalten hätte, gewiss sie in wenigen Monaten dem Tode zugeführt hätte. Sie hat Gastein gebraucht und ist seit ihrer Rückkehr bis jetzt von gichtischen Anfällen befreit gewesen, und hat sich den strengen Winter und das Frühjahr hindurch wirklich sehr wohl befunden. Bloss seit vier Wochen haben einige, jedoch nur Stundenlang anhaltende Anfälle des alten Uebels sie an die Nothwendigkeit erinnert, Gastein abermals zu besuchen. Caroline ist von ihrer sonstigen Kränklichkeit ganz hergestellt. Ich habe mich ohne allen Anstoss wohl befunden, selbst mit meinen Augen geht es besser. Indess werde ich Gastein brauchen, da ich einmal dort sein werde. Das Bad ist allgemein stärkend, und vorzüglich bejahrten Personen wohlthätig. Ich mache indess die Reise nicht desshalb, sondern bloss um meine Frau und Carolinen nicht allein reisen zu lassen. Ich entferne mich immer ungern von hier und meinen gewöhnlichen Arbeiten. Sie leiden unausbleiblich durch die langen Unterbrechungen, und leider sind meine Untersuchungen, sei es an sich, oder bei meiner Methode, höchst zeitraubend. Denn es ist ein durch Erfahrung in mir bestätigter Grundsatz, dass man in Sprachen nichts machen kann, wenn man nicht in sehr kleinlich scheinendes Détail hinabsteigt. Ich verfolge jetzt die Untersuchungen, die Sie aus meinem Brief an Abel-Rémusat*) kennen, und sie haben mich zunächst in die Sprachen der Südsee-Inseln geführt. Es existirt ein eigenes Sprachgebiet, ganz, in Rücksicht auf die Grammatik, ausser dem der klassischen Sprachen und des Sanskrits, und in diesem habe ich mich schon seit einigen Jahren festgesetzt, und siedle mich immer mehr darin an.

*) Lettre à Mr. Abel-Rémusat sur la nature des formes grammaticales en général, et sur le génie de la langue Chinoise en particulier. Paris 1827. Ges. Werke VII, 294 ff.)

Eine deutliche Einsicht in die Natur desselben aber habe ich erst seit Kurzem gewonnen. — Es ist möglich, dass ich im nächsten Jahre eine Reise nach Paris und London mache. Sie werden aus den Zeitungen gesehen haben, theurer Freund, dass mein Schwiegersohn Bülow Gesandter in London geworden ist. Gabriele ist mit ihren drei Kindern noch hier, und wenn er sie noch den Winter hierlässt, und dann im Frühjahr nicht selbst abholt, so werde ich sie nach London begleiten. Vermuthlich gehen meine Frau und Caroline auch mit. Gabrielen's drei Töchter sind allerliebste kleine Geschöpfe. Ich schreibe Ihnen von dem Allen, da Sie immer so liebevollen Antheil uns erhalten haben. Ich lege diesen Zeilen eine Abhandlung über Hieroglyphen bei*), die aber gar nichts Eigenes enthält und auf die ich sehr wenig Werth setze. Wollen Sie die Güte haben, eins der beiden Exemplare an Niebuhr mit meinen freundschaftlichsten Grüssen zu besorgen. Schlegel habe ich leider sehr wenig hier gesehen, da er selten die Stadt verlässt. Er hat mir das bisher von seinem Ramayana Gedruckte mitgetheilt. Es scheint mir eine einzig schöne Arbeit. Leben Sie herzlich wohl, theurer Freund und erhalten Sie mir Ihr gütiges Andenken. Mit der herzlichsten Hochachtung und Freundschaft

der Ihrige

Humboldt.

XLI.

Berlin, 3. December 1828.

Ich habe, theuerster Freund, bei meiner Rückkehr hier Ihren gütigen Brief vom 9. September gefunden, und kann Ihnen nicht sagen, wie sehr er mich gefreut hat

*) Ueber vier Aegyptische löwenköpfige Bildsäulen in den hiesigen Königlichen Antikensammlungen, gelesen am 24. März 1825, gedruckt 1826. (Ges. Werke IV, 302 ff.)

und wie unendlich ich die Güte und Liebe erkenne, mit welcher Sie immer fortfahren, mit alter Freundschaft und wahrer Anhänglichkeit an mich und die Meinen mir zu schreiben. Ich habe zwar in Ihren Epigrammen*) Mehreres und mit grossem Interesse gelesen, es thut mir aber doch leid, dass ich gerade der Art das griechische Alterthum zu studiren, in der Sie die Kenntniss desselben von so vielen Seiten so schön erweitern, jetzt fremder geworden bin. In der Sprache glaube ich zwar mich befestigt zu haben und selbst zu einer Einsicht gekommen zu sein, zu welcher die Philologie auf dem herkömmlichen Wege nicht führt. Ich habe erst in diesem Jahre eine Arbeit über die Attische Reduplication und Einiges damit Zusammenhängende gemacht, die bald gedruckt werden wird**). Aber das Lesen der Schriftsteller, und der ästhetische und antiquarische Theil des Studium leiden natürlich, da ich in meinen hauptsächlichen Untersuchungen eine andere Richtung genommen habe. Ich muss aber nun schon diesen Weg, da ich ihn einmal eingeschlagen habe, verfolgen; ich sehe diese Untersuchungen auch nicht als etwas ins Unendliche Ausgehendes an. Hätten sie bloss gewissermassen äusserlich alle Sprachen zum Endzweck, so wäre der Sache wirklich kein Ziel zu setzen. Allein mein Zweck ist viel einfacher, und gleichsam ein esoterischer, nämlich ein Studium, welches die Sprachfähigkeit in ihrem Innern, als menschliche Fähigkeit, behandelt und ihre Wirkungen, die

*) Sylloge Epigrammatum Graecorum ex marboribus et libris collegit et illustravit Fr. Th. Welcker. Ed. altera recognita et aucta. Bonnae 1828.

**) Kawisprache S. CLXIX (Ges. Werke VI, 156) ist die, von dem Verfasser im Jahr 1828 im französischen Institute gelesene Abhandlung „über die Verwandtschaft des Griechischen Plusquamperfectum, der reduplicirenden Aoriste und der Attischen Perfecta mit einer Sanskritischen Tempusbildung“ erwähnt, worin er die Uebereinstimmung und die Verschiedenheit beider Sprachen in diesen Formen ausführlich auseinandersetzte, und dieselbe aus ihren Gründen herzuleiten suchte. Sie ist nicht gedruckt worden.

Sprachen, nur als Quellen der Kenntniss und Beispiele bei der Entwickelung benutzt. Ich möchte zeigen, dass dasjenige, was eine Sprache zu dieser oder jener bestimmten macht, ihr grammatischer Bau ist, und nun entwickeln, wie der grammatische Bau in allen seinen Verschiedenheiten doch nur gewissen, einzeln aufzuzählenden Methoden folgen kann, so dass sich bei dem Studium jeder Sprache zeigen lässt, welche Methoden in ihr herrschend oder gemischt sind. Mit diesen Methoden selbst aber betrachte ich natürlich den Einfluss jeder auf den Geist und das Gemüth und ihre Erklärung aus den Entstehungsursachen der Sprachen, insoweit dies möglich ist, und knüpfe also das Sprachstudium an die philosophische Uebersicht der Bildungsfähigkeit des Menschengeschlechts und an die Geschichte. Ich bin seit einigen Jahren mit einem Werke hierüber beschäftigt und sehr weit darin vorgerückt. Allein erst der Gasteiner Aufenthalt in diesem Jahr hat meine Ideen über diese Punkte zu einer gewissen Reife gebracht. Ich kann nicht dankbar genug erkennen, dass ich hierin das Meiste dem fortgesetzten Studium des Sanskrit schuldig bin. Es liegt in dieser wunderbaren Sprache ein so unendlicher Stoff zu grammatischen Betrachtungen und Wahrnehmungen nach allen Seiten, auch nach denen unvollkommneren Baues hin, dass er nie wird ganz erschöpft werden können. Es ist besonders wichtig, mit ihm andre Indische Sprachen, die, ob sie gleich später eine starke Mischung von ihm erfahren haben, ursprünglich ganz anderen und sehr unvollkommenen Baues sind, wie das Tamulische und Telugu'sche, zu vergleichen. Zu beiden Sprachen habe ich aus London treffliche und sehr seltene Materialien mitgebracht, und mich mit ihnen schon ziemlich vertraut gemacht. Leider aber fehlen dazu noch viele Hülfsmittel, die erst geschaffen werden müssen. Ich erzähle Ihnen dies nur, theuerster Freund, um Ihnen zu sagen, auf welchem Wege der Forschung ich bin, und

wie ich meine Studien nicht als eine Beschäftigung der Musse, sondern als ein Bestreben ansehe, etwas zu Stande zu bringen, das man hernach weiter ausführen, einen Grund zu legen, auf dem man fortbauen kann. Glücklicher Weise ist meine Gesundheit gut, und ob ich gleich das eine meiner Augen zum Arbeiten gar nicht mehr brauchen kann, und das andere schwach ist, so geht es doch auch damit so, dass es mir bis jetzt nicht zum ernstlichen Hinderniss wird. Ich wollte, ich könnte Ihnen ebenso Erfreuliches und Beruhigendes über die Gesundheit meiner Frau sagen. Leider aber ist das nicht ganz der Fall. Gastein scheint sie zwar von allen gichtischen Beschwerden geheilt zu haben. Allein es haben sich seit einiger Zeit andere Beschwerden und Uebel, denen man nicht einmal einen bestimmten Namen geben kann, eingefunden, an denen sie gelitten hat, und die sie noch mehr nervös angegriffen haben. Es fing unterwegs an, ohne dass die Reise daran im mindesten Schuld zu sein schien. Hier nach unserer Ankunft hatte es zugenommen, allein glücklicherweise hat sich seit Kurzem eine merkliche Besserung eingestellt, und es scheint mir nun auf einem recht guten Wege zu sein. Uebrigens war meine Frau nie bettlägerig dabei, und nie gehindert, an Gespräch und Umgang bei sich Theil zu nehmen. Der Aufenthalt in Paris und London hat sie sehr interessirt und erfreut. England war ihr ganz neu, sie hat sich in London von aller uninteressanten Gesellschaft befreit, und ihre Kräfte nur auf das Besehen anziehender Dinge verwandt. Wir haben vorzüglich sehr viel Gemälde gesehen, an denen in London ein ungemeiner Reichthum ist. So angenehm uns dort das Leben bei unsern Kindern war, so schmerzlich ergriff aber meine Frau die Trennung. Die Entbehrung der Tochter und Enkelinnen macht natürlich auch, dass jedes körperliche Uebel sie mehr angreift, und die Genesung und Erholung davon langsamer und schwieriger ist. Es ist wirklich

traurig, dass uns dies in diesen Jahren unsers Alters trifft, aber freilich auch ist es ein Schicksal, dem man, wenn man Töchter verheirathet, selten ganz entgeht. Mir ist die Reise in der mannigfaltigsten Rücksicht nützlich und angenehm gewesen. Ich war genau vier Wochen in Paris und acht in London, und habe mich in dieser Zeit in beständiger Thätigkeit erhalten. Ich habe eine Menge neuer Bekanntschaften gemacht und Verbindungen geknüpft, die mir für meine Forschungen dienlich sind. Vorzüglich aber hat es mich angezogen und ergötzt, wieder einmal und kurz (denn lange würde es keinen Werth für mich haben) in dem grossen Gewühl dieser mit keinen andern zu vergleichenden Städte zu sein. Dagegen contrastirt die Einsamkeit, die fast absolute, in Gastein. Der Ort, seine Lage, das Leben da, die Stille, die wunderschöne Natur dabei, kurz Alles, wie es da zusammen ist, ist mir werth, und ich verlasse es immer nur mit Bedauern. Jetzt bleibe ich bis zum Frühjahr hier, wo ich, doch nur auf Wochen, auf meine Güter nach Schlesien gehen muss. — — Mit der Mittheilung der Recension haben Sie mich sehr verpflichtet. Ich lese leider gar keine Zeitungen. Mit der innigsten und hochachtungsvollsten Freundschaft der Ihrige

Humboldt.

XLII.

Berlin, 29. März 1829.

Sie haben in so enger Vertraulichkeit eine so schöne Zeit mit uns durchlebt, theuerster Freund, dass es Sie gewiss tief erschüttern wird, wenn ich Ihnen sage, dass meine Frau am 26. d. M. früh um ½8 Uhr gestorben ist*). Ihr Ende war sanft und still und schmerzlos. Sie

*) Ein Brief vom 24. Februar hatte nähere Nachricht von einem Krankheitszustand gegeben, der diesen Ausgang nur zu sehr befürchten liess.

hatte bis zum letzten Athemzug das volle Bewusstsein, sprach mit uns bis wenige Augenblicke vor ihrem Einschlafen, und ihr Hinscheiden bestand nur in einem allmählichen Aufhören des Athmens. Ihr für alles Ausdrucksvolle und Schöne immer empfänglicher Sinn zeigte sich auch noch in diesen letzten Augenblicken. Als sie schon nicht mehr sprach, öffnete sie noch einmal die immer noch klaren, nur matten Augen, und sah auf das schöne Schikische Bild ihrer beiden jüngeren Töchter, und dann sich umdrehend auf eine sehr treue Copie der Raphael'schen Himmelfahrt der Jungfrau aus Perugia. Dann schloss sie die Augen auf ewig. Sie hatte sich acht Tage vor ihrem Tode in das Zimmer tragen lassen, wo die Bilder hingen, und ist in diesem verschieden. Sie hatte in dieser Zeit noch grosses Vergnügen daran, und liess sich einigemal die Lorgnette geben, sie genau zu besehen. Wie nur in ihrer ganzen Krankheit eine Stunde, ein Tag freier von körperlichen Beschwerden war, erschien ihr heiterer Sinn, wie sonst im Leben. Sie sprach von den gleichgültigsten Dingen, nahm an Allem Interesse, ging in alles Tiefere mit der ihr sonst eigenen Klarheit ein und scherzte, als wäre sie im vollen Genuss ihrer Gesundheit. Ihr wohlwollender, freundlicher Sinn äusserte sich unausgesetzt, selbst wenn sie viel litt, gegen jeden, der sich ihr nahte. Von den freundschaftlichen Aeusserungen aus Ihren Briefen sagte ich ihr jedesmal, und auch bei Gelegenheit des letzten von Ihnen drückte sie ihre Theilnahme und ihre Freundschaft für Sie auf das lebhafteste aus. Morgen wird sie beerdigt. Sie hat gewünscht, in Tegel ihre Ruhestätte im Garten zu finden; ich werde dort einen Begräbnissort und ein Denkmal, vermuthlich eine einfache, aber etwas hohe Granitsäule, einrichten lassen. Bis das geschehen ist, lasse ich sie auf dem Dorfkirchhofe beisetzen. Die Tage von ihrem Tode bis heute haben wir sie noch täglich besuchen können. Sie war durchaus

nicht entstellt, man freute sich noch, wie im Leben, die edlen, milden, freundlichen Züge zu sehen. Wie mein Leben künftig alleinstehend sein wird, davon habe ich eigentlich jetzt noch gar keinen Begriff. Einsamkeit, Andenken und Selbstbeschäftigung sind es, worauf ich Hoffnung richte, aber auch die Stimmung, die dies im Gemüth erfordert, wird schwer zu gewinnen sein. Erhalten Sie mir, liebster Freund, Ihre liebevolle Güte und Theilnahme. Sie können mit Gewissheit rechnen, dass ich einen sehr hohen Werth darauf setze. Leben Sie wohl! Mit der innigsten Freundschaft

der Ihrige
Humboldt*).

XLIII.

Berlin, 19. April 1829.

Tausend Dank, theuerster Freund, für den freundschaftlichen Antheil, den Sie mir in Ihrem letzten Briefe beweisen. Ich weiss, dass es ein wahrer und herzlicher ist, und Ihr schöner Brief hat Carolinen und mich unendlich gefreut und gerührt. Alles, was uns von Ihnen kommt, führt uns lebendig das Bild schöner und in sehr glücklichen Umgebungen verlebter Jahre vor die Seele, gegen die freilich die jetzige Verödung sehr schmerzlich absticht.

Ich schreibe Ihnen heute, um Ihrer Güte den jungen Menschen zu empfehlen u. s. w.

---

*) Der dies mit der eilendsten Feder auf's Papier warf und vermuthlich an demselben Tage nicht wenige Briefe gleichen Inhalts schrieb, weinte, als er zuerst nach dem eingetretenen Fall seinen alten Erzieher, den G. R. Kunth sah, wie mir dieser bei einem Besuch in Bonn erzählt hat, indem er sich ihm mit dem Kopf an die Brust lehnte. Diese Thränen sind mir nicht überraschend. In Rom, als mein Zögling Theodor eines Morgens bei mir in meinem Zimmer war, kam der Vater herauf um ihm zu sagen, dass sein zweijähriger Bruder Gustav eben verschieden sei, küsste ihn und weinte.

F. G. W.

Leben Sie herzlich wohl, und setzen Sie Ihre schönen Arbeiten mit Heiterkeit fort und gedenken Sie manchmal unserer. Mit der herzlichsten und wärmsten Freundschaft

Ihr

Humboldt.

XLIV.

Tegel, 29. Januar 1830 [*dictirt*].

Ich danke Ihnen sehr, theuerster Freund, für Ihre gütigen beiden Briefe vom 10. October und 4. Januar, die mir als neue Beweise Ihres Vertrauens und Ihrer Freundschaft unendlich angenehm gewesen sind. —

Ich habe mich seit dem vorigen Frühjahre ganz hieher zurückgezogen, und komme nur so oft in die Stadt, als es das Geschäft der Einrichtung des Museums, dem ich vorstehe, erfordert. Meine beiden ältesten Töchter und mein Schwiegersohn, der Oberst von Hedemann, sind seit dem November in Berlin, besuchen mich aber hier von Zeit zu Zeit. Dies einsame Leben sagt mir gerade jetzt am meisten zu, und da ich auch nach dem Gebrauche des Bades von Gastein einer guten Gesundheit geniesse, so kann ich von allen diesen Seiten nicht klagen. Ich werde Ihnen bald die Freude machen können, Ihnen eine sehr gelungene Zeichnung meiner Frau zu schicken. Sie wird jetzt lithographirt, und ist vom Professor Wach. Es ist diesem auf eine ordentlich wunderbare Art gelungen, die Züge der Verstorbenen so im Gedächtniss eingeprägt zu erhalten, dass er sie auf diese Weise wiedergeben konnte. Sie werden gewiss selbst finden, dass keines der bei ihrem Leben gemachten Bilder nur auf die Hälfte so gut gelungen ist. Vielleicht lasse ich die Zeichnung noch in Kupfer stechen, da die Lithographirung doch vergänglicher ist. Das Grabmal ist nun auch im Herbste hier fertig geworden. Es besteht in einer zwölf Fuss hohen,

sehr schön polirten Granitsäule mit Sockel und Ionischem Kapital von weissem Marmor. Die Säule steht auf einem Postamente, welches die Inschrift trägt, und dieses wieder auf vier Stufen. Postament und Stufen sind von grauem Marmor. Auf der Säule wird die Statue der Hoffnung im Aeginetischen Stile stehen, welche meine Frau vor langer Zeit selbst bei Thorwaldsen bestellt hatte, und die jetzt unterweges ist. Ob ich aber die Statue selbst der Witterung aussetze, oder eine Copie davon machen lasse, ist noch nicht entschieden. Vor den Stufen des Grabmales ruht der Körper in der Erde an der Seite, wo man das Haus im Gesicht hat; die Umfassung ist auf der hinteren Hälfte ein steinerner Halbkreis, welcher zugleich eine Bank bildet, und an den sich vorne ein eisernes Gitter in viereckter Form anschliesst. Das Ganze steht an einem Fleck, der auf der einen Seite von einer grossen Eiche und dunkelen Tannen beschattet ist, aber übrigens freie Aussicht auf das Feld und den See hat. Die Entfernung vom Hause ist zwar mässig, aber doch so, wie die Stille eines Grabes sie fordert. Ich hoffe immer, dass Sie in diesem oder dem nächsten Jahre einmal herkommen, und mich hier besuchen werden. Auch das Museum verdient die Reise; es wird am Ende des Sommers vollkommen im Stande sein, und enthält grosse Schätze, theils solche, die man nur bisher nicht kannte, theils zugekaufte.

Ueber das, was Sie mir gütigst geschickt haben, theuerster Freund, kann ich Ihnen heute nichts sagen, als Ihnen auf das Herzlichste dafür danken. Ich erfahre leider, dass man nicht in dem Masse viel vor sich bringt, in dem man viel Zeit hat. Aber es liegen mir eine Menge Privatgeschäfte zur Last. Ich arbeite jetzt langsamer, und alle Arbeiten über Sprachen haben das Unangenehme, dass man nicht unterlassen kann, in ein grosses lexicalisches und grammatisches Detail einzugehen. Ich bin aber in diesem Augenblick bei einer Arbeit, die, wenn

ich sie durchführen kann, wie es mein Plan ist, auf einmal alle Ideen, die ich über Sprache bisher gefasst habe, aufhellen, und klarer entwickeln wird, ja durch die ich mir schmeichle, die Kenntniss der Sprachbildung überhaupt um ein Grosses weiter zu bringen. Ich habe mich schon seit längerer Zeit mit den Malayischen Sprachen beschäftigt, besitze dazu Hülfsmittel, die man theils nicht hatte, theils nicht benutzte, und glaube nun in diesen Sprachen und in ihrem Verhältniss auf der einen Seite zum Chinesischen, auf der anderen zum Sanskrit den Punkt gefunden zu haben, aus welchem sich die hauptsächlichsten Verschiedenheiten der Sprachbehandlung sowohl in Absicht der Grammatik als der Wortbildung übersehen lassen. Meine Arbeit wird zunächst im Detail nur die Malayischen Sprachen betreffen, aber sich in Absicht der Sprachgrundsätze über alle südasiatischen verbreiten. Ueberhaupt geniesse ich des Vortheils, da ich immer mehr für mich gearbeitet, als geschrieben habe, ziemlich den Bau aller derjenigen Sprachen zu kennen, über welche es Grammatiken giebt. Denn ich halte mich allerdings nur an diejenigen, bei welchen die Materialien ein Urtheil über den wahren Organismus erlauben. Mit denen, von welchen man nur Wörter kennt, ist für die eigentliche Sprachforschung nur wenig zu machen.

Verzeihen Sie, dass ich so weitläuftig geworden bin. Es war mir aber ein wirkliches Bedürfniss, Sie, der Sie immer so freundschaftlichen Antheil an mir und den Meinigen genommen haben, von mir und meiner Lage zu unterrichten. Entschuldigen Sie auch, dass ich nicht selbst geschrieben. Es wird mir so leichter und Sie gewinnen sehr dabei für das Lesen.

Leben Sie herzlich wohl.

[*Von Humboldt's eigner Hand.*] Mit innigster Freundschaft

der Ihrige

Humboldt.

XLV.

Tegel, 8. Mai 1830 [*dictirt*].

Ich sage Ihnen, theuerster Freund, meinen herzlichsten Dank für Ihren freundschaftlichen vor wenig Tagen empfangenen Brief, sowie für den, durch welchen Sie mir Herrn De Noël empfohlen haben. Die Bekanntschaft dieses wahrhaft kunstliebenden Mannes hat mir sehr viel Freude gemacht. Er hat neulich einen Tag bei mir zugebracht, und die Ihnen zum Theil bekannten Kunstwerke bei mir gesehen, auch das Grabmal meiner Frau, von denen er Ihnen wird erzählen können. Möchte ich nur einmal die Freude haben, auch Sie hier zu besitzen. Mit grossem Schmerze habe ich in Ihrem Brief von Ihrem Augenübel gelesen. Wenden Sie ja alle schonende Vorsicht an. Ich möchte Ihnen rathen, auch zu dictiren, wie ich gewöhnlich thue. Ich kann für mein Arbeiten nur von Einem Auge reden, da ich mit dem anderen allein, wegen eines schon stark vorgerückten grauen Staares weder lesen noch schreiben könnte. Auch das andere Auge ist schwach, erlaubt mir aber doch mit der Brille auch noch bei Lichte zu arbeiten.

Sie erhalten nunmehr mit diesem Briefe die lithographische Zeichnung meiner Frau, und ich schmeichle mir, dass Sie damit zufrieden sein werden. Ich bitte Sie, das zweite Exemplar, welches in dem Paket liegen wird, in meinem Namen an Niebuhr zu geben, dem ich besonders schreiben werde.

Was Sie mir von den Verhältnissen Ihrer Universität sagen, hat mir sehr leid gethan. Ich kann nicht die Apologie von dem machen, was geschieht, und kenne es nicht einmal genug in seinem inneren Zusammenhange. Davon aber würden Sie Sich selbst, wenn Sie einmal hier wären, überzeugen, dass nicht bloss die Absichten bei dem Minister die besten sind, sondern dass es auch weder

an dem thätigsten Eifer noch an Kenntniss und Einsicht fehlt. Es muss daher in dem Mangel liegen, von dem gehörigen augenblicklichen Sachverhältniss immer genau unterrichtet zu sein.

Sie werden in einiger Zeit, liebster Freund, eine Abhandlung von mir über einen grammatischen Gegenstand erhalten. Ich werde dieselbe durch Buchhändlergelegenheit an Lassen addressiren, da Sie abwesend sein könnten. Was aber hoffentlich gerechtere Ansprüche an Ihren gütigen Antheil haben soll, ist mein Briefwechsel mit Schiller, der in der Herbstmesse erscheinen wird. Ich habe ihn mit grosser Sorgfalt revidirt, und die Ueberflüssigkeiten weggeschnitten, über welche man in dem Goethischen, und nicht mit Unrecht geklagt hatte. Ich bitte Sie besonders auf meine jetzt eben fertig gewordene Vorerinnerung zu dem Briefwechsel zu achten. Sie wird ein paar Bogen einnehmen, und ich suche darin die Eigenthümlichkeit der Geistesart Schiller's und seinen Entwickelungsgang zu schildern. Es ist wirklich unverzeihlich, wie Schiller gegenwärtig durchaus nicht nach Verdienst gewürdigt, ja beinahe übersehen wird.

Leben Sie herzlich wohl. Mit innigster Freundschaft

der Ihrige

Humboldt.

Druck von Carl Schultze in Berlin,
Kommandanten-Strasse 72.